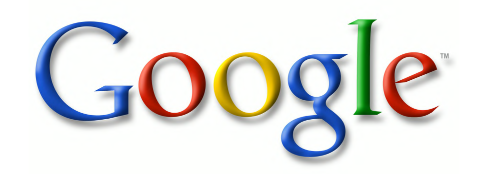
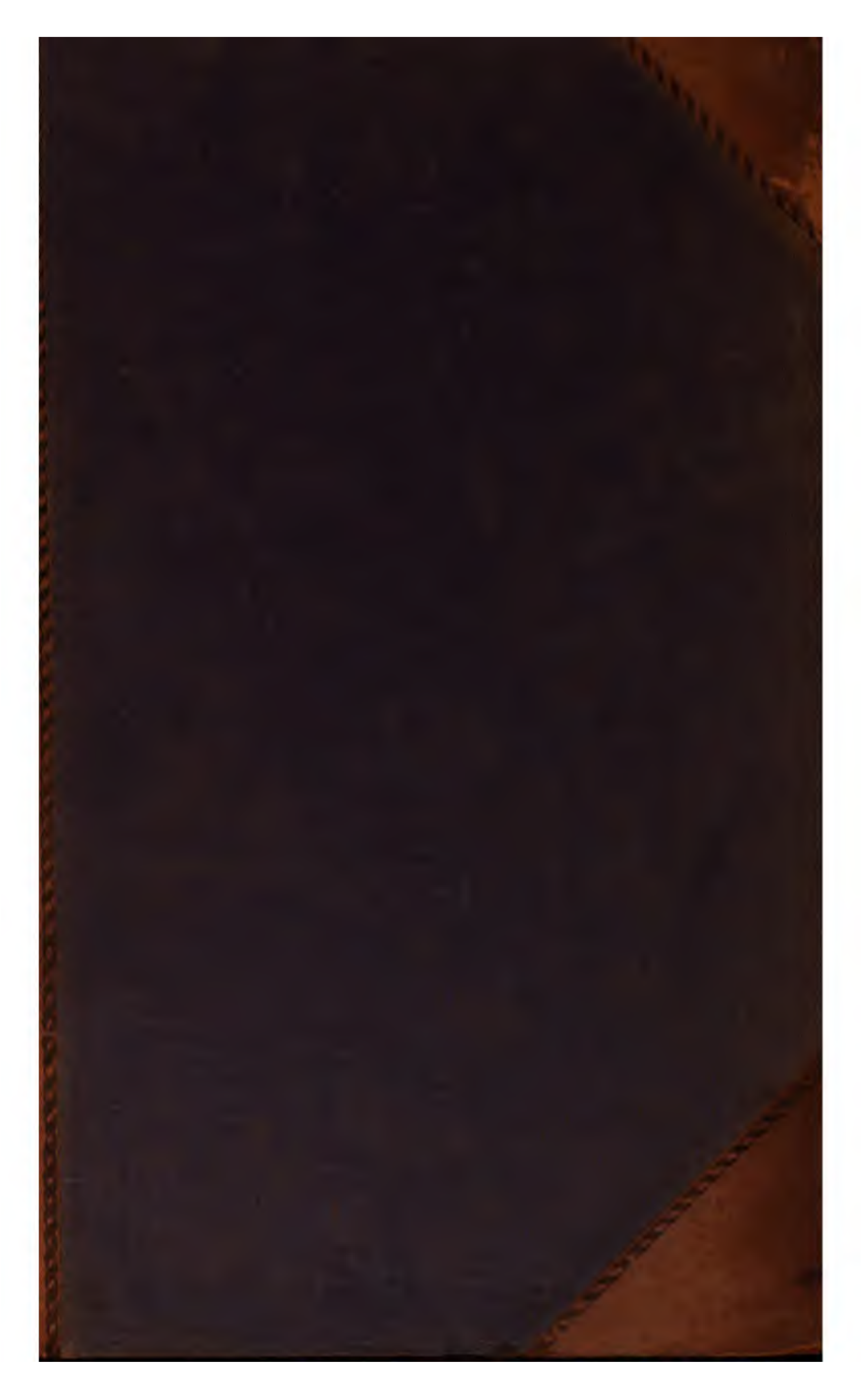
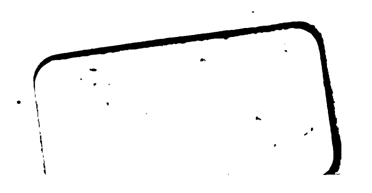




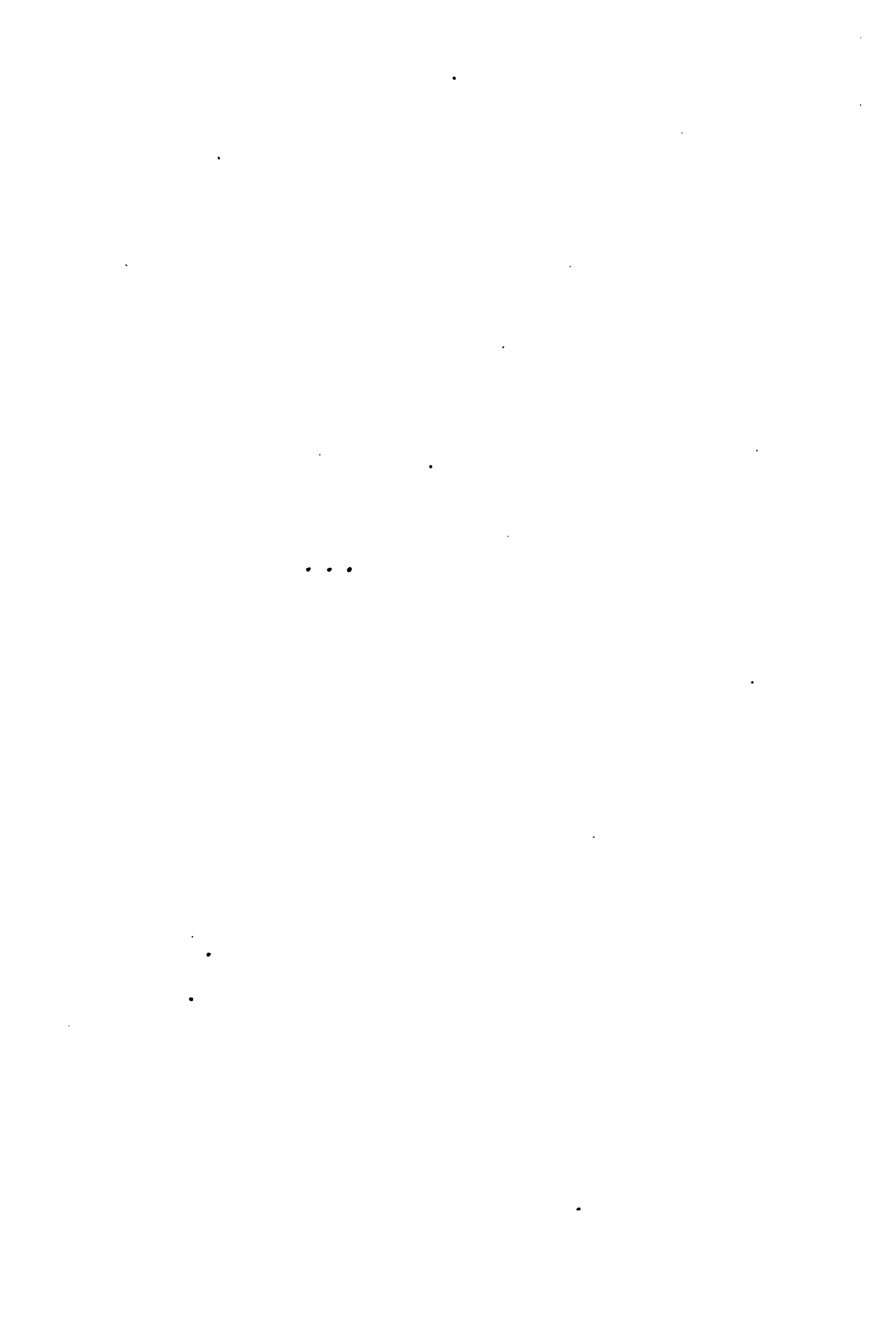












Neuer PLUTARCH,

oder:

Bildnisse und Biographien

der

berühmtesten Männer und Frauen

aller

Nationen und Stände;

von

den ältern bis auf unsere Zeiten.

Nach den zuverlässigsten Quellen

bearbeitet

von einem Vereine Gelehrter.

V. Band.

Mit 120 Bildnissen in Stahlstichen.

Pesth, 1853.

Verlag von Conrad Adolf Hartleben.



Druck von J. P. Sollinger's Witwe in Wien.



Alois Freiherr von Mednyánszky.

Geboren 1784. Gestorben 1844.

Dieser tüchtige Staatsmann und Geschichtforscher wurde den 20. April 1784 zu Prikopa in Ungarn geboren, machte seine Kurse im Theresianum zu Wien und auf der hohen Schule zu Preßburg, begann dann bei der ungarischen Hofkanzlei zu dienen, sah sich aber bald durch Familienverhältnisse gezwungen, Entlassung zu nehmen und seine Landwirthschaft selbst zu verwalten. Nebst der Oekonomie waren es geschichtliche Studien, die ihn ganz in Anspruch nahmen. Diese veranlaßten ihn, das nahe Wien mit seinen wissenschaftlichen Schätzen und tüchtigen Männern oft zu besuchen; er bereicherte zu dieser Zeit mehre ungarische und deutsche Zeitschriften mit interessanten geschichtlichen Aufsätzen, verband sich 1820 mit dem Freiherrn von Hormayr zur Herausgabe des bekannten Taschenbuches für vaterländische Geschichte, das sie gemeinschaftlich zehn Jahre fortsetzten, und ließ eine zugleich angenehm und gründlich geschriebene „Malerische Reise auf dem Waagflusse" (Pesth 1826 und 1843, bei Hartleben) und „Erzählungen, Sagen und Legenden aus Ungarns Vorzeit" (das. 1829) erscheinen. Seine Sammlung handschriftlicher Denkmähler für Ungarns Geschichte nahm jährlich zu und gehört zu den gehaltvollsten dieses Landes. Auf dem denkwürdigen Reichstage 1825 vertrat Mednyánszky die Opposition bei der Magnatentafel und zeichnete sich durch patriotischen Sinn, Gründlichkeit der Auffassung, Eleganz und Ruhe des Vortrages nicht weniger, als durch seine gemäßigten Formen aus; und so war es natürlich, daß er 1830, nachdem die Regierung sich wieder ganz auf die verfassungsmäßige Basis stellte, dieselbe bei der hohen Tafel unterstützte und zugleich wieder Dienste nahm. Statthaltereirath, bald Mitglied der National-Akademie, wirklicher Hofrath bei der ungarischen Hofkanzlei, Obergespan, geheimer Rath, Präsident der ungarischen Studienkommission, endlich Hofkammerpräsident, wirkte er, in der Literatur fördernd, in der Verwaltungssphäre organisirend und verbessernd, wie Wenige. Das ungarische Central-

Censurkollegium ward durch ihn organisirt; jene liberale Censur-Instruktion, unter welcher die ungarische Literatur neuester Zeit einen so mächtigen Aufschwung nimmt, ist sein Werk; und eben als er mit wesentlichen Verbesserungen in der Verwaltung der Staatsgüter beschäftigt war, raffte ihn eine kurze Krankheit den 17. Juni 1844 dahin, nachdem er eine stürmische Kongregation im Neutraer Komitat schloß, welche durch erschütternde Gemüthsbewegungen seinen Tod, wo nicht herbeigeführt, gewiß doch vorbereitet hatte.

Graf Aurel Dessewffy.

Geboren 1808. Gestorben 1842.

Einer der ersten Redner und Staatsmänner Ungarns neuester Zeit, und Gründer der jetzigen konservativen Partei, ward den 27. Juli 1808 zu Nagy-Mihály in Oberungarn geboren und genoß unter der Leitung seines, zu jener Zeit als Redner in Komitats- und Reichstags-Versammlungen berühmten Vaters eine sorgfältige Erziehung. Namentlich waren es die alten Klassiker, durch deren Lektüre der Vater schon früh den patriotischen Sinn seiner Söhne zu wecken und zu nähren bemüht war. Mit fünfzehn Jahren bezog Aurel die hohe Schule zu Kaschau; der im September 1825 begonnene Reichstag unterbrach aber seinen Kurs, da sein Vater, Deputirter des Szabolcser Komitats, den Bitten des Sohnes nachgebend, diesen mit sich nach Preßburg nahm, wo er, die Gesellschaft Gleichbejahrter verschmähend, sich ausschließend Männern von Ruf und Einfluß anschloß, bald auch Meinungen zu äußern und lebhaft zu vertreten begann. Um den Jüngling nicht zu sehr zu zerstreuen, und ihn den Belobungen, welche ihn bei solcher Jugend und Empfänglichkeit anmaßend und übermüthig zu machen drohten, zu entziehen, sandte ihn der Vater im Frühjahre 1826 nach Hause, wo er in wenigen Monaten das versäumte Schuljahr einholte und 1827 den juristischen Kurs auf der Akademie vollendete. Zur selben Zeit hatte sein Vater eine neue Quartalschrift, „Minerva,“ in Kaschau gegründet, welche Aurel mit einer Reihe ästhetischer Abhandlungen

nach Home, Blair, Sulzer und Bouterwek bereicherte, zugleich aber Staatengeschichte, Staatsrecht, Politik und die englischen Parlamentsredner zum Gegenstande seiner Studien machte. Das Jahr 1828 brachte er nach ungarischer Sitte mit juristischer Praxis in Pesth zu; im November ward er bereits bei der ungarischen Hofkanzlei in Wien angestellt, wo er vier Jahre der Genüsse in den Salons der vornehmsten Häuser zubrachte. Dabei verschaffte sich aber auch Dessewffy's reger, durchdringender Geist, hier an der Quelle, eine Kenntniß der österreichischen und ungarischen Staatsmaschine und eine höhere, den beschränkten Gesichtskreis der meisten ungarischen Reichstagsmänner weit überfliegende, Ansicht von den Interessen seines Vaterlandes, die die Grundlage seiner publizistischen Laufbahn und der auf dieser nachmals eingeernteten Freuden und Leiden wurde. 1832 ward er als Statthaltereisekretär nach Ofen übersetzt; trat 1833 das erste Mal bei Gelegenheit der Verhandlungen über die Religionsfrage bei der Magnatentafel als Redner auf und riß alle Gegenwärtigen durch seine eindringende Auffassung, Gedankenreichthum und Leichtigkeit zur Bewunderung hin. Vom Präsidium der Statthalterei bald zurückberufen, benützte er sofort als Feld für seine mit Glück betretene Rednerbahn die Komitatsdebatten in Pesth; nahm zugleich an den Verhandlungen der ungarischen Akademie, die ihn im November zum korrespondirenden Mitgliede wählte, Theil, arbeitete am Journal „Jelenkor" mit und schrieb über die Reform des ungarischen Reichstages: eine Schrift, welche erst nach seinem Tode erschien und vieles höchst Beachtungswerthe über die noch nicht erledigte Frage enthält. Bald, als er 1839 zum Statthaltereirathe ernannt wurde, erfolgte die Ausschreibung eines neuen Reichstages; Dessewffy wollte bei der unteren Tafel wirken, bewarb sich deshalb in Sáros um die Erwählung zum Deputirten, fiel aber durch; daher, und da die ultraliberale Partei bei der Magnatentafel fortwährend wuchs, unternahm er es, die konservativen Mitglieder dieser Tafel zu einer kompakten Partei zu verbinden, welche allerdings den Fortschritt, aber den gemäßigten auf der gegebenen historischen Basis mit Beachtung der allseitigen Interessen fortbauenden Fortschritt auf ihr Panier schrieb, und die Regierung, wo diese in ihrem guten Rechte war, unterstützte. Dessewffy war eine der glänzendsten Erscheinungen auf diesem Reichstage; seine Reden zeichneten sich nicht durch rhetorischen Prunk, sondern durch einen höheren staatsmännischen Standpunkt, Würde der Gesinnung, wahrhaft praktische Auffassung, strenge Logik und Klarheit aus; er suchte nicht auf das Ge-

fühl, sondern auf die Ueberzeugung zu wirken, und siegte zwar eben deshalb seltener, als die talentvollen Agitatoren der Gegenseite; aber er streute Samen aus, welche jetzt schon Früchte tragen, und erkämpfte sich bei dem unbefangeneren Theile der Gesetzgebung ein Zutrauen, welches ihm möglich machte, zu dem großen Werke der Versöhnung der Parteien, die sich am Anfange der Session schroffer als je gegenüber standen, ein Gutes beizutragen. Nach dem Schlusse derselben, die mit allgemeiner Amnestie endete, machte er im Auftrage der Regierung eine Reise nach England und Frankreich, um das Gefängnißwesen daselbst in Augenschein zu nehmen; zurückgekehrt kaufte er das ultraliberale Blatt „Világ" an, und führte es vom 18. August 1841 an im Geiste der gemäßigten Partei mit der ihm eigenen Umsicht und Gewandtheit; im November begann auch sein Antheil an den Arbeiten des Reichsausschusses, der mit dem Entwurfe eines Strafgesetzbuches betraut war. Seine seit Jahren her schon geschwächte Gesundheit, die fortwährende Thätigkeit, die sich keine Ruhe gönnte, die ununterbrochenen Angriffe sowohl in den Oppositionsjournalen, als in den Kongregationen des Pesther Komitats, die vielfältigen Verdächtigungen, die ihn verunglimpften, wirkten bei seiner sich mit jedem Tage krankhaft steigernden Reizbarkeit so zerstörend auf seine Kräfte, daß der zarte und heftig erschütterte Körper einer, durch heftige Verkühlung entstandenen Krankheit nicht widerstehen konnte, und diese ein Leben untergrub, das dem Vaterlande bereits höchst wichtige Dienste leistete und dazu berufen war, am großen Werke der Regeneration Ungarns wesentlichen Antheil zu nehmen. Er starb den 9. Februar 1842 in Pesth. Sein Tod, als des Führers einer durch Vereinigung mächtig werdenden Partei, welcher er so eben ein Organ, das erste, das sie besaß, gründete, hat auf die verschiedenen Nuancen der politischen Gesellschaft verschieden gewirkt. Alle haben ihn bedauert, und ließen seinen großen Talenten, als diese Niemanden mehr beunruhigten, Gerechtigkeit widerfahren. Einen Theil seiner Schriften sammelte sein Bruder Emil; auch deutsche erschienen in Pesth, 1843.

Cherubini.

Geboren 1760. Gestorben 1842.

Wenn es wahr wäre (was jedoch schwer zu beweisen), daß Frankreich keine nationelle Musik besitze, von geborenen Franzosen, so besäße sie doch dieselbe von eingebürgerten Franzosen. Gluck, Sacchini, Spontini, Rossini, Meyerbeer haben sich die Aufgabe gestellt, in ihrem Bestreben ihr musikalisches Genie dem Geiste des französischen Idioms, der französischen Literatur und Gesellschaft anzupassen, und dieses Ziel zu ihrem Vortheile erreicht. Auch Cherubini war einer jener Fremden, die nach Frankreich gekommen, um hier echt französische großartige Musik zu schreiben, und keiner gehörte Frankreich so früh, so lange, so gänzlich an, als eben dieser herrliche Meister. Seinen Taufschein und Accent ausgenommen, war Marie Ludwig Karl Zenobius Salvator Cherubini — so lautete der lange, aber mehr noch große Name — ganz Franzose.

Zu Florenz den 8. September 1760 geboren, gab sich schon der neunjährige Knabe dem Studium der Kompositionslehre hin, unter Meistern, die heutzutage längst vergessen sind: die Bartolomeo und Alessandro, Vater und Sohn, die Piedro Bizarro, die Giuseppe Castrucci. Mit achtzehn Jahren, schon berühmt durch manche auf dem Theater und in der Kirche errungenen Erfolge, begab er sich nach Bologna und vollendete hier, auf Kosten des Großherzogs, seine Ausbildung unter Sarti's Leitung. Da Sarti unmöglich allen Bestellungen genügen konnte, welche ihm sein Ruf nothwendig verschaffte, so verwendete dieser nicht selten seinen Zögling, besonders war derselbe oft beauftragt, die zweiten Rollen in Opern zu betonen. Zu gleicher Zeit begann Cherubini auf eigene Rechnung zu schreiben und Erfolge zu feiern. Alessandria, Livorno, Mantua, empfingen die Erstlingswerke seines Genie's. Im Jahre 1784 wurde er nach London berufen und komponirte hier zwei Opern: „la finta Principessa" und „Giulio Sabino." In seinem sechs und zwanzigsten Jahre kam er nach Paris und ließ sich, auf Viotti's Rath, daselbst nieder. Eine innige Freundschaft entstand zwischen den

beiden Künstlern, und durch sechzehn Jahre bewohnten sie dasselbe Appartement in der Rue Royale. Als Leonard, der Friseur der Königin Marie Antoinette, das Privilegium des italienischen Theaters erhalten hatte, vereinigte er sich mit Viotti, und dieser ließ durch Cherubini alle Nummern schreiben, welche man in den italienischen Partituren einschaltete. So entstanden köstliche Piecen, deren Andenken Künstler und Kunstkenner gleich treu bewahren. Die erste Oper, welche Cherubini für Paris schrieb, war „Demophon," wozu Marmontel den Text lieferte und die mit Vogler's gleichnamigem Sujet nicht verwechselt werden darf. Später, als ihm die französische Revolution eine großartigere, energischere, erhabenere Musik zum Bedürfnisse machte, komponirte er „Lodoiska," den „St. Bernhardsberg," „Medea" und den „Wasserträger," deren Popularität in Kurzem europäisch wurde. 1805 kam er nach Deutschland, wo die meisten seiner Opern längst Eingang gefunden hatten, und führte 1806 zu Wien seine „Faniska" auf. Dann kehrte er nach Paris zurück, wo er Mitglied der Akademie und des Prüfungsausschusses der zur Aufführung vorgelegten neuen Opern ward, auch nach der Rückkehr der Bourbons als königlicher Kapellmeister die Leitung der Kapelle übernahm. Noch muß man unter seinen dramatischen Arbeiten erwähnen: „das portugiesische Wirthshaus," „das Crescendo," „die Abenceragen;" im Jahre 1833 ließ er „Ali Baba" aufführen, dessen Partitur früher den Titel „Koukourdgi" führte.

Aber die Bühne nimmt nur den kleinsten Platz in Cherubini's musikalischem Leben ein; in der Kirche erhebt er sich zu seiner vollsten Höhe, dort ist es, wo ihn Wenige erreichen, Keiner übertrifft. Seine erste Messe war eines seiner größten Meisterwerke; sie allein ist Bürge seiner Unsterblichkeit. Etwa fünf Jahre vor seinem Tode schrieb er seine letzte Messe, blos für Männerstimmen; sie war es, welche man, seinem Willen gemäß, bei seinem Leichenbegängnisse aufführte.

Der edelste Privatcharakter zierte ihn. Ein unermüdlicher und liebevoller Lehrer, urtheilte er bescheiden über sich selbst, um mit desto größerer Wärme fremdes Verdienst anzuerkennen. Cherubini war immer und vor Allem Künstler; nie kannte er jene Spekulationen, welche die Kunst zur Industrie herabwürdigen, nie schrieb er eine einzige Note in der Absicht, Geld zu verdienen. Seine Werke, den „Wasserträger" ausgenommen, trugen ihm wenig ein. Seit langer Zeit hatte er, obwohl Familienvater, kein Einkommen, außer seiner Besoldung als Direktor

des Konservatoriums, welches er gründen half. Es ist daher nicht zu verwundern, daß er seiner Witwe und seinen Kindern nichts hinterließ, als einen unsterblichen Namen. Frankreich, ja Europa, sind seine eigentlichen Erben, denn ihnen gehören die Schüler, die er gebildet, die Früchte seines Genie's. So lange er etwas Kraft in sich fühlte, blieb er Direktor des Konservatoriums; er verließ diesen Posten nur, als er sich unfähig fühlte, ihn zu behaupten. Wenn man ihm rieth, Urlaub für einige Monate zu nehmen, dessen Verlängerung dann leicht zu erhalten wäre, antwortete er: »Besoldung anzunehmen für eine Stelle, welche man nicht ausfüllt, ist eines rechtlichen Mannes unwürdig.« Wenige Tage vor seiner Auflösung hatte sein Bewußtsein noch die vollste Klarheit, sein Geist noch die ganze Feinheit, sein Gedächtniß noch die ganze Kraft; und dann erlosch das Leben plötzlich. Der große Künstler starb den 15. März 1842, indem er einige Worte sagte, ohne daß irgend Jemand von seiner Umgegend vorhersehen konnte, daß diese Worte sein letztes Lebewohl wären.



Gluck.

Geboren 1716. Gestorben 1787.

Johann Christoph Ritter von Gluck stammte aus einer angesehenen Familie und kam zu Neustadt an der Waldnaab in dem baierischen Kreise Oberpfalz, unweit der böhmischen Gränze, am 4. Juli 1716 zur Welt. Sein Vater, welcher Jägermeister im Dienste des Fürsten Lobkowicz war, erkannte frühzeitig das musikalische Talent des Sohnes und schickte daher denselben nach Prag, wo er sich praktisch auf verschiedenen Instrumenten, besonders dem Cello, ausbildete. Im 17. Jahre trat Gluck in die Dienste des Prinzen Melzi in Mailand, wo er das Studium der Komposition begann; doch dauerte es zehn Jahre, bevor er seine erste Oper: »Artaxerxes,« zu Mailand, und 1742 seine zweite: „Demetrius," zu Venedig zur Aufführung brachte; beide hatten nur einen ephemeren Erfolg. 1745 ging Gluck nach London, wo er den »Sturz der Giganten« schrieb; auch

besuchte er Kopenhagen, kehrte aber bald wieder nach Italien zurück, wo er als beliebter Opernkomponist eine Reihe von Jahren fortlebte und über vierzig Opern auf die Bühne brachte. Fast alle diese Opern sind nebst den übrigen Erzeugnissen dieser Zeit verloren gegangen; obgleich man in Bibliotheken viele einzelne Partituren derselben aufbewahrt hat. Schwerlich würde irgend Jemand in diesen Arbeiten Gluck auffinden; und doch trifft man hie und da auf Spuren jenes tiefen Gefühlsausdruckes, aus welchem späterhin die wunderwürdigsten Schöpfungen hervorgegangen sind. Es trat für den Komponisten selbst ein Widerwillen gegen diese Gattung ein, deren hohle Vergänglichkeit er erkannt hatte. Nicht den Durst nach Erfolgen, denn diese hat er im reichsten Maße gehabt; kein äußerliches Bedürfniß, denn er war wohlhabend geworden; also kein vergängliches Motiv, sondern eine innere, künstlerische Nothwendigkeit drängte ihn, der Schöpfer einer ganz neuen Gattung von Kunstwerken zu werden. Die Bahn war nicht ohne Gefahren, denn er mußte allgemeine Vorurtheile bekämpfen; konnte vielleicht das Schicksal erleben (und erlebte es zum Theile), einen öffentlichen, schmachvollen Sturz zu erfahren, wo er auf dem früheren Wege der glänzendsten Triumphe gewiß war; freilich eines so scheinbar, wie das andere! Als das erste Erzeugniß, in welchem er diesen neuen Aufschwung nahm, ist „Orpheus und Eurydice," 1764 in Wien und dann zu Bologna aufgeführt, zu betrachten. Dieser Oper folgte „Alceste," 1768 zu Wien gegeben. Hienach wandte sich Gluck nach Paris, wo die Oper im höchsten Flor stand, und brachte hier die von Bailli de Roulet nach Racine bearbeitete Oper »Iphigenia in Aulis» zur Aufführung. Er hatte zuvor mit ungeheuren Schwierigkeiten zu kämpfen, da ihm die Kabale, welche die Vorrechte der italienischen Oper vertheidigte, jede Art der Hindernisse entgegensetzte. Doch der Schutz der Königin Marie Antoinette half ihm siegen und sein eigener Genius den errungenen Sieg als Eroberung behaupten. Iphigenia in Aulis hatte einen unbeschreiblichen Erfolg. Die Einführung einer ganz neuen Gattung der Oper, welche, alle todten und veralteten Formen vernichtend, nur die unmittelbare Wahrheit des Gefühls und des dramatischen Ereignisses ausdrückte, konnte nicht ohne Kampf geschehen. Dies ist der Kampf, der unter dem Namen desjenigen der Gluckisten und Piccinisten bekannt ist. Unter fortdauernder Bewegung brachte Gluck nun zuerst seine älteren Opern „Orpheus" und die umgearbeitete „Alceste," dann die „Armide" 1777, und endlich sein höchstes Meisterwerk: „Iphigenia in Tauris," 1779 zur Aufführung. Wie

groß auch der Enthusiasmus war, den er erregt hatte, bis zum innersten Verständniß seiner Kunstwerke waren doch nur wenige der ausgezeichnetsten Geister durchgedrungen. Iphigenia forderte den geläutertsten Sinn, weil die Sinne nichts darin bestach. Darum ließ sie bei der ersten Aufführung nur kalt und Gluck mußte am andern Morgen trauernd zu Rousseau sagen: „Vous savez, Iphigénie est tombée!“ — „Oui, mais du ciel!“ war bekanntlich die Antwort Rousseau's. Indeß hatte Gluck schon einen solchen Grad der Anerkennung für sich, daß eine neue Darstellung dem Werk einen größeren Erfolg bereitete. Gluck mußte gefühlt haben, daß er über diese Höhe hinaus nicht mehr zu steigen vermöge, selbst wenn ihn einige kleinere, jetzt vergessene Arbeiten, z. B. das Festspiel „Echo und Narziß,“ nicht darüber belehrt hätten. Großentheils lag dies auch am Gedichte (von dem sehr mit Unrecht vergessenen E. Guillard), welches in der Iphigenia in Tauris alle dramatischen Forderungen in einem so hohen Maße erfüllt, daß er schwerlich jemals eines wiederfinden konnte, wofür er sich so zu begeistern vermocht hätte. Und dieser Adel des Stoffes ist es, dessen die Gluck'schen Opern durchaus nicht entbehren können, weil der musikalische Gedanke fast nie absolut, sondern stets in der innigsten Verschmelzung mit dem dichterischen erscheint. Gluck verließ den Schauplatz, wo die Glorie seines Ruhmes im höchsten Glanze gestrahlt hatte, und kehrte nach Wien, das ihm doch die eigentliche deutsche Heimat gewesen, zurück. Am 17. November 1787 nahm hier der Tod den bis zuletzt kraftvollen, feurigen Greis hinweg. Unvollendet hinterließ er eine Oper: „die Danaiden,“ deren Ausarbeitung Salieri übernahm und nicht ohne Glück vollbrachte. Ein Jahr nach seinem Tode wurde seine, von dem berühmten Houdon in Marmor verfertigte Büste auf Befehl Ludwig's XVI. im Foyer des Pariser Operntheaters aufgestellt. Sein Grabmonument auf dem Matzleinsdorfer Friedhofe wurde 1846 erneuert. Gluck nimmt deshalb den ersten Platz, nicht als Musiker, sondern durch die Gesammtheit seines Wirkens ein, weil er in der höchsten, schwierigsten Gattung, in dem rein idealen Kunstwerk, diesen erhabensten Gipfel erreicht; weil er ihn so erreicht, daß er streng genommen bis jetzt allein geblieben ist. Von Allem, was in seiner Gattung sich auf der Bühne heimisch zu machen gesucht hat, ist nichts über eine schnelle Vergänglichkeit hinausgekommen; nicht, weil es an sich so geringen Werthes gewesen wäre, sondern weil es so unendlich schwierig ist, in dieser Gattung das wirklich Bedeutungsvolle zu leisten. Und beurtheilen wir die Natur der größten Meister richtig, so ist es kein Zufall, daß weder Haydn,

noch Mozart, noch Beethoven sich auf diesen Boden gestellt haben, sondern es fehlten ihnen dazu die mitwirkenden Eigenschaften, ohne die ein solches in dem innersten Zusammenhange stehendes dramatisches Werk nicht zu erzeugen ist. Und Andere, denen es an diesen Eigenschaften noch mangelt, entbehren, wie Sacchini, der schöpferischen Kraft, die eben so unerläßlich dazu ist. So bleibt denn Gluck für jetzt noch allein auf einsamer Höhe, wo er bei dem täglich tiefer sinkenden Niveau des Kunstzustandes dem Erkennen und der richtigen Würdigung immer ferner entrückt wird.

Laroche-Jacquelin.

Geboren 1772. Gestorben 1794.

Unter den Helden und Blutzeugen der Treue für König und Gesetz begegnen wir auch dem ritterlichen Grafen Heinrich Duverger von Laroche-Jacquelin. Am 30. August 1772 auf einem Landgute unweit Chatillon geboren, empfing er seine erste militärische Bildung in der Kriegsschule zu Sorèze, von wo aus er in die konstitutionelle Garde Ludwig's XVI. trat. Nach den Auftritten vom 10. August 1792 verließ er Paris und begab sich in die Gegend von Parthenay zu dem Marquis von Lescure, seinem Verwandten und vertrauten Freunde. In der Vendée hatten sich bereits verschiedene Bewegungen zu Gunsten der königlichen Sache gezeigt, ohne daß er daran Antheil nahm, und nur erst als die Landleute der Gegend von Parthenay sich auch erhoben, gab er deren Verlangen nach, stellte sich an ihre Spitze und vereinigte sich mit den Generalen Bonchamp und Elbéé. Sobald er erfuhr, daß der republikanische General Quetineau in die Vendée eingedrungen sey, begab er sich in sein Geburtsland, gewann die Bewohner der Gegend von Chatillon und St. Aubin de Baubigne für die Sache der reinen Monarchie, und wußte ihnen den Enthusiasmus einzuflößen, der ihn selbst beseelte. »Wir wollen zum Kampfe gehen,“ sagte er; „wenn ich weiche, dann tödtet mich, gehe ich vorwärts, so folget mir, und wenn ich falle, so rächet mich!“ Die Vendéer wollten um jeden Preis sich auszeichnen: sie blieben im Gefechte bei des Aubiers Sieger. Dieser Vortheil hatte die wichtigsten Folgen; die Republikaner verließen

das Land, in welchem nun der Marquis Lescure eine neue Organisation bewerkstelligte und besonders das Schloß von Clisson so befestigen ließ, daß es stets ein fester Stützpunkt für die Operationen der Königlichen blieb. Laroche-Jacquelin verband sich mit Lescure, vereinigte sich mit der Armee von Anjou und nahm Theil an dem Gefechte bei Beaupréau, wodurch die Republikaner zum Rückzuge über die Loire genöthigt wurden. Bei der Wegnahme von Thouars focht er als gemeiner Soldat, erstieg als einer der Ersten die Mauern und setzte beide Armeen in Verwunderung über seine ausgezeichnete Tapferkeit. Die erste Affaire bei Fontenay, obgleich für die Königlichen unglücklich, schwächte ihren Eifer nicht; neun Tage darauf, am 25. Mai 1793, erfochten sie auf dem nämlichen Schlachtfelde einen glänzenden Sieg; der Graf befehligte dabei den linken Flügel. Am 7. Juni bemächtigte er sich des verschanzten Lagers bei Varrins, und nur von einem einzigen Offizier begleitet, drang er in Saumur ein, eine Handlung der Verwegenheit, welche aber die Wegnahme der Stadt entschied. Während die königliche Armee in ihren Versuchen auf Nantes scheiterte, deckte Laroche-Jacquelin mit einer Division die Vendée, mußte aber Saumur verlassen, und wurde, so wie Lescure, am 5. Juli in dem Gefechte bei Moulin-aux-chèvres geschlagen; doch schon am 10. kämpfte er wieder glücklich bei Chatillon gegen Westermann, am 15. schlug er bei Martigné Briand, ward aber dagegen am 4. August bei Doué besiegt. Glücklicher war er am 5. September bei dem Angriffe des verschanzten Lagers von Chantonay, wo er durch eine Umgehung den glücklichen Ausgang herbeiführte; eben so zeichnete er sich bei Erigné aus, welches er, mit Bonchamp vereint, wegnahm. Beim Anfange dieses Gefechtes wurde ihm durch einen Schuß der Daumen zerschmettert; er achtete dies nicht, sondern blieb bis zur Beendigung des Kampfes auf seinem Posten; doch am nächsten Tage mußte er sein Kommando niederlegen, um Sorge für die Wunde zu tragen. Als die Angelegenheiten der Vendéer am übelsten standen, wurde er, obgleich erst 21 Jahre alt, zum Oberbefehlshaber ernannt. Er begab sich sofort in die Bretagne, um dort eine Vereinigung mit den Engländern zu bewirken, die Miene machten, eine Landung zu unternehmen. Am 22. Oktober griff er die Republikaner bei Laval an und nahm diesen Platz. Drei Tage darauf erfolgte das heftige Gefecht bei Entrames gegen den General Lechelle, der das Oberkommando der Republikaner führte, und in diesem vierundzwanzigstündigen Gefechte zeigte der junge königliche Feldherr, daß er mit dem persönlichen Muthe des Kriegers auch die Ta-

lente des Heerführers vereinige. Auch in den Gefechten bei Ernée und Fougères blieb er Sieger; dann aber nöthigten ihn die Umstände zum Rückzuge. Am 5. Dezember griffen die Vendéer Angers an, fanden aber den heftigsten Widerstand, konnten daher die Passirung der Brücke bei Cé nicht unternehmen und gingen nach Laflèche zurück, wo nicht weniger Schwierigkeiten und Gefahren ihrer harrten. Zwischen die von den Republikanern besetzte Stadt und das verfolgende Heer eingeschlossen, waren sie nahe daran, an den abgebrochenen Brücken der Loire niedergehauen zu werden. In dieser verzweifelten Lage nahm Laroche-Jacquelin vierhundert auserwählte Reiter, deren jeder einen Infanteristen hinter sich hatte, ging mit ihnen an der Loire hinauf, bis er eine Furt fand, war der Erste, der sie passirte, stürzte sich dann auf Laflèche, nahm es und stellte die Brücke wieder her. Diese schöne That, in welcher sich Kühnheit, Geistesgegenwart und Thätigkeit glänzend vereinen, konnte das Uebel nur um einige Tage aufhalten; denn die Armee, der es an Lebensmitteln fehlte und die durch mannigfaltige Verluste geschwächt war, hatte mehr Bedürfniß zu ruhen, als zu schlagen. Der Graf Laroche-Jacquelin glaubte in Mans Hilfsmittel aller Art zu finden; doch er fand den berühmten General Marceau hier, der am 12. Dezember einen blutigen Sieg über die Vendéer erfocht, deren General, zwar geschlagen, aber nicht entmuthigt, die Trümmer seines Heeres auf der Straße nach Laval sammelte und dann mit Gewaltmärschen nach Ancenis ging, wohin ihm die Republikaner folgten. Am 15. traf er dort ein, fand aber keine Fahrzeuge, die Loire zu passiren; man sah nur am jenseitigen Ufer vier Barken, aber Niemand wagte es, sie herüberzuholen. Laroche-Jacquelin selbst, gefolgt von Stofflet und Laville de Baugé, warf sich in einen kleinen Kahn und erreichte das andere Ufer in dem Augenblicke, wo die Republikaner die Ueberreste des königlichen Heeres angriffen und zerstreuten; ihre gänzliche Auflösung erfolgte wenige Tage darauf im Gefechte von Savenay. Dem Grafen gelang es, nicht ohne Mühe, zu Charette zu gelangen und mit diesem in das obere Poitou einzubringen. Beide Generale machten Ansprüche auf den Oberbefehl; Laroche-Jacquelin konnte sich nicht entschließen, unter Charette zu dienen; er verließ ihn, von achthundert Mann gefolgt. Es gelang ihm, trotz dem, daß die Gegner das Land besetzt hielten, einige Aushebungen zu machen, wodurch er in den Stand gesetzt ward, einen Partisanenkrieg zu führen, der abwechselnd Glück und Unglück brachte, sich aber weniger durch die militärischen Ereignisse, als durch die Grausamkeit des jedesmaligen Siegers auszeichnete.

So verging der Winter von 1793 zu 1794. Der General Corbelier verfolgte ohne Unterlaß die Vendéer, deren Chef seinen Glücksstern untergehen sah; nur im März schien ihm dieser wieder zu leuchten. Er hatte bei dem Dorfe Trementine einige Vortheile erfochten und begab sich am 4. März 1794 nach dem Flecken Nouailles, den die Garnison von Chollet niederbrennen wollte. Bei der Verfolgung derselben sah er zwei republikanische Grenadiere, die eben niedergehauen werden sollten; mit verhängtem Zügel eilte er, sie zu retten; einer derselben, der diese Absicht freilich nicht wissen konnte, glaubte, nur einen neuen Gegner zu sehen, und streckte ihn durch einen Flintenschuß nieder. — So endete, noch nicht zwei und zwanzig Jahre alt, ein Krieger, der die schönsten militärischen Talente besaß und zu großen Hoffnungen berechtigte. Die Liebe der eigenen Truppen, so wie die Achtung derer, die er bekämpfte, folgten ihm in das Grab.

Herzog von Enghien.

Geboren 1772. Erschossen 1804.

Noch immer sind die näheren Umstände jenes heimlichen Blutgerichts, welchem der ritterliche Herzog zum Opfer fiel, nicht völlig aufgehellt; doch schon damals erhob sich aus dem Grabe des zwecklos Gemordeten ein Rachegeist, zeigte die französische Gewaltherrschaft, welche anfangs durch schmeichelnde Täuschungen die Gemüther verblendete, in ihrem wahren Lichte und erweckte den Flintenschüssen im Graben zu Vincennes endlich jenen donnernden Wiederhall, vor welchem zuletzt die ganze stolze Erscheinung zerstäuben mußte.

Louis Antoine Henri von Bourbon, Herzog von Enghien, der letzte Nachkomme des großen Condé, kam am 2. August 1772 in Chantilly zur Welt, genoß als Zögling des Abbé Millot eine treffliche Erziehung und hatte sich bereits durch die vorzüglichen Eigenschaften seines Geistes und Herzens in der öffentlichen Achtung sehr hoch gestellt, als ihn die Revolution 1789 aus seinem Vaterlande entfernte. Nachdem er mehrere Reisen unternommen, trat er 1792 in das, durch seinen Großvater, den Prinzen Condé,

am Rheine gebildete Emigrantenkorps, befehligte 1796 bis 1799 die Avantgarde desselben und theilte dessen größtentheils unglückliche Schicksale, bis es 1801 durch den Luneviller Frieden aufgelöset wurde. Er ließ sich darauf als Privatmann zu Ettenheim im Großherzogthume Baden nieder und lebte ruhig und sorglos im Umgange mit der von ihm zärtlich geliebten und heimlich ihm angetrauten Prinzessin Charlotte von Rohan-Rochefort. Damals quälte sich der erste Konsul, Bonaparte, mit finsteren Träumen von Verschwörungen und Anschlägen gegen seine Person. Die französischen Prinzen hatten, so überbrachten ihm seine Kundschafter, angeblich einen Plan entworfen, mit Hülfe Englands und unter thätiger Mitwirkung Pichegru's, der Herzoge von Polignac u. A., sich des französischen Thrones zu bemächtigen; Enghien sollte, was längst widerlegt worden, verkleidet in Paris gewesen sein und mit Dumouriez geheime Reisen gemacht haben. Bonaparte glaubte aus Enghien's Papieren Näheres zu erfahren und beschloß dessen Verhaftung. In der Nacht vom 14. zum 15. März 1804 wurde, auf Befehl des ersten Konsuls, der Herzog auf neutralem Gebiete durch den General Ordener aufgehoben und sammt seinen mitverhafteten Dienern in größter Eilfertigkeit über Straßburg nach Vincennes gebracht. Dort am Abende des 20. März im Gefängnisse vor Hunger und Ermüdung eben eingeschlummert, wurde er um eilf Uhr in der Nacht wieder aufgeweckt und vor ein Kriegsgericht gestellt, in welchem der General Hulin präsidirte. Ungeachtet er so erschöpft war, daß ihm während des Verhörs öfter die Augen zufielen, vertheidigte er sich doch über jeden einzelnen Punkt mit Fassung und Würde; nicht einmal ein Vertheidiger wurde ihm gestattet. Er erklärte, daß er kein Verschwörer sey und sprach seinen Wunsch aus, Bonaparte zu sprechen oder an ihn zu schreiben; doch gab er zu, die Waffen gegen Frankreich geführt zu haben und von England einen Monatsgehalt zu beziehen. Dies nahm man zum Grunde, ihn zum Tode zu verurtheilen. Der gegen den Herzog milder und gerechter gesinnte Hulin ließ sich leider durch Savary, den nachmaligen Herzog von Rovigo, der, als Befehlshaber der Gensd'armes d'Elite, ungesetzlich bei dem Kriegsgerichte gegenwärtig gewesen war, einschüchtern, und so erfolgte die Hinrichtung schon an demselben Morgen im Schloßgraben zu Vincennes. Enghien wollte einem Soldaten einen Brief, eine Locke und einen Ring zur Besorgung an die Prinzessin von Rohan zustellen, aber ein Offizier entriß ihm diese Gegenstände mit den Worten: „Von einem Verräther keine Aufträge!“ Der Herzog stellte sich hierauf mit männlicher Fassung den Gensd'armes

gegenüber und fiel mit den Worten: „Wohlan, meine Freunde!" von ihren Kugeln durchbohrt. Hulin fuhr eben durch das Thor von Vincennes, um sich zu dem ersten Konsul zu begeben und diesen um Gnade zu bitten, als ihn die Schüsse belehrten, daß es zu spät sei. Savary läugnet jedoch in seinen Memoiren diese Thatsache, und will die Schuld auf Talleyrand und Andere wälzen. Bonaparte erschrak, als er diese zu eilige Hinrichtung erfuhr, bereuete die That oft und erklärte später in seiner Gefangenschaft, daß er dem Staatsrathe Rénal befohlen habe, Enghien zu verhören, und daß nur die vorschnelle Dienstfertigkeit seiner Untergebenen Schuld an dem Tode des Herzogs gewesen sey. Einen Brief, den er, zufolge seiner Memoiren, erst nach der Hinrichtung erhalten haben will, hat Enghien nicht geschrieben; vielleicht war es der Brief an die Prinzessin Rohan, den Bonaparte las. Nach der Restauration wurde Enghien's Leichnam ausgegraben, und bei ihm noch Uhren und Geld gefunden, was die Fabel von Beraubung des Leichnams nach der Exekution widerlegt. Eben so ungegründet ist die Sage, daß Murat bei der Exekution zugegen gewesen sey und daß er und Andere den Herzog mit Worten verletzt hätten. Ludwig XVIII. und die Kammern ließen dem Gemordeten in der Kirche zu Vincennes ein Denkmal setzen.

Karl August Böttiger.

Geboren 1760. Gestorben 1835.

Dieser berühmte deutsche Archäolog und Literator erblickte das Licht den 8. Juni 1760 zu Reichenbach im sächsischen Voigtlande, wo sein Vater, Johann Karl, damals die Konrektorstelle bekleidete, besuchte Schulpforte, studirte in Leipzig, war kurze Zeit Hauslehrer in Dresden, 1784 Rektor in Guben, 1790 Rektor am Gymnasium zu Bautzen, ging aber schon im folgenden Jahre, hauptsächlich durch Herder's Vermittlung, als Direktor des Gymnasiums und Oberkonsistorialrath nach Weimar, genoß hier des Umganges mit Deutschlands herrlichsten Geistern, Schiller, Herder, Wieland und Goethe, und unternahm mit dem gelehrten Künstler H. Meyer

gemeinschaftliche Studien in Bezug auf Archäologie. Doch schon damals begann er, wozu er durch sein ganzes Leben sich neigte, seine literarischen Kräfte durch zu allseitiges Wirken zu zersplittern, indem er das „Journal des Luxus und der Mode" unter Bertuch's Namen, später auch die Herausgabe des „Neuen deutschen Merkur" und des Journals „London und Paris" allein besorgte, die Kupfererklärungen selbst übernahm, viele Beiträge in die „Allgemeine Zeitung" lieferte u. s. w. Gleichwohl fand er in Weimar noch Zeit zur Abfassung von Hauptwerken, wie: „Sabina, oder Morgenscenen einer reichen Römerin; ein Beitrag zur richtigen Beurtheilung des Privatlebens der Römer und zum besseren Verständniß der römischen Schriftsteller;" die nicht vollendeten „griechischen Vasengemälde, mit archäologischen und artistischen Erläuterungen und Originalkupfern," und zu anderen ähnlichen Abhandlungen.

1804 erhielt er, mit dem Charakter als Hofrath, den Ruf als Studiendirektor des Pagenhauses nach Dresden, und eröffnete hier in seiner Wohnung Vorlesungen über einzelne Zweige der Alterthumskunde und alten Kunst, in deren Folge mehre neue, treffliche Werke dem Drucke übergeben wurden. Bei Vereinigung des Pageninstitutes mit dem Kadetenhause (1814) ward er Studiendirektor bei der Ritterakademie und Oberaufseher über die königlichen Museen der antiken Marmors und Mengs'schen Gipsabgüsse, seit welcher Zeit er, von dem ihm eigenen Mittheilungsdrange bewegt, bis 1825 während des Sommers unentgeltlich Vorlesungen über einzelne Theile der Kunst der Archäologie hielt, welche abermals die Herausgabe einiger schätzbaren Werke veranlaßten. Zugleich stiftete er mehren ausgezeichneten Verstorbenen seiner Zeit literarische Denkmale. Nachdem er früher die Mechanik des griechischen und römischen Theaters beleuchtet und das Iffland'sche Spiel entwickelt hatte, behandelte er in der Dresdner „Abendzeitung" die neuere Schauspielkunst, wobei man nicht Gelehrsamkeit und Tiefe, aber Energie des Urtheils vermißte. Durch seine Anregung erhielt seit 1816 das „Morgenblatt" ein Kunstblatt. Bei Neugestaltung der Ritterakademie wurde 1821 die Stelle eines Studiendirektors aufgehoben; doch behielt Böttiger lebenslänglich seinen früheren Gehalt. Seit dieser Zeit gab er heraus: das die Abendzeitung begleitende „artistische Notizenblatt: „Amalthea," oder Museum der Kunstmythologie und bildenden Alterthumskunde," fortgesetzt unter dem Titel: „Archäologie und Kunst;" mit B. W. Seiler die „Erklärung der Muskeln und Basrelief's an Matthäi's Pferdemodellen;" „Ideen zur Kunstmythologie." Außerordentlich groß ist


BÖTTIGER
R. Z. BECKER
1755
1798
CRELL



die Zahl seiner kleineren Gelegenheitsschriften und der in Journalen zerstreuten Aufsätze. Das Institut von Frankreich ernannte ihn 1832 zum auswärtigen Mitgliede; mehre andere verdiente Auszeichnungen waren vorausgegangen.

Böttiger starb zu Dresden am 17. November 1835, an den Folgen einer Erkältung, im sechsundsiebzigsten Lebensjahre. Sein Tod erregte die allgemeinste Trauer, da seine immer bereitwillige Mittheilung, seine hohe Würde als Gelehrter und seine Tugenden als Mensch ihm unter allen Ständen Verehrung und Liebe eingeerntet hatten. Für Dresden galt er durch dreißig Jahre als der Mittelpunkt der dortigen geistigen Bestrebungen, und seiner freundlichen Zugänglichkeit allein gebührt das Verdienst, diese Stadt, wo damals engherziges Cliquenwesen, vornehmes Zurückziehen und Absperren der älteren Gelehrten und deren dünkelhaftes Ignoriren jüngerer Talente, auf literarische Verknöcherung hinarbeiteten — vor ähnlicher Schmach gerettet zu haben. Keinem hatte er wehgethan, die Meisten — gern bekennt sich zu ihnen auch der Verfasser dieses Aufsatzes — sich zu Danke verpflichtet. Als daher am 21. November seine sterbliche Hülle unter dem Geläute aller Glocken zu ihrer Ruhestätte auf den Eliaskirchhof geführt wurde, schlossen sich unaufgefordert mehr als dreihundert Verehrer und Freunde des Dahingeschiedenen aus allen Ständen und Lebensverhältnissen an, und mehr als dreißig Wagen, darunter die Equipagen des Prinzen-Mitregenten (jetzigen Königs) Friedrich August, des Prinzen Johann und aller Minister und Gesandten, folgten dem Zuge. Männer, hochgestellt in Leben und Wissenschaft, wie der Oberhofprediger v. Ammon und der Staatsminister Bernhard von Lindenau, sprachen an seinem Grabe Worte der Rührung und der Liebe.

Nur durch genaue Kenntniß der alten und neueren Sprachen und ihrer Literatur, durch glückliches Zusammenstellungsvermögen bei der ausgebreitetsten Belesenheit, durch lebhafte Darstellungsgabe bei umfassender Gelehrsamkeit und einem bewundernswürdigen Gedächtnisse, wurde es Böttiger möglich, sich in so viele Fächer menschlichen Wissens zu wagen. Daß dadurch seine Thätigkeit häufig mehr, als wünschenswerth, zersplittert wurde, und man deshalb in seinem Wirken eine gewisse Einheit vermißt, müssen seine Freunde am Meisten beklagen. Sein erregbarer Geist ergriff jeden Gegenstand mit unwiderstehlichem Interesse; er liebte Alles, was ihm gut und würdig erschien, welcher Sphäre es auch angehören mochte. Dazu kam sein edles, wohlwollendes Herz, das überall zu ermuntern, zu helfen

strebte und den Antheil für die Person auch gerne auf die Sache übertrug; nicht minder seine ungeheuren gelehrten Verbindungen, welche weit über Europa hinausreichten und ihm, außer dem Zeitaufwande, auch manche Rücksichten auferlegten, denen der liebevolle Greis sich bisweilen fast zu bereitwillig unterordnete. Immerhin möge ihn dieser Tadel treffen. Das, was er geleistet, steht selbst in seiner Vereinzelung schön und groß da, getrennt in äußeren Formen, aber vereinigt durch die Harmonie eines reichen, unerschöpften Geistes, eines warmen, jugendlichen Herzens, und sichert dem edlen, dem hochverdienten Manne einen unvergänglichen Namen.

Rudolf Zacharias Becker.

Geboren 1752. Gestorben 1822.

Rudolf Zacharias Becker gehört zu jenen seltenen Männern, die nicht nur durch Wort und Schrift für Heranbildung und Veredlung des Volkes fruchtbringend wirkten, sondern auch, mit Muth und Thatkraft ausgerüstet, sich in der Stunde der Gefahr der deutschen Sache nicht entzogen. Zu Erfurt den 9. April 1752 geboren, studirte er in Jena Theologie und lebte unter Dalberg's bildendem Einflusse eine Zeitlang als Hofmeister zu Erfurt. Frühzeitig bildete er sich durch eigene praktische Lebensansichten und durch ein rastloses Streben nach nützlicher Zweckmäßigkeit zu einem weltbürgerlichen Volksschriftsteller; er steht in dieser Hinsicht sowohl durch seine vielfältigen, dahin einschlagenden schriftstellerischen Unternehmungen, als auch wegen des wahrhaften Nutzens, den er nicht allein unter dem Volke, sondern auch unter den höheren Ständen gestiftet haben dürfte, vielleicht vor allen anderen deutschen Schriftstellern als der Einzige da. Auf diese Bahn führte ihn zuerst eine Preisaufgabe der Berliner Akademie der Wissenschaften im Jahre 1779 über die Frage: „Ist es nützlich, das Volk zu täuschen?" deren Preis er gewann. Später Lehrer im Philantropinum

zu Dessau, wendete er sich 1783 nach Gotha, wo er im größeren Sinne wirkte und zugleich durch den umsichtigsten buchhändlerischen Betrieb seiner Unternehmungen seinen Wohlstand hob. Immer war er bemüht, in den mannigfaltigsten schriftstellerischen Gewändern diejenigen praktischen Grundsätze, welche er sich für das bürgerliche Leben gebildet hatte, zur Kenntniß des großen Haufens zu bringen und dadurch gleichsam als allgemeiner Volkslehrer allen denjenigen nützlich zu werden, die theils durch eigene, theils durch fremde Schuld in einem Zustande physischer und sittlicher Roheit gehalten worden sind, welcher auch dem gleichgiltigsten Beobachter nicht entgangen seyn kann: wir meinen die niederen Volksklassen. Unter seinen schriftstellerischen Unternehmungen, durch welche er die besagten Zwecke zu verwirklichen sich bemühte, steht sowohl seiner Nützlichkeit, als auch seiner größeren Verbreitung wegen, sein „Noth- und Hilfsbüchlein" in Vereinigung mit dem „mildheimischen Liederbuche" oben an, von welchem ersteren nach Becker's eigener Angabe seit dessen Erscheinen die ungeheure Anzahl von vielleicht einer Million Exemplare gedruckt und nachgedruckt worden ist. Dieser beispiellose Absatz bürgt uns für die Zweckmäßigkeit des Werkes, also für die richtige und praktische Ansicht seines thätigen, um das allgemeine Wohl rastlos bemühten Verfassers. Eine nicht minder nützliche, obgleich nicht so sehr verbreitete, aber dessen ungeachtet sehr verdienstliche Unternehmung war sein „allgemeiner Reichsanzeiger," der 1791 begann und 1806 wegen der veränderten Lage Deutschlands den Titel „allgemeiner Anzeiger der Deutschen" erhielt. Auch die „National-Zeitung der Deutschen," welche der im Jahre 1796 begonnenen „Zeitung für die Jugend" von 1800 — 1811 folgte, bewährte die lobenswürdige Absicht und den rastlosen Eifer, mit welchem Becker für bürgerliches Wohl und vernünftige Aufklärung noch im Alter zu handeln strebte. Aber nicht minder, als die genannten Schriften, zweckten auch alle seine übrigen schriftstellerischen Unternehmungen, deren vollständige Erwähnung uns hier die Beschränktheit des Raumes verbietet, auf gleiche Nützlichkeit ab und erreichten diese Absicht, so wie den Vortheil des Verfassers, auf eine ausgezeichnete Weise. Ein unbekannter Anlaß des Mißfallens, den er im Jahre 1811 der französischen Regierung zu geben das Unglück hatte, war Ursache, daß man ihn von Gotha nach Magdeburg führte, wo er eine ziemlich lange Muße zur Durchsicht und gänzlichen Umarbeitung seines Noth- und Hilfsbüchleins verwandte; worauf er im Frühlinge 1813 in den Schooß seiner Familie zurückkehrte. Eine Frucht dieser bitteren Erfahrung war die zeitgeschichtlich

merkwürdige Schrift: „Becker's Leiden und Freuden in siebzehnmonatlicher französischer Gefangenschaft." Er starb am 28. März 1822. Seine Unternehmungen leben in dem Etablissement seines Sohnes fort.

Julian Niemcewicz.

Geboren 1755. Gestorben 1841.

Einer angesehenen Familie Polens entsprossen, war Niemcewicz Nuntius der Provinz Liefland und Marschall bei der polnischen Reichsversammlung 1788 bis 1792, kämpfte als Adjutant Kosciusczko's 1794 gegen die Russen und wurde mit Diesem in dem Treffen bei Macziejowicze gefangengenommen und zu Petersburg in Haft gehalten, bis Kaiser Paul I. nach seiner Thronbesteigung 1796 den gefangenen polnischen Generalen die Freiheit schenkte. Niemcewicz folgte seinem Freunde Kosciusczko nach Nordamerika, wo er sich häuslich niederließ und fast ausschließlich den Musen lebte. Das Verlangen, sein Vaterland und seine Familie zu sehen, trieb ihn 1802 nach Warschau, wo er zwei Bände seiner Werke herausgab, welche in die von Thaddäus Mastowsky veranstaltete Sammlung polnischer Autoren aufgenommen wurden. Von hier aus unternahm er eine Reise nach Paris und kehrte dann 1804 nach seinem Asyl zurück. 1807 verließ er Amerika von Neuem und ging nach Warschau, wo er Senatssekretär und Kastellan ward, sich aber bald, um ganz den Wissenschaften zu leben, auf sein nicht weit von der Hauptstadt entferntes Landhaus Ursinow zurückzog. Nach der Vereinigung Polens als Königreich mit Rußland wurde er zum Präsidenten des mit der Entwerfung einer Konstitution beauftragten Komité ernannt, ward Präsident der Akademie, als welcher er eine Sammlung von Denkschriften zur Geschichte Polens gründete. Während der polnischen Revolution ward er Mitglied des Administrationsrathes, verließ nach dem Uebergange der Russen über die Weichsel sein Vaterland und flüchtete nach England, später aber nach Paris, wo er, von der Amnestie ausgeschlossen, lebte und den 21. Mai 1841 hochbejahrt starb. Sein größtes Verdienst

behauptet er als Lyriker. Seine geschichtlichen Lieder zeichnen sich durch Fantasie, Originalität und Begeisterung aus. Für die Bühne schrieb er das Schauspiel „Kasimir der Große,“ das voll wahrhafter Dichterweihe ist, und nebst einigen kleineren Stücken („der Egoist,“ „die Pagen des Königs Johann“) lange Zeit eine Zierde des polnischen Repertoirs ausmachte. Auch seine „Fabeln und Erzählungen“ enthalten vieles Treffliche; weniger gelungen sind seine Romane „Levi und Sara,“ ein Gemälde jüdischer Sitten, und „Johann von Tenczyn.“ Seinen historischen Versuchen, unter welchen die „Geschichte der Regierung Sigismund's III.“ obenan steht, ist die verdiente Anerkennung geworden.



Geboren 1798.

Dieser noch lebende polnische Dichter wurde in einer armen adeligen Familie Lithauens geboren, erhielt seine erste Bildung zu Nowogrodek und auf dem Gymnasium zu Minsk, studirte seit 1815 auf der Universität Wilna und ward 1819 Lehrer an der Schule zu Kowno. Seine feurige Fantasie ergoß sich zuerst in Oden der Liebe, an die unter dem Namen Maria gefeierte Gebieterin seines Herzens gerichtet, welche in Lemberger und Warschauer Zeitschriften zuerst erschienen und die günstigste Aufnahme fanden; aber bald mußte denselben, nach der Verheiratung seiner Geliebten, seine vom tiefsten Schmerze erzeugte „Dziady“ (Todtenfeier), eine feurige Schilderung seiner unglücklichen Liebe, folgen, die seine Landsleute mit gleicher Bewunderung erfüllte. In Folge der 1823 über die Universität Wilna verhängten Proskriptionsmaßregeln wurde er gefangengesetzt und bald darauf in das Innere Rußlands verwiesen. In der Krimm am Ufer des schwarzen Meeres schrieb er Sonette, welche von seinem Freunde Mirza Kaptschi Bascha in das Persische übersetzt und unter dem Protektorate des Militärgouverneurs von Moskau, Fürsten Gallizin, welcher sich für den Dichter interessirte, in Moskau gedruckt wurden. In die-

ses Fürsten Gefolge kam er 1828 nach Petersburg, machte dort als Improvisator Aufsehen und gab sein patriotisches Epos: „Konrad Wallenrod" heraus. Er erhielt die Erlaubniß, eine Reise in das Ausland zu unternehmen und durchreis'te Deutschland, Frankreich und Italien. Er kehrte, nachdem mittlerweile die polnische Empörung 1830 ausgebrochen, nicht nach seinem Vaterlande zurück, sondern ging im Sommer 1832 nach Paris, wo er bald darauf einen Band seiner neuesten Dichtungen und andere Schriften herausgab. Nachdem er 1839 Professor der lateinischen Literatur in Lausanne geworden, übertrug ihm bald nachher die französische Regierung den am „Collège de France" neucreirten Lehrstuhl der slawischen Literatur, und hier trug Mickiewicz in einem vierjährigen Kursus 1840 bis 1843 seine „Vorlesungen über slawische Literatur" vor, die jedoch, des gründlichen Quellenstudiums entbehrend, selbst unter seinen Landsleuten nur sehr getheilten Beifall fanden. Sein Parteiwesen nöthigte endlich die französische Regierung, ihn auf unbestimmte Zeit von seiner Lehrthätigkeit zu dispensiren. In Gemeinschaft mit seinen Anhängern in Wilna hatte er schon 1815 den bekannten Streit der romantischen und klassischen Dichterschule erregt, welcher mit völliger Unterdrückung des Klassizismus endigte.



Nikolaus Crell.

Geboren um 1552. Hingerichtet 1601.

Ein in Deutschlands Kirchengeschichte verhängnißvoll bekannt gewordener Name. Nikolaus Crell kam in Leipzig zur Welt; sein Vater war seit 1565 Prokonsul der Stadt Leipzig und starb 1567. Hang zur Unruhe und Hartnäckigkeit mögen dem Sohne schon frühzeitig eigen gewesen sein; daher sein Lehrer zu Grimma ihm in seiner Jugend prophezeit haben soll: „tu eris aliquando pestis patriae!" Worte, die eigentlich als bloße übertriebene Zornesausbrüche des Pedantismus gar nichts bedeuten wollen, von Crell's Feinden aber gerne als wichtiges Prognostikon dargestellt worden sind. Crell studirte zu Leipzig und Grimma, hielt kurze Zeit juristische Vor-

lesungen, promovirte 1576 als Doktor der Rechte, wurde, wegen seiner hervorragenden Talente, vom Kurfürsten August als Unterhofmeister des Kurprinzen nach Dresden berufen, 1580 zum Hofrath ernannt, und als nach August's Tode 1586 der Kurprinz als Christian I. zur Regierung kam, wurde Crell Kanzler der Landesregierung. Im Besitze des unbegränzten Vertrauens dieses schwachen Regenten herrschte Crell fast unumschränkt über den Kurstaat und zog sich natürlich — besonders unter Adel und Ritterschaft, die es als etwas Unerhörtes ansahen, daß ein bürgerlicher Emporkömmling die höchste Gewalt übe — Neider und Feinde zu. Doch ein schlimmerer Feind noch erstand ihm in der protestantischen Kirche. Schon unter Kurfürst August hatten die sogenannten krypto = calvinistischen Streitigkeiten begonnen. Diesen ein Ende zu machen, hatte der Kurfürst durch mehre der angesehensten Theologen die Konkordienformel entwerfen lassen, ein symbolisches Buch, das alle sächsischen Prediger und Schullehrer unterschreiben mußten, wenn sie nicht um ihre Aemter kommen wollten. Manche, obgleich sie äußerlich die Formel billigten, waren ihre heimlichen Gegner und Melanchthon's Meinungen zugethan. Nach August's Tode erhoben daher die Kryptocalvinisten von Neuem ihr Haupt und drohten die Konkordienformel zu stürzen. Der Kurfürst selbst, von Jugend auf in den gelinderen Meinungen Melanchthon's unterrichtet und geleitet von seinem Schwager, dem reformirten Pfalzgrafen Johann Kasimir von Lautern, war dem Kryptocalvinismus nicht abgeneigt. Am Meisten aber ward dieser durch Crell begünstigt, dessen Politik dahin ging, die beiden feindselig geschiedenen Parteien der (deutschen und schweizerischen) Protestanten enger zu verschmelzen und dadurch den Protestantismus selbst zu kräftigen, und bei seiner Regierungsgewalt daher die Konsistorien und die vornehmsten geistlichen Stellen größtentheils mit Männern besetzt, welche entweder dieser Lehre befreundet, oder mindestens nicht abgeneigt waren. Auf ihr Anstiften wurden zuvörderst einige Verordnungen gegeben, wodurch die Gemüther vorbereitet werden sollten, die beabsichtigte Veränderung gelassen zu ertragen. Das Gezänk über Religionsmeinungen auf der Kanzel wurde verboten, dagegen aber befohlen, daß über Alles, was von Religionssachen geschrieben wurde, die Censur zu Dresden gesucht werden sollte, welche Crell selbst mit einigen gleichgesinnten Freunden übernommen hatte. Es ward nicht nur ein neuer deutscher Katechismus, der das Vorhaben dieser Partei begünstigte, herausgegeben, sondern auch eine neue Ausgabe von Luther's Bibelübersetzung mit dem Vorhaben entsprechenden

Anmerkungen veranstaltet. Die unruhigsten Bewegungen aber verursachte ein 1591 erschienenes kurfürstliches Reskript, welches den Gebrauch des sogenannten Exorzismus bei der Taufe untersagte, indem viele Theologen die Teufelaustreibung bei der Taufe noch zu den Glaubensartikeln zählten. Mehre Geistliche, die sich Crell's Absichten widersetzten, verloren ihre Aemter und wurden verhaftet oder des Landes verwiesen. Die Klagen dem Kurfürsten selbst vorzubringen war unthunlich, weil Crell alle Zugänge zu demselben so besetzt hielt, daß Niemand ohne sein Vorwissen Zutritt erhielt. Nächstdem brachte er dem Kurfürsten Befehle zum Unterschreiben, wenn dieser nicht Zeit hatte, sie zu lesen; ja er soll ihm oft mit einer ziemlichen Anzahl Befehle in die Schloßkirche nachgegangen sein und ihn zur Unterschrift genöthigt haben. Furchtbar änderte sich für Crell das Spiel, als der Kurfürst am 25. September 1591 im 31. Lebensjahre starb und der Herzog Friedrich Wilhelm von Weimar, ein eifriger Lutheraner und Gegner des Calvinismns, die Regierung als Vormund verwaltete. Sogleich wurden eine Menge des Calvinismus verdächtiger Prediger theils gefangengesetzt, theils verjagt, eine allgemeine Kirchenvisitation veranstaltet, und ein neues symbolisches Buch (Visitations-Artikel) aufgesetzt, das alle weltliche und geistliche Beamten bei Verlust ihres Amtes beschwören und unterschreiben mußten. Alle dem Lutherthum durch die Kryptocalvinisten zugefügten Nachtheile wurden sofort abgestellt und vergütet. Crell wurde, noch am Tage vor der Beerdigung des Kurfürsten, auf Antrag der kurfürstlichen Witwe und eines Ausschusses der sächsischen Ritterschaft, verhaftet und nach dem Königstein gebracht. Sein Prozeß wurde mit großer Willkür und mit sichtlicher Rachbegierde geführt; denn man verweigerte ihm nicht nur die schriftliche Verantwortung, sondern der Herzog von Weimar ließ sogar ein für den Verhafteten günstiges Mandat des Reichskammergerichtes durch ein ausgewirktes kaiserliches Reskript für ungiltig erklären. Er saß schon in's vierte Jahr gefangen und man war noch nicht einmal über die Formalien des wider ihn anzustellenden peinlichen Prozesses einig geworden. Wenn auch sein Verfahren, die reformirte Lehre mit Gewalt einzuführen — ungeachtet er sich bei den deshalb ihm gemachten Beschuldigungen auf die Unterschrift des Kurfürsten berief — nicht zu rechtfertigen war, so war es das seiner Richter noch weniger. Man wollte Staatsverbrechen finden und glaubte deren entdeckt zu haben, die ihm zur Last gelegt werden könnten, und die Hauptpunkte der von den Landständen gegen ihn gerichteten Anklage gingen dahin: daß er, außer den erregten Reli-

gionshändeln, dem Kurfürsten böse Rathschläge gegeben, ihn mit seinen Landständen zu entzweien gesucht, vom Kaiser unehrerbietig gesprochen, allerlei treulose Anschläge gegen denselben angesponnen und im Namen seines Herrn geheime Unterhandlungen gefährlicher Art mit auswärtigen Fürsten gepflogen habe, hauptsächlich mit König Heinrich IV. von Frankreich, den der Kurfürst, durch ihn verleitet, im Kampfe gegen die Ligue mit Geld unterstützt habe. — Crell schmachtete fast zehn Jahre lang in harter Gefangenschaft, ohne seine Gattin und Kinder bei sich sehen zu dürfen; als endlich die Akten seines Prozesses an den Kaiser Rudolf II. zur Entscheidung nach Prag gesendet wurden, obgleich der sächsische Hof wohlberechtigt gewesen wäre, ein Urtheil zu fällen. Wohl aber wußte man, daß Crell kein günstiges Urtheil erwarten durfte, indem die Politik den kaiserlichen Hof mit den strengen Lutheranern verband und dort jede Annäherung an calvinische Meinungen zugleich als eine gefährliche Verbindung mit Frankreich angesehen wurde. Crell rechtfertigte sich wegen der gegen ihn angebrachten Beschuldigungen, bis auf den einzigen Punkt der reformirten Lehre, allein seine Läuterungsschrift wurde nicht angenommen und das böhmische Appellationskammergericht, wohin diese Sache gar nicht gehörte, sprach am 11. September 1601 das Urtheil: „daß Crell, wegen vielfältiger pflichtwidrigen Handlungen, und sowohl daheim, als durch Verbindung mit fremder Herrschaft und mancherlei arglistigen und schädlichen Vorhaben, begangenen Landfriedenbruches und Störung der gemeinen Ruhe des Vaterlandes," mit dem Schwerte gerichtet werden solle; zu welchem Behufe der Kurfürst Christian II., der, nach geendigter Minderjährigkeit, am 23. September 1601 die Regierung antrat, den Gefangenen von Königstein nach Dresden bringen ließ. Crell glaubte noch bis zum letzten Augenblicke, daß man mit der Hinrichtung nicht Ernst machen werde. Am 9. Oktober ward Crell auf dem Judenplatze zu Dresden, sitzend und mit dem Schlafrocke bekleidet, enthauptet. Die verwitwete Kurfürstin sah vom Stallgebäude aus der Hinrichtung zu, sagend: sie wolle dem Manne sein Recht anthun sehen, der ihren seligen Herrn so übel angeführt hätte. Der Scharfrichter zeigte dem Volke den abgeschlagenen Kopf mit den Worten: „Crell, wie gefiel Dir der calvinische Streich?"

Heinrich Graf von Brühl.

Geboren 1700. Gestorben 1763.

Als einen seltenen Günstling des Glückes, der leider aber seines Emporkommens weder durch Charakter, noch durch Thaten sich würdig zeigte, und fast immer nur schädlich in die Zeitverhältnisse eingriff, nennt die Geschichte den Grafen Heinrich von Brühl, Sohn eines wenig bemittelten Edelmannes, Geheimraths und Oberhofmarschalls in Diensten des Herzogs von Sachsen-Weissenfels, und den 13. August 1700 zu Gongloff-Sömmern, dem Stammsitze seiner Familie, bei Weißensee in Thüringen, geboren. Frühzeitig trat er als Page in die Dienste der zu Leipzig sich aufhaltenden Herzogin Elisabeth von Weißenfels, deren Gunst er sich durch sein einschmeichelndes Benehmen zu erwerben wußte und die auch für seine Ausbildung sorgte. Auch die Gnade Friedrich August's I. erlangte er, wurde unter dessen Pagen aufgenommen, später dessen Leibpage, begleitete denselben auf allen Reisen, ging bald vom Kammerjunker zum Kammerherrn über und erhielt seit 1731 mehre Staatsämter, und zwar, obgleich durchaus nicht darauf vorbereitet, im Steuerfache. Am 1. Februar 1733 starb der König zu Warschau. Brühl, dessen Obhut zufällig die Krone und die Reichskleinodien Polens anvertraut waren, eilte mit diesen Schätzen nach Dresden zu dem künftigen Nachfolger und sicherte ihm den vielfach bestrittenen Thron. Es gelang ihm, die Freundschaft des Grafen Sulkowsky, des Lieblings Friedrich August's II. zu erwerben, mit welchem er sich in das Ministerium theilte und durch ihn noch höher in des Königs Gunst stieg. Noch befestigte er sich in seiner Stellung durch seine Heirat mit der Gräfin Kolowrat, deren Mutter Obersthofmeisterin der Königin war, und durch diesen neuen Einfluß gelang es ihm, mittelst schlau angelegter Intriguen die Entlassung Sulkowsky's zu bewirken. Auf Verwendung des sächsisch-polnischen Hofes erhob 1737 der Kaiser Karl VI. ihn, seine Brüder, und seine Nachkommen in den Reichsgrafenstand. Gegen

Ende 1748 wurde er zum Premierminister ernannt und, im ausschließlichen Besitze des königlichen Vertrauens, wußte er Alle entfernt zu halten, welche sich dem Könige nähern wollten, so daß kein Lakai ohne seine Bewilligung in des Letzteren Dienste trat, und wenn Dieser in die Kirche ging, erst die Wege von Zuschauern gereinigt wurden. So vor jeder Verantwortung sicher, verwendete Brühl ungeheure Summen auf des Königs, noch mehr auf seinen eigenen Hofstaat, zu welchem zweihundert Bedienten und eine theuer bezahlte Ehrenwache gehörten. Tafel und Garderobe waren glänzend, auch legte er eine bedeutende Bibliothek an, die später mit der kurfürstlichen vereinigt wurde. Der Fürst wurde in gänzlicher Unkenntniß über den Zustand des Landes gelassen und begnügte sich, seine häufig gethane Frage: „Brühl, habe ich Geld?" mit der allzeitigen Antwort: „Ja, Sire!" befriedigt zu wissen. Um aber diese Antwort zu rechtfertigen, wurden durch Brühl die Kassen erschöpft, das Land mit Schulden belastet, ja selbst das Heer vermindert, so daß, als bei dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges Friedrich II. 1756 in Sachsen einfiel, das Land nur 17,000 Mann aufstellen konnte. Als diese, aus Mangel an Zufuhr, bei Pirna sich ergeben mußten, flüchtete Brühl mit dem Könige nach Warschau, wo Beide bis zum Hubertsburger Frieden weilten. Man war dabei so vorsichtig gewesen, Gemälde und Porzellan zu retten, aber so unvorsichtig, dafür die Staatsarchive in den Händen des Siegers zu lassen. Inzwischen suchte Brühl auch in Polen sich eine Laufbahn zu gründen; durch den Uebertritt von der evangelischen zur katholischen Kirche und durch einen Stammbaum, in welchem er seine Abkunft von einem Grafen Brühl, Woiwoden von Posen, herleitete, gründete er sich das Recht, in Polen Güter zu erwerben und Krongüter zu erhalten. So kaufte er zu den bereits in Sachsen erworbenen Gütern mehre Herrschaften in Polen, wozu nach dem Tode der Königin — seiner erbitterten Gegnerin, weil er, um sich zu erhalten, ihr das Vertrauen ihres Gemals geraubt hatte — noch die Starostei Zips als Geschenk des Königs kam. Die Kaiserin Elisabeth hatte ihm den St. Andreasorden verliehen. Doch kurz nach dem Abschlusse des Hubertsburger Friedens überraschte den kaum nach Dresden zurückgekehrten König am 5. Oktober 1763 der Tod, in welchem ihm der bereits seit längerer Zeit schwer erschöpfte Brühl schon am 28. nachfolgte. Prinz Xaver, sein steter Gegner, ließ, als Administrator von Sachsen, Brühl's Güter mit Beschlag belegen und eine Untersuchung anstellen, die jedoch — da Brühl so vorsichtig gewesen war, alle seine Anordnungen durch die Unterschrift des Königs au-

torisiren zu lassen — damit endigte, daß Brühl's gesammtes Vermögen seinen Nachkommen zufiel; zumal er wirklich seinen hohen Reichthum großentheils durch die Freigebigkeit des Königs erlangt zu haben schien. Anerkannt muß es werden, daß Brühl's Prachtliebe und Aufwand ihn jederzeit Künste und Wissenschaften thätig unterstützen ließen.

Alexander Kisfaludy.

Geboren 1772. Gestorben 1844.

Der ältere des glänzenden Doppelgestirnes am poetischen Himmel Ungarns, der sich mehr als irgend Jemand seiner Zeit um die Aufnahme der ungarischen Literatur bei der Frauenwelt verdient gemacht, Alexander Kisfaludy, wurde den 22. September 1772 zu Sümeg in der Szalader Gespanschaft von altadeligen, vermöglichen Aeltern geboren. Seine Studien machte er zu Raab und Preßburg mit Erfolg, obwohl er, mächtig angezogen von der unter Kaiser Joseph II. wieder erwachten ungarischen Nationalliteratur, den bei weitem größten Theil seiner Zeit der Lektüre vaterländischer Dichter widmete. Sein patriotischer Sinn fand bald in den zumal wichtigen und aufregenden Verhandlungen des ewig denkwürdigen Preßburger Reichstages von 1791, auf welchem die konstitutionellen Grundlagen des Reiches mit der Zustimmung des eben so gerechten als weisen Leopold II. neu befestigt wurden, reiche Nahrung, und schon hier und zu dieser Zeit stellte sich der neunzehnjährige Jüngling die Lebensaufgabe, an dem großen Werke der Regeneration seines Vaterlandes auf dem Wege der Literatur mitzubauen. Die Mitglieder der königlichen Leibgarde zu Wien standen lange schon in den Vorderreihen der literarischen Kämpen, daher, und um für weitere Ausbildung, hauptsächlich in den neueren Sprachen und Literaturen, mehr Gelegenheit und Mittel zu gewinnen, bat er seinen Vater, die nöthigen Schritte zu thun, um in dieses Korps aufgenommen zu werden; dieser jedoch, Vater zugleich von sechs Söhnen, wahrnehmend,

daß Alexander, den prosaischen Richtungen des Lebens abhold, durch solche Standeswahl mehr diesen entgehen, als sich eine Zukunft zu schaffen die Absicht habe, versäumte geflissentlich die nöthigen Schritte zur Erfüllung dieses Wunsches, nahm vielmehr den Sohn 1792 zu sich, um ihn, unter eigener Aufsicht, in die juridische Praxis einzuführen. Dieser gehorchte, die Tage gehörten dem Studium des Verböcz, die Nächte hingegen den Musen, und zwei Trauerspiele: „Ulyß und Penelope" und „Seneca's Tod," waren die Frucht dieser geheimen Stunden, bis er, des Duldens und Bergens müde, seine Abneigung gegen das Studium der Rechte entschieden erklärend, den Vater von Neuem bat, seine Wahl des Soldatenstandes zu genehmigen. Dieser gab endlich nach und Alexander trat in das Husarenregiment damals Erzherzog Alexander Leopold, jetzt Joseph, ein, welches in Siebenbürgen lag. Schon nach acht Monaten zum Lieutenant im Regimente, aber zugleich auch bei der Leibgarde ernannt, wählte Kisfaludy die letztere Stelle und bezog Wien 1793 freudigen Herzens. Stolz, einer Schaar anzugehören, welche der Literatur so viele theure Namen schenkte, benutzte Kisfaludy die längst ersehnte Gelegenheit einer Selbstausbildung mit Eifer und vertiefte sich nicht nur in die Studien der deutschen, französischen und italienischen Literatur, und besuchte fleißig das Burgtheater, wobei er zugleich malte und Musik trieb, sondern knüpfte auch gesellige Verhältnisse mit den geachtetsten Männern der Wissenschaft und Kunst, Ungarn und Deutschen, an, welche auf seine Ausbildung günstig zurückwirkten. Nach des Gardekapitäns, Fürsten Anton Esterhazy, Tod 1794, ging jedoch das Kommando an den zweiten Kapitän über, auf dessen Antrag Kisfaludy mit fünf anderen Kollegen zur Linie übersetzt wurde. Dies, und ein Mißverständniß, das sein kaum begonnenes Verhältniß mit des königlichen Rathes und Szalader Vizegespans Szegedi Tochter Rosa bei Gelegenheit seines Abganges nach Italien trübte, störte dermaßen die Ruhe seines höchst empfindlichen Gemüthes, daß er, erbittert gegen sein Schicksal, im Kampfe den Tod zu suchen entschlossen war. Mit dieser Phase seines Lebens beginnt erst recht eigentlich der Dichter Kisfaludy, denn die ersten Lieder seines „Himfy," der ihn nachher so berühmt machte, sind dieser Seelenstimmung entsprossen. Nach Mailand beordert, war er Mitglied der Besatzung der Citadelle, welche, von Bonaparte zur Uebergabe gezwungen, kriegsgefangen nach Süd-Frankreich abgeführt ward. Unseren Dichter führte sein Stern in die Provence, nach Vaucluse und Avignon, wo sein Dichtergemüth in der Luft, welche einst die petrarchischen Lieder be-

wegt, neue Begeisterung schöpfte und seine eigenen Lieder sich täglich mehrten. Von St. Raffeau nach Genua auf dem Mittelmeere gebracht, hatte er einen Untergang drohenden Sturm zu bestehen, den er in seinem Himfy malerisch schilderte. In Klagenfurt angelangt, erhielt er das Kommando des Garnisonsspitals, und als sich die Franzosen der Stadt näherten, wurde ihm die Rettung mehrer hundert mit Montirung bepackter Fässer anvertraut, ein Auftrag, dessen er sich rühmlich entledigte. 1797 ward er zum Regimente Olivier Wallis übersetzt, welches in Würtemberg stand, 1798 zum Oberlieutenant befördert, focht 1799 am Rhein, nahm an den blutigen Schlachten bei Osterach, Stockach, Winterthur und Zürich Antheil. Um diese Zeit durch eine rühmliche Wunde auf das Krankenlager geworfen, schrieb er nach fünfjähriger Abwesenheit der Unvergeßlichen, worauf ein lebhafter Briefwechsel folgte, der die Liebenden wieder vereinte. Genesen, entsagte er dem Militärstande, kehrte in sein Vaterland zurück und führte alsbald die Heißersehnte als Frau heim. Nun ließ er einen Band seiner Liebeslieder unter dem Titel „Himfy's Liebe," ohne sich als Verfasser zu nennen, erscheinen. Nie vor ihm machte ein ungarisches Buch solche Sensation: diese überschwängliche Ubertät an Gefühl und Fantasie, dabei diese einnehmende Simplizität des Ausdrucks, die edle und doch volksthümliche Sprache, die Leichtigkeit und der Wohlklang seines Verses, die einem Volksschema nachgebildete, singbare Form, entzückten allgemein; der Gelehrte, und das liebende Mädchen, der Vornehme und die niederen Klassen verstanden und empfanden ihn auf gleiche Weise. Dieser Erfolg bewog ihn, sich unter der Vorrede einer neuen Ausgabe zu nennen und zugleich einen zweiten Band der „Glücklichen Liebe" folgen zu lassen, der, wenn nicht an Succeß, an Gehalt und Mannigfaltigkeit gewiß den ersten noch übertraf. Selten wurde Reflexion so glücklich der Lyra beigesellt. Die Begeisterung für den nun schon namentlich gekannten Dichter wurde durch das gleichzeitige Erscheinen seiner Sagen aus der ungarischen Vorzeit wo möglich noch gesteigert: Kisfaludy's Ruhm kulminirte. Zu dieser Zeit fing Kazinczy's Schule, die sich durch bewußte künstlerische Behandlung des Stoffes und der Formen charakterisirte, durch das Anschließen sämmtlicher neuen jungen Kräfte an zu erstarken, bald tauchte auch Alexanders jüngerer Bruder Karl im vollen Glanze seines allseitigen Talentes auf; dieser, entscheidend und mustergebend im Drama und der Erzählung, Berzsenyi in der Ode, Kölcsey in der Romanze und dem Liede, Czuczor und Vörösmarty im Epos, Kazinczy selbst in der schönsten Prose, die das ungarische Ohr

je vernommen, zauberten in wenigen Jahren eine Epoche herauf, deren Glorie die reiche, aber anspruchlose Natur von Alexanders Muse zu überstrahlen begann; dazu kamen seine verunglückten dramatischen Arbeiten, seine neueren Sagen, in deren Mehrzahl sich nur der Abglanz seiner früheren Vortrefflichkeit zeigte, so daß unter dem Zusammenwirken all dieser Umstände sein lyrisch-didaktisch-episches Gedicht »Gyula" in zehn Gesängen, in welchem sein etwas gekränktes Selbstgefühl noch einmal, aber mit aller Kraft wieder aufstrebte, nicht mehr den Eindruck machte, dessen es zwanzig Jahre früher sicher gewesen wäre. Alexander fühlte, daß er überflügelt sey und zog sich, obwohl von dem Direktorium der im Jahre 1830 errichteten ungarischen National-Akademie zum wirklichen Mitgliede ernannt, nach und nach vom Schauplatze der Literatur zurück, noch entschiedener aber, als er den großen Preis vom Jahre 1833 nach einem heftigen Kampfe seiner Anhänger in der Akademie, mit einem jungen Nebenbuhler, Vörösmarty, theilen mußte. Zu dieser Zeit verschied seine Rosa, deren Namen er unsterblich gemacht hatte; und er schloß, alt, kinderlos und vereinzelt, wie er auf seinem Landsitze war, eine zweite Ehe mit einem jungen, aber seiner nicht unwürdigen Frauenzimmer, das jedoch nach wenigen Jahren auch starb. Während der Zeit seiner zweiten Ehe schrieb er noch ein Gedicht von großem Umfange, das er „Schwanengesang" nannte und welches seinem Willen gemäß erst nach seinem Tode erscheinen sollte, der den 28. Oktober 1844 erfolgte. In Kisfaludy schwand einer der letzten ungarischen Aristokraten von gutem Schrot und Korn dahin; er hatte die Schwachheit, die Nation ausschließlich in den privilegirten Klassen zu suchen und die Konstitution sich im Sinne der aristokratischen Opposition vom Jahre 1790 zu denken; die Beibehaltung der vier Stände, Steuerfreiheit des Adels und Kantonismus der Munizipien waren ihm die wesentlichen Grundpfeiler der ungarischen Reichsverfassung. Dieses Glaubensbekenntniß wurde aber durch Großherzigkeit, alten patriarchalischen Sinn und wahre Humanität gemildert. Seine Sitten waren zwar adelich, aber auch edel; sein Charakter offen, gerade und würdig in Gehalt und Form. Obwohl seine Poesie, edel und wahr wie seine Gesinnungen und Gefühle, dabei unwillkürlicher Erguß einer reichen poetischen Ader, hinter der Pracht und korrekten Form der Erzeugnisse der neuesten Periode zurückbleibt, wird es doch keine Zeit der ungarischen Literatur geben, wo sie die Wirkung ihrer Kraft und ihres Zaubers auf empfindsame Gemüther verlieren sollte.

Karl Kisfaludy.

Geboren 1788. Gestorben 1830.

Ein Unglücksstern waltete schon ob der Wiege dieses reichbegabten Mannes, bestimmt, den größeren Theil seines Lebens einen Dornenkranz zu tragen, dessen Last nur kurze Zeit durch den Lorber, den ihm der Ruhm in denselben einflocht, gemildert wurde. Der Vater hatte das Unglück, an der Echtheit dieses Sohnes zu zweifeln, und als er endlich über die Grundlosigkeit seines Mißtrauens mit sich ins Reine kam, betrachtete er den Sohn als die Ursache seines unersetzlichen Verlustes. So und so dem Vaterherzen fremd, wäre die zarte Kindheit des Knaben mutter- und vaterlos dem lieblosen Regimente der Hausdiener anheimgefallen, hätte ihm die Vorsehung in der Gestalt einer selbst noch sehr jungen Schwester nicht einen Engel an die Seite gegeben, der des doppelt Verwaisten Thränen, die des Vaters Härte dem Kinde schon reichlich erpreßte, zu trocknen bemüht war. Mit acht Jahren nach Raab in die Schule geschickt und bald seines unbändigen Wesens wegen in ein militärisches Erziehungshaus gesteckt, hatte seine Erziehung mehr einen hemmenden und aufreizenden, als freundlich leitenden und seinen Leichtsinn mäßigenden Einfluß. Heftig und widerspänstig wie er war, dabei verschwenderisch und aus Gutherzigkeit Alles verschenkend, oft die Kleider vom Leibe, hatte er die Geduld seiner Lehrer und Aufseher, wie seines Vaters erschöpft, daher Letzterer es gerne sah, daß Karl, von dem Beispiele seiner Brüder, deren schon vier gegen die Franzosen fochten, angezogen, den Soldatenstand wählte. In das Infanterie-Regiment Fürst Esterhazy eingetreten, nahm er am italienischen Feldzuge von 1805 mit Leier und Schwert Antheil (sein ältestes Gedicht, das man hat, ist ein Kriegslied, welches er zugleich in Musik setzte und seine Kameraden im Lager singen ließ), machte ingleichen den von 1809, tapfer und entschlossen wie er war, mit Auszeichnung mit. Dennoch sagte ihm, dem nichts mehr als Ordnungssinn mangelte, der Stand, dessen Lebens-





prinzip Subordination ist, nie ganz zu. Der Abschluß des Friedens von Preßburg brachte seinen Entschluß, auszutreten, zur Reife. Der erste Gebrauch, den er von seiner wiedererlangten Freiheit machte, war eine Rundreise durch Süddeutschland und die Schweiz, von wo er erst dann, als sein Geld zu Ende ging, heimkehrte. Sein Austritt vom Militär und ein Heiratsplan, welchem der Vater seine Genehmigung versagte, ward Veranlassung eines heftigen Zerwürfnisses zwischen dem unbeugsamen Vater und dem trotzenden, leidenschaftlichen Sohne, in dessen Folge dieser verstoßen, ihm jede Unterstützung versagt und erklärt wurde, daß er aus dem erworbenen Eigenthume des Vaters ausgeschlossen sei. Karl fühlte die wahre Größe des Opfers, das er seiner Liebe brachte, erst, als er sich nach solcher Entwickelung der Dinge auch von dem Gegenstande seiner Leidenschaft aufgegeben sah. Mit zerrissenem Gemüthe verließ er nun, nachdem er sein mütterliches Erbtheil zu Geld machte, sein Vaterland, entschlossen, mit Pinsel und Palette, die ihm bisher nur Vergnügen gaben, sich selbst eine Existenz zu schaffen. In Wien Halt machend, traf er allda manche lustige Kameraden aus seiner Dienstzeit; diese und der Drang nach Vergessen der vielfachen Unbill, stürzten ihn in Genüsse, aus welchen er erst wieder erwachte, als Geld und Freunde verschwunden waren. Und nun begann er erst, als ihn das erste Mal im Leben Nahrungssorgen drückten, das Herbe seiner Lage ganz zu fühlen. Schon war der Entschluß gefaßt, um das Auge seiner vielen Bekannten zu meiden, nach Rußland auszuwandern, wo er seiner Kunst mehr Erfolg versprach, als ihn ein, sich zufällig gestaltetes Verhältniß in Wien zurückhielt. So verlebte er hier sechs, an Sorgen und Erfahrung reiche Jahre, nur einmal durch eine Wanderung nach Italien unterbrochen, und gewürzt einzig durch das Besuchen der Schauspiele, zu welchen ihn seine alte Leidenschaft wieder hinzog; denn die Kunst, da sie nun nach Brot gehen mußte, und ihn oft darben ließ, büßte den Reiz, mit dem sie früher sein Leben verschönerte, ein. Mürbe gemacht durch ungewohnte Leiden und fahrenlassend den Stolz, der ihn lange zurückhielt, seinen Vater um Unterstützung anzugehen, gab er endlich seiner Schwester Kunde von seinem Aufenthaltsorte und seiner Lage, und diese bewog den Vater, Karl'n wieder in Gnaden aufzunehmen und ihm einen Gutstheil zu übergeben, „wenn er, das entehrende Treiben eines Malers lassend, wie sich's einem ungarischen Edelmanne ziemt, auf seinem Landsitze wohnen, sich nach des Vaters Wahl vermälen und fein häuslich daheim wirthschaften wolle." Das erste war Karl's Wunsch,

das Uebrige sagte ihm nicht zu. Dennoch gelang es der Vermittlung seiner Geschwister, ihm einen Jahresgehalt auszuwirken; vor sein Angesicht ließ ihn aber der Vater nicht. Nun ließ sich Kisfaludy in Pesth nieder, wo ihn die regen Bewegungen der Literatur alsbald absorbirten. Noch hatte die Hauptstadt kein stehendes ungarisches Theater; Truppen aus der Provinz erschienen zeitweise, dem patriotischen Publikum wenig Originales, viel Uebersetztes zum Besten zu geben. Kisfaludy fühlte sich berufen, der ungarischen Bühne eine neue, durchaus nationelle Richtung zu geben. Er ward dazu durch den Erfolg ermuntert, den sein noch 1809 geschriebenes Trauerspiel: „die Tataren in Ungarn" hatte. Schlag auf Schlag folgten nun in zwei Jahren nicht weniger als zehn Dramen auf der Bühne und im Druck, welche den Namen des zweiten Kisfaludy schnell' durch das Land trugen und ihn im tragischen, wie im komischen Fache zum Begründer des ungarischen Nationalschauspieles machten. Bald vereinigten sich mehre Literaturfreunde, um einen Almanach in das Leben treten zu lassen, der an Gehalt und Ausstattung Alles, was die ungarische Literatur an Taschenbüchern bis dahin aufzuweisen hatte, übertreffen sollte. Die Wahl des Redakteurs fiel auf Kisfaludy, und es erhielt durch dieses Organ, in den zehn Jahren seiner Leitung, die poetische Literatur einen Aufschwung, der außerordentlich zu nennen ist. Hier erschien der größte Theil seiner nachmaligen Arbeiten, die für viele Formen der dramatischen, lyrischen und erzählenden Poesie Vorbilder lieferten. Es erstand um ihn ein Dichterbund, dessen Mittelpunkt Er war, Alles lebte auf und erstarkte in seiner Nähe, denn Jeder fand da Aufmunterung, Rath und Belehrung. Nicht nur auf die Begründung des ungarischen Theaters, nicht nur auf die Einbürgerung mancher kaum noch versuchten Formen beschränkte sich sein Verdienst: er kündigte Allem, was der Dichtkunst seines Volkes aus der Schule anklebte, Allem, was der nationellen Vorstellungs- und Empfindungsweise fremd war, den Krieg an und führte auf dieser Bahn, die schon sein Bruder andeutete, die ungarische Poesie aus der Gelehrtenstube vollends unter den freien Himmel der Nation hinaus. Niemand trug mehr bei, die Poesie, die in ihrer damaligen Phase beinahe ausschließlich lyrisch und didaktisch war, mit Stoffen, dem geselligen Leben und der Geschichte entnommen, zu befruchten, worin ihn seine, mit Herzensblut erkaufte Erfahrung, Welt- und Menschenkenntniß, seine historischen Studien, so wie ein umfassendes, wissenschaftliches Zuhausesey in der Literatur der neuen Völker mehr als irgend Jemanden seiner Zeit be-

fähigten. 1824 starb sein Vater, ohne je den Sohn, für dessen Ruhm er unempfindlich war, geliebt zu haben. Von dieser Zeit an war Kisfaludy's Lage eine vollends unabhängige und wäre, wenn es sein gutmüthiger Leichtsinn und die Unfähigkeit, mit seinen Mitteln hauszuhalten, gestattet hätten, eine glänzende gewesen. Die alte Leidenschaft, die während einem eben so lehrreichen als bitteren Abschnitt seines Lebens ihm Stütze ward, ohne ihm Freude zu seyn, beherrschte ihn sofort immer mehr, bis er beinahe den größten Theil des Tages an der Staffelei und nur vorübergehend am Schreibepult zu finden war. Seine Bildersammlung, die viel Treffliches enthielt, mehrte sich mit jedem Jahre und er fing an, sich lebhaft mit dem Gedanken des Stiftens einer Maler-Akademie zu befassen, als die Frage der ungarischen Akademie der Wissenschaften im Jahre 1829 in eine Phase trat, wo ihre Verwirklichung nicht mehr zu bezweifeln stand. Dieser Umstand wandte seinen ganzen Eifer wieder der Literatur zu, ein neues historisches Trauerspiel nahm ihn nun ganz in Anspruch, so wie die Begründung eines großen politischen und encyklopädischen Blattes, unter dessen Fahne er alle guten Kräfte der neuen Generation vereinen und für den Fall, wenn die Akademie mit Ausschluß dieser, aus morschen Elementen zusammengesetzt werden, und dem Fortschritt in Sprache und Kunst hemmend entgegentreten sollte, ein Oppositionsorgan gründen wollte. Endlich erschien einerseits die königliche Resolution, die den Zusammentritt des akademischen Direktoriums Behufs der Wahl der Mitglieder anbefahl, anderseits die Genehmigung von Kisfaludy's Journal; seine Tage waren aber bereits gezählt. Denn die Sünden der Jugend, Vernachlässigung jeder Gesundheitspflege und eine heftige Verkühlung warfen ihn auf das Krankenlager, von welchem er nicht wieder erstehen sollte. Die Lungensucht verwüstete diese hohe, kräftige Mannesgestalt in weniger als einem Jahre; und als seine Freunde den 21. November 1830 zu ihm eilten, den Sieg der neuen Schule in der Akademie und seine Ernennung zum ersten ordentlichen Mitgliede der philologischen Klasse anzuzeigen, hatte er bereits aufgehört zu sein. Seinem Sarge folgten Tausende zur Ruhestätte und es flossen Thränen, als wären die Tausende Brüder und Söhne gewesen. Denn es lag etwas Tragisches in diesem Tode, der ihn am Vorabende einer neuen Zeit, von der Schwelle eines neuen Wirkungskreises abberief, der sich ihm mit der neuen Stellung, welche die Sprache durch den gleichzeitig stehenden Reichstag einnahm und mit der, seit einem halben Jahrhunderte heiß ersehnten und

endlich erfolgten Errichtung der Akademie, öffnete. All die glänzenden Hoffnungen, die an sein Leben und Wirken geknüpft waren, schwanden plötzlich dahin. Sein Geist webt aber unter seinen Jüngern und Nachfolgern. Während einerseits ein Denkmal größerer Art durch freie Beiträge zu Stande kam, welches im Atelier des Bildhauers Ferency nur der Vollendung des neuen Nationalmuseums harrt, um daselbst unter freiem Himmel aufgestellt zu werden; während sein Grab Gegenstand patriotischer Wallfahrten ist, und sein Geburtstag jedes Jahr auf der Nationalbühne und mit Festessen gefeiert wird, wurde anderseits sein Almanach durch Freunde fortgesetzt, seine Werke erlebten seitdem schon die vierte Gesammtausgabe, und ein belletristisches Institut erhob sich, das seinen Namen führt und zehn Jahre schon fruchtbringend für die edlere Fortbildung der redenden Künste in Ungarn wirkt.



F. R. de Lamennais.

Geboren 1782.

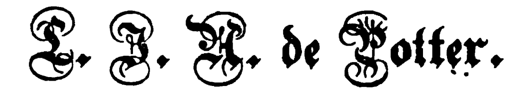
Schwer ist es, die Biographie solcher Lebenden zu schreiben, die, weit entfernt, sich noch entschieden zu haben, vielmehr durch die Phasen auffallender äußerer Widersprüche ihrer endlichen Entwicklung zustreben und fast unter den Augen des Beobachters sich fortwährend verändern und umgestalten. Zu ihnen gehört Felicité Robert de Lamennais. Zu St. Malo in der Bretagne im Juni 1782 geboren und Sohn eines reichen Rheders, widmete er, frühzeitig von dem Mutterherzen hinweggerissen, sich mit entschiedener Vorliebe der Theologie, kam jedoch durch die ungeregelte Lektüre der verschiedenartigsten Schriften mit sich selbst in Widerspruch, und beharrte eine Zeitlang in jenem, später von ihm als das schädlichste Gift geschilderten, und mit allen Waffen des christlichen Glaubens und der Beredsamkeit verfolgten, religiösen Indifferentismus. Sein tiefer Geist rang in diesem Zustande umsonst nach Befriedigung; die flache Alltäglichkeit der, nach bloßem Scheine haschenden Gesellschaft war ihm bald

zuwider und bewog ihn, sich völlig dem religiösen Leben zuzuwenden. Er suchte nun das Wesen des Katholizismus in seiner ganzen Bedeutung und in seinem ganzen Umfange zu erfassen, und gelangte bei seinen fortgesetzten Forschungen zu dem Resultate, daß alles Unheil der gegenwärtigen Zeit seine einzige Quelle in dem Mangel religiöser Gesinnung habe, und ein glücklicher Zustand nur durch die Wiedererweckung und Steigerung dieser Gesinnung gewonnen werden könne. In seinem wohlgemeinten Eifer zu weit geführt, begann er nun eine schonungslose Polemik gegen Andersdenkende. Schon als Napoleon ein Konkordat mit dem Papste geschlossen hatte, äußerte er seine streng kirchlichen Gesinnungen in der Aufsehen erregenden Schrift: „Réflexions sur l'état de l'église en France pendant le XVIII. siècle et sur sa situation actuelle," welche von der Regierung sehr mißfällig aufgenommen und verboten wurde. Er fand sich dadurch bewogen, während der Dauer des Kaiserreiches zu schweigen, und sich auf seine Wirksamkeit als Lehrer der Mathematik im Seminar zu St. Malo zu beschränken. Während der hundert Tage lebte er in England; die Priesterweihe erhielt er erst 1817. Man hatte ihn beinahe vergessen, als er sich durch seinen „Essai sur l'indifférence en matière de religion" und seine Vertheidigung dieser Abhandlung, als einen der geistreichsten theologischen Schriftsteller Frankreichs zeigte. Weil er hierin Alles auf die Autorität Roms stützte, wurde er von vielen Seiten mit Bitterkeit angegriffen, vertheidigte jedoch seine Grundsätze in mehren Zeitschriften mit ernster Ausdauer und tadelte dabei besonders das Unterrichtswesen in Frankreich als gottlos und verderblich. Als er, in dem übrigens trefflich gearbeiteten Werke: „De la religion considerée dans ses rapports avec l'ordre politique et civil," sogar die von der Regierung sanktionirten Freiheiten der gallikanischen Kirche als dem Geiste des Christenthums zuwider schilderte, wurde er 1826 vor Gericht gestellt und zur Unterdrückung seiner Schrift verurtheilt. Lamennais ging darauf nach Rom, wo er vom Papste sehr zuvorkommend aufgenommen wurde; den ihm angetragenen Kardinalshut, so wie ein Bisthum, soll er ausgeschlagen haben. Nachdem er Rom verlassen, lebte er ruhig und bescheiden auf seinem kleinen Landgute im Dorfe la Chesnaie bei Dinan in Bretagne, bis die Julirevolution ihn bewog, seinen Aufenthalt in Paris zu nehmen. Hier gründete er die Zeitschrift „L'avenir," welche er aber, da nicht nur die Regierung, sondern auch der Papst ihre Mißbilligung darüber äußerten, schon im folgenden Jahre wieder aufgab. Er stellte darin die Lehre auf,

daß, weil die neue Konstitution keine Staatsreligion mehr anerkenne, sich auch die katholische Geistlichkeit von der Regierung völlig unabhängig machen müsse; sie solle, forderte er, keinen Gehalt, aber auch keine Befehle mehr annehmen.

Sonderbar, wie durch seine antimonarchischen Grundsätze vom Staate, so riß er, der noch kurz zuvor so glaubensstrenge Mann, allmälig sich auch von der Autorität der Kirche los. Eine Krisis seiner Ansichten bildeten seine, von der Lesewelt mit Heißhunger verschlungenen „Paroles d'un croyant" (1834), deren Autorschaft er jedoch verläugnete, und wo er die Hierarchie mit einer patriarchalischen Gütergemeinschaft zu verbinden strebte. Das Buch wurde auch vom römischen Stuhle verboten und selbst eine neue Reise nach Rom vermochte dies nicht auszugleichen. Darüber erzürnt, warf Lamennais, der früher so heiße Kämpfe für die Kirche bestanden, auch ihr den Handschuh hin. In seinen „Affaires de Rome" schied er den Katholizismus vom Christenthume, ward Redakteur des Journales „La mode," und verkündete: der gemeine Mann müsse durch eigene Kräfte, nicht durch das politische Gesetz, sich zur Wohlfahrt und Bildung emporschwingen. Die eingeschlagene Bahn verfolgend, trat er 1840 mit der Schrift: „Le Pays et le Gouvernement," hervor, die einerseits, z. B. unter den Studirenden und Handwerkern, einen Beifallssturm erweckte, dem Verfasser aber eine schwere politische Anklage zuzog. Er vertheidigte sich kurz und kalt und wurde zu einjährigem Gefängniß und zu einer Geldbuße von zweitausend Franks verurtheilt. „Es wäre mir lieber gewesen," sagte er, „wenn man mich freigesprochen hätte; aber das ist eine Schwäche, und für unsere Sache ist es besser, daß ich in das Gefängniß komme." Die Zeichen der Theilnahme, die er von den meisten Seiten erfuhr, stimmten ihn noch ruhiger; vergebens wurde er in St. Pelagie, wohin er zur Erstehung seiner Strafe sich schon am 2. Januar 1841 verfügt hatte, aufgefordert, sich bittschriftlich an den König zu wenden. Bald darauf erschien seine Broschüre: „Du Passé et de l'Avenir du Peuple," ein vollkommenes Glaubensbekenntniß der Radikalen, in der Form einer philosophischen Geschichte der Entwicklung der unteren Volksklassen. Durch Arbeiten, sagt er darin, müsse dem Volke, mit dem Rechte, auch die Möglichkeit zur Freiheit, zum Bürgerthume gegeben werden; damit aber die Arbeit den bestimmten Zweck erfülle, müsse eine Reform der Gesetze, und, damit die Gesetzgebung nicht Monopol bleibe, Wahlreform eintreten. Der „Essai d'une philosophie" erschien zugleich mit

der, unter des Verfassers Augen entstandenen deutschen Uebersetzung: „Grundriß einer Philosophie.“ Fleiß, Scharfsinn und Originalität des Verfassers liegen hier offen zu Tage; sein Buch gibt keine gewöhnlichen empirischen Komplikationen, noch trägt es Spuren von dem seichten, abstrakten Gerede vieler französischen und deutschen Philosophen; es erinnert, wenn anders Schärfe der philosophischen Gedanken die Tiefe der Konzeption zu ersetzen im Stande ist, an Herder's Ideen zur Philosophie der Menschheit, und der Deutsche wird es um so lehrreicher finden, da für die Gegenwart ein Buch, das, gleich dem Herder'schen, das jetzt vorhandene Material der Erkenntniß auf dem Gebiete der Natur und des Geistes zusammenfaßt, nicht vorhanden ist. Sein letztes Werk: „Amschaspands et Darvands,“ enthält in Briefform den Kampf der guten und bösen Engel um den Menschen.



L. J. A. de Potter.

Geboren 1785.

Der niederländische Thier- und Landschaftsmaler, Paul Potter (gestorben 1654), und der Hauptführer des belgischen Republikanismus, Louis Joseph Antoine de Potter, stammen aus Einer Familie. Letzterer, ein von dem Zeitsturme zur künstlichen Blüte aufgewühlter und zugleich durch ihn verkümmerter Charakter, immerhin ein Glied in der Kette unserer Geschichte, ist der Gegenstand dieser biographischen Skizze. Zu Brügge in Flandern geboren, erhielt er eine äußerst sorgfältige Erziehung und fand in einem, nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters ihm zugefallenen, ansehnlichen Vermögen die Mittel, durch Reisen seine Bildung zu vollenden und zu vervielfältigen. Doch auch seine wilde Genußsucht fand dabei ihre Rechnung; mit Leidenschaftlichkeit stürzte er sich in den Strudel der sinnlichen Lüste und lebte, selbst unnatürlichen Lastern fröhnend, während Napoleons Zwingherrschaft in dem heißen Italien, das seine Fantasie zu immer neuen Forderungen reizte. Im Jahre 1817 kehrte

er nach Brüssel zurück, voll von antikatholischen und exzentrischen Ideen, welche in Schrift und Wort aus ihm herausstrebten, unbekümmert um Haß oder Liebe, die sie ihrem Träger einernten mochten. Gegen die Regierung war er Anfangs nicht in Opposition getreten; als ihm aber später unter holländischer Regierung mißlang, eine Anstellung im Ministerium des Innern zu finden, machte ihn der Zorn zum Schriftsteller, und er gab 1825 das Leben des Scipio Ricci, des Reformators des Klerus in Toscana, heraus, worin er Haß gegen Geistlichkeit und Aristokratie aussprach. Einen ähnlichen Geist athmeten seine übrigen Schriften: „l'esprit des lois," „Briefe Pius V.," „der römische Katholizismus ꝛc." Er wurde dafür von der exaltirten Partei Belgiens vergöttert, von der katholischen aber heftig angefochten und als Atheist verabscheut. 1828 änderte sich das Verhältniß; denn aus Privathaß gegen van Maanen trat er in diesem Jahre als erbitterter Gegner der Verwaltung und für die Opposition auf. Die katholische Partei, welche seine Sinnesänderung auch auf sein religiöses Gefühl ausgedehnt glaubte und der scharfen Streitwaffe seines Geistes bedurfte, nahm davon Anlaß, ihn ganz auf ihre Seite hinüberzuziehen. In demselben Jahre erschien von ihm ein Aufsatz im „Courrier des Pays-Bas" gegen das Ausnahmegesetz von 1815, nach welchem den Ministern fast unumschränkte Gewalt hinsichtlich der Preßvergehungen zustand, und bald darauf ein zweiter, welcher sich bitter gegen die Verbannung zweier Franzosen, Herausgeber einer Zeitschrift, aussprach; in beiden zeigte sich zuerst seine entschiedene Hinneigung zur revolutionären Partei. Wegen des letzteren Artikels wurde er in Brüssel vor Gericht gefordert und zu achtzehnmonatlicher Haft verurtheilt. Das steigerte seine Erbitterung gegen die Regierung dergestalt, daß er von seinem Gefängnisse aus neue Schmähschriften gegen dieselbe ergehen ließ und dadurch die Gährung noch vermehrte. Ganz im Widerspruche mit seinen früheren irreligiösen und demokratischen Tendenzen, erklärte er sich jetzt selbst für Aristokratie und Papstthum und bereitete durch zahlreiche Broschüren die Gemüther in Belgien zu der nachfolgenden Revolution vor. Endlich war aber die Geduld der Regierung erschöpft. Die Entdeckung eines Briefwechsels mit Tielemans (Sekretär im Departement der auswärtigen Angelegenheiten), in welchem Potter die Vereinigung der republikanischen Partei, welcher er selbst angehörte, mit der katholischen als das beste Mittel wirksamen Widerstandes gegen die Staatsgewalten bezeichnete, ferner eine Aufforderung zur Nationalsubskription, oder eigentlich zur Rebellion, gaben Anlaß, ihm Ende

1829 und Anfangs 1830 den Prozeß zu machen. Das Gericht sprach Verbannung gegen ihn aus. Er begab sich nach der Schweiz, behielt aber die Vorgänge in Belgien unverwandt im Auge, immer wartend, daß die Mine, die er hier gelegt, springen werde, und als die französischen Julitage kamen, eilte er, begierig, die Schule der Revolution an Ort und Stelle zu machen, nach Paris. Als die belgische Revolution nachfolgte, eilte er, der Fährte des Aufstandes nachgehend, eben so schnell nach Lille, wartete hier den Rückzug der Holländer ab, und erschien, unter dem Jubel des Volkes, am 27. September in Brüssel, wo er, jede Maske abwerfend, sich ganz als Republikaner zeigte. Sogleich ward er Mitglied der provisorischen Regierung, und nahm in dieser Eigenschaft Theil an der Ausarbeitung des neuen Grundgesetzes. Doch sah er bald ein, daß er seinen Zweck: die Errichtung einer Republik, nicht erreichen würde, und legte deshalb, der katholischen Partei wieder bitter grollend, sein Amt am 13. November nieder, nachdem mit der beschlossenen Auflösung der provisorischen Regierung und der Konstituirung eines Nationalkongresses, seine letzte Hoffnung verschwunden war. Er ging nach Paris, war jedoch, als die Wahl eines Regenten vor sich gehen sollte, in Brüssel anwesend, vielleicht nicht ohne gewisse Erwartungen, die aber bekanntlich nicht erfüllt wurden. Bei einem wiederholten Aufenthalte in Paris, wo er noch jetzt abwechselnd mit Brügge, lebt — schrieb er: „Histoire du christianisme," dann eine Broschure: „Y aura-t-il une Belgique," und erhob 1838 auch über die Angelegenheit des Erzbischofs von Köln seine, seitdem sehr verschollene Stimme.



J. P. Kemble.

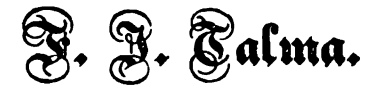
Geboren 1757. Gestorben 1823.

Zwei der herrlichsten Blüten der Schauspielkunst entsprossen für England Einem Stamme: John Philipp Kemble und seine Schwester, die gefeierte Sara Siddons, neben welchen auch beider Bruder, Charles, in gleichem Berufe sich ehrenvoll behauptete. John Philipp kam zu Preston in Lan-

cashire zur Welt. Sein Vater, Roger Kemble, obgleich ebenfalls Schauspieler, bestimmte seinen Sohn zur Theologie, gab ihm eine sorgfältige Erziehung und ließ ihn im College zu Douay in Flandern studiren. Doch die angeerbte Neigung zu dem Stande des Vaters war in dem Jüngling mächtiger, als der Wille der Eltern; unvermuthet entlief er der Schule und ihrem Zwange und betrat 1776 zu Wolverhampton als Theodosius in Rowe's gleichnamiger Tragödie zum ersten Male, aber sogleich mit entschiedenem Beifalle die Bühne. Mit immer steigendem Erfolge und Rufe spielte er sodann in Manchester, Liverpool, York, Dublin und an anderen Orten. 1783 kam er zum Drurylane-Theater in London und fand auch hier den ungetheiltesten Beifall; er ward Regisseur und blieb es bis 1801. Während dieser Zeit brachte er, als ein tiefer Kenner der dramatischen Werke seiner Nation, wovon er eine der größten Sammlungen in England besaß, manches ältere treffliche Stück wieder auf das Repertoir. Nicht in gleichem Maße wollten seine neuen Lesarten, wodurch er z. B. den Text des Shakespeare häufig veränderte, den Kritikern gefallen. Er gerieth dadurch in manche Verdrießlichkeit, nahm endlich seinen Abschied und besuchte in den Jahren 1802 bis 1803 Frankreich und Spanien. Nach London zurückgekehrt, kaufte er für zwanzigtausend Pfund Sterling einen Antheil am Covent-Garden-Theater, und trat hier an Lewis Stelle, bis er 1817 in der Rolle des Coriolan auf immer von der Bühne Abschied nahm. Mehre Stücke, welche er für die letztere schrieb, hielten sich nicht auf die Dauer; eine Sammlung seiner Jugendgedichte wurde von ihm selbst, bald nach ihrem Erscheinen, unterdrückt. Nächst Shakespeare, von welchem er vierundzwanzig Dramen für die Bühne bearbeitete, schätzte er hauptsächlich Molière, der, wie er sagte, nicht Frankreich allein, sondern allen Nationen angehöre. In späteren Jahren kaufte er sich zu Lausanne in der Schweiz an, wo am 26. Februar 1823 ein sanfter Tod ihn umarmte.

Kemble war ein mit Recht gefeierter Schauspieler; seine tragischen Darstellungen waren groß und tief, auch hatte er alle Mittel, das Publikum zu entzücken, zu erschüttern und hinzureißen. In der Jugend war Hamlet seine Hauptrolle, und nie gab es einen trefflicheren Darsteller für dieselbe; auch sein Macbeth, Coriolan, Beverley und Othello waren glänzende Leistungen. Später wirkte er in ernsten Charakterrollen; weniger gelangen ihm komische Partien, obwohl er sie sehr gerne spielte. Wesentliche Verdienste erwarb er sich um die englische Bühne auch noch

durch Verbesserungen des Kostümes, die er, auf Anrathen und nach dem Muster seines Geistverwandten, des großen Talma, bewerkstelligte. Eine Vase, welche ihm Lord Holland bei dem Abschiede von der Bühne 1817 überreichte, rühmte von ihm: daß er vierunddreißig Jahre lang die Würde des Drama und den Ruhm Shakespeare's auf der englischen Nationalbühne behauptet habe.



F. J. Talma.

Geboren 1763. Gestorben 1826.

Frankreichs größter Mime, François Joseph Talma, verläugnet wenigstens in Bezug auf seine Kunst nicht die republikanische Atmosphäre, die ihn als Jüngling umwehte; denn im Kampfe für das Echte wagte er mit römischem Stolze oft den Beifall der Zeitgenossen und die Gunst des Augenblicks. In Paris den 15. Januar 1763 geboren, wurde er von seinem Vater, welcher Zahnarzt war, ebenfalls für die Arzneiwissenschaft bestimmt und gebildet, und betrieb das Studium derselben in England, so wie später in seiner Vaterstadt. Schon in seinem zehnten Jahre erwachte seine Neigung für die Bühne und es zeigten sich deutliche Spuren des großen Talents, welches später Frankreichs Stolz und Freude war. Er spielte in einem vom Direktor der Pension verfaßten Trauerspiel: „Tamerlan," mit solchem Erfolge, daß nicht allein die Zuschauer in Thränen zerflossen, sondern er selbst wurde von solcher Rührung ergriffen, daß er sein Schluchzen nicht mäßigen konnte und von der Bühne abgeführt werden mußte, ehe die Rolle vollendet war. In London, wohin er bald nachher zum Besuche seines Vaters reis'te, spielte er in mehren Gesellschaften, und selbst vor dem Könige, und auch dort fand sein Spiel Bewunderung. Entschlossen, sich ganz der Bühne zu widmen, kehrte er im 17. Jahre nach Paris zurück und besuchte die vom Herzoge von Duras gestiftete Deklamationsschule, wo die Lehren von Molé, Dugazon und Fleury seine Ausbildung mächtig beförderten. Bald nachher erschien er zuerst auf dem „Théâtre français" und zwar als Seide im

anderen Wissenschaft treu, denn der Genius der Poesie, mächtig aufgeregt durch Lenau's Besuch der österreichischen Alpen und eine Reise nach Nordamerika, verdrängte bald alle andere Bestrebungen. Dreißig Jahre war er alt, als eine Sammlung seiner Gedichte erschien, welche nicht nur seines Vaterlandes und Deutschlands Bewunderung auf ihn lenkte, sondern selbst Uhland bewog, seinen Lorber freudig mit ihm zu theilen. Man bestaunte die herrliche Naturmalerei, welche nicht weniger im Zarten, als im Großartigen und Schauerlichen ihre Siege feierte, und nur leise mischte sich der Vorwurf bei, daß die Detailschilderungen hin und wieder sich zu sehr hervordrängen, daß der Gedanke zu oft von Bild und Gleichniß überschattet werde, und den Reflexionen Düsteres oder Weichliches sich anhefte, obwohl es auch nicht an Helle und Heiterkeit, wie an männlicher Kraft und Entschiedenheit, fehlt. Die überraschend schöne sprachliche Einkleidung und der hohe Wohllaut der Verse umfingen jeden Leser mit ihrem Zauber, und zugleich fühlte man sich von der schönen Einfachheit des Volksliedes entzückt, welche in Lenau's Gesängen wiederklang. Wenn er hier den Kenner bestach, so riß die Freisinnigkeit des Sängers zugleich die heiße Jugend zu ihm hin; so in seinen „Neueren Gedichten" und in seinen Polenliedern, die mehr elegische Nachklänge, als Worte der Gegenwart sind. Zwischen beide Gedichtsammlungen hinein fiel das episch-dramatische Gedicht: „Faust," welches zuerst in dem von Lenau 1835 herausgegebenen „Frühlingsalmanache" als Fragment erschien. Es ist in demselben des Köstlichen, Großartigen, Hochpoetischen und Originellen im Ausdruck so Vieles, daß der Bewunderung und Theilnahme nur spät einiger Tadel nachzufolgen wagt; letzterer trifft besonders den Mangel an innerer Einheit und an dramatischem Interesse der Personen. Wenn von einer Seite Lenau's „Faust" über jenen Goethe's gestellt wurde, so ist damit zwar nicht die kritische Wahrheit dieses Machtspruches, jedenfalls aber die hohe Bedeutsamkeit des Werkes dargethan. Ist auch der Charakter der Sage verwischt, so ist doch das uralte Thema vom Widerstreit der Natur in Einer Brust wieder auf eine geistreiche Weise abgehandelt. Mehr Einheit, vorzüglich in der Form, zeigt „Savonarola;" doch ist das Gedicht zu reflektirend und oratorisch, um ein vollkommenes Gedicht heißen zu können. Nichtsdestoweniger gebührt demselben wegen der vielen und hohen Vorzüge die höchste Anerkennung, schon aus dem Grunde, weil der Dichter absichtlos, aus reiner Inspiration, die weltbewegenden Ideen in den Brennspiegel seines Geistes

gesammelt, sie aus demselben in prophetischer Form zurückgespiegelt, und zugleich den Beweis geliefert hat, daß die Epik heutzutage nicht mit dem blos Thatsächlichen und Objektiven sich befassen darf, will sie anders ihre Existenz noch weiter fristen. Lenau krönte seine Dichterwirksamkeit durch sein neuestes Werk: »die Albigenser.” Dieses Gedicht tritt aus den Schranken der Form, in welchen sich „Savonarola” bewegte, wieder heraus, kehrt zu der freieren lyrischen Bewegung der übrigen Gedichte und des „Faust” auch im Epischen zurück, hierin gleichsam dem Drange der Dichterseele weichend. Die Individualität des Dichters: melancholische Skepsis oder skeptische Melancholie, tritt in dem letzten Werke in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit, mit überwältigender Anmuth, in triumphirender Größe vor das Auge des zu höherem Aufschwunge mitbegabten Geistes. Wie nirgend so auffällig, ist Lenau's Poesie durchzogen von einem ureigenen, selbständigen und an kein Aufgeben, wie bei Goethe und Schiller, denken lassenden metaphysischen Ringen und Streben nach Licht und Wahrheit im Gebiete der Räthselfragen und Zweifel. Es ist dieses nicht ein Problem des Verstandes, der Wissenschaft, sondern ein Anliegen des Herzens, ein des Dichters ganzes Wesen durchdringender und bedingender Lebensreiz, der, anscheinend zur Ruhe gebracht, immer wieder sich regt, und, während er an der Kraft scheint nagen und zehren zu müssen, doch zugleich sie übt, nährt und zu den gewaltigsten Leistungen, zu den leuchtendsten Geistesblitzen herausfordert.

Von dem Trübsinne, welchem der edle Dichter in diesem Augenblicke anheimgefallen ist, hoffen seine Freunde, wie sein Arzt, ihn bald genesen zu sehen. Sein Zustand hat Nichts gemein mit der cynischen Wuth des wahnsinnigen Hölderlin, dem man ihn fälschlich verglich, und in den lichten Augenblicken offenbart sich der Adel und die Tiefe seines Gemüthes. Scheint doch sein Geist sich nur noch enger in jene Mysterien einzuschließen, unter welchen er von jeher sinnend und forschend verweilte, und die seine Lieder selbst theilweise zu einem schönen Geheimniß gestalten. Vielleicht, daß diese traurige Krisis nur der Vorbote eines, unter heißen Kämpfen nach und nach gewonnenen inneren Sieges, der Uebergang von der Ahnung zum Schauen, vom Schauen zur Zuversicht ist, und daß Lenau's Muse, die bisher gern in aufgelösetem Haar, mit fantastischem Weiheschmucke, gleich einer Druide, einen in Zweifeln wühlenden poetischen Naturkultus zu üben schien, aus ihren düsteren Götterhainen hervor zu den Altären des Glaubens sich flüchtet.

Anastasius Grün.

Geboren 1806.

Ueber ihn entnehmen wir der »österreichischen Nationalencyklopädie« (Wien, 1835, Band II. Seite 434) folgende Notizen: „Grün, Anastasius, pseudonymer Name Anton Alexander's Grafen von Auersperg, geboren zu Laibach den 11. April 1806. Er privatisirt auf seiner Besitzung Thurn am Hart in Krain; ein echter Dichter, voll Beruf, Innigkeit, Fantasie und Originalität, dabei sehr wissenschaftlich gebildet. Zeugniß davon sind: „Blätter der Liebe," Stuttgart 1830. — „Der letzte Ritter" (Max I., ein Heldengedicht), München 1831, welches in Deutschland rühmliches Aufsehen macht. In der Wiener Zeitschrift, dem Morgenblatte und der Spindler'schen Damenzeitung, in Hormayr's Taschenbuche, in dem von Wendt gegründeten deutschen Musenalmanache, dem Berliner Musenalmanache befinden sich Gedichte von ihm. Daß die anonym gedruckten: „Spaziergänge eines Wiener Poeten," Hamburg 1831, 2. Aufl. eb. 1832, nicht ihn zum Verfasser haben, ist legal erwiesen." Sein neuestes größeres Gedicht heißt: „Nibelungen im Frack," Leipzig 1843, so genannt, weil es einen neueren Stoff in das dem Dichter nun einmal lieb gewordene Gewand des Nibelungenverses kleidet. Der Held desselben ist der durch seine Leidenschaft zur Baßgeige bekannte, wegen dieser und anderer Sonderbarkeiten als regierungsunfähig verschrieene Herzog Moriz Wilhelm, Sohn des Herzogs Christian II. aus dem Hause Sachsen-Merseburg, geboren 1688, gestorben 1731. Ihm, „dem Fürsten, dessen Hände von Blut- und Tintengräuel rein," hat Anastasius Grün sein frohes, kräftiges, theilweise schalkhaftes Lied gesungen, in welchem durchgehends dem stillen, selbstgenügenden, harmlosen Natursinne der Preis vor der politischen Raffinirtheit, der sozialen Verkünstelung zuerkannt, und eine Art romantisch-lyrischen Krieges gegen die Hyperkultur geführt wird, zu dessen Unterstützung sogar die Heere hübscher Elfen und gutmüthiger Kobolde in das heitere Treffen rücken müssen.



Sir George Murray.

Geboren 1770.

Dieser in der Zeitgeschichte Englands häufig, wenn auch nirgends in den Vorderreihen genannte Kriegs- und Staatsmann, der jüngere Sohn eines altadelichen schottischen Geschlechts, welches seine Güter in Pertshire hat, nahm bereits 1789 als Fähnrich Kriegsdienste, that sich zuerst bei dem Feldzuge in Flandern hervor, und nahm 1801 an der Expedition nach Egypten, welche mit der Kapitulation des französischen Heeres endete, und an den Kriegsmanövern Theil, welche den Franzosen ihre Besitzungen in Westindien kosteten, befehligte 1807 als Stabsoffizier die Landestruppen, und war Zeuge des berüchtigten Bombardements von Kopenhagen, so wie der Zerstörung der dänischen Flotte, worauf er 1808 zum Generalstabe bei dem nach Schweden gesendeten Hilfskorps versetzt wurde. Die Umsicht und Gewandtheit, welche er bei dieser Gelegenheit an den Tag legte, bestimmte Wellington, bei seiner Landung in Portugal 1810 ihn zum Chef seines Generalstabes zu nennen. Als solcher nahm er an allen den großen Ereignissen des Kampfes auf der pyrenäischen Halbinsel bis zur Schlacht bei Toulouse den rühmlichsten Antheil. Nach dem ersten Pariser Frieden wurde er nach Nordamerika gesendet, und empfing, nach der Wiederherstellung des Friedens daselbst, den Oberbefehl über die Streitkräfte in Canada. Später wurde er zum Oberbefehlshaber des Heeres in Irland ernannt, wo er jedoch nichts Ausgezeichnetes verrichtete, und als 1828 Canning's Freunde, welche nach dessen Tode noch in der Verwaltung geblieben, zum Austritte genöthigt waren, berief der Herzog von Wellington seinen ehemaligen Chef des Generalstabes als Staatssekretär für die Kolonien in das Kabinet. Murray zeigte in dieser wichtigen Stellung wenig Selbständigkeit, und es wurde ihm von seinen Gegnern zum Vorwurfe gemacht, daß er sich noch immer durch die militärische Disziplin zum unbedingten Gehorsam gegen seinen früheren Oberbefehlshaber verbunden glaube. Als dieser sein Gönner 1830 von der Verwaltung zurückzutreten genöthigt war, folgte ihm Murray subordi-

nationsmäßig, und stellte sich in die Reihen der Toryopposition gegen Grey's Ministerium. Obgleich er bei der Eröffnung der Verhandlungen über das neue Wahlgesetz sich einer gemäßigten Reform nicht abgeneigt zeigte, prophezeite er doch, in toristischem Unmuthe, von einer solchen Umgestaltung der Verfassung die traurigsten Folgen. Das Jahr 1834, in welchem Sir Robert Peel von dem Könige mit der Bildung einer neuen Verwaltung beauftragt wurde, brachte für Murray die Stelle eines Feldzeugmeisters, doch nur auf wenige Monate; denn, wie bekannt, wurde das neue Kabinet alsbald durch den Widerstand des Hauses der Gemeinen auseinander gesprengt. Als aber im Jahre 1841 die Tories abermals, und zwar auf längere Zeit, an das Ruder gelangten, ging auch Murray's später Glücksstern wieder auf, und er ward Generalfeldzeugmeister.



Durham.

Geboren 1792. Gestorben 1840.

John George Lambton, Graf von Durham, der große Sohn eines großen Mannes, William Henry Lambton's, der mit unerschütterlichem Muthe in drei Parlamenten die Grafschaft Durham in Fox's Sinne vertreten hat, aber schon 1797 gestorben ist, wurde geboren am 11. April 1792. Sorgfältig erzogen, und auf den Kollegien in Eton und Cambridge wissenschaftlich gebildet, trat Durham, kaum majorenn geworden, als Repräsentant der genannten Grafschaft in das Unterhaus ein. Vermöge seiner von nicht adelichen, aber bis in's zwölfte Jahrhundert zurück ehrenhaft bekannten Vorfahren ererbten Besitzthümer, die in der Hauptsache in außerordentlich ausgedehnten und eine unendliche Ausbeute versprechenden Kohlenminen bestanden, einer der reichsten und weitum im Lande einflußreichsten Edelleute, und vermöge seiner Bildung und Geistesgröße einer zu der höchsten Stellung im brittischen Staate befähigtsten und berechtigtsten Männer, durchlief er in einem Vierteljahrhunderte alle Stufen des Unter- und Oberhauses, des Kabinets und der Diplomatie. In allen Lagen und Verhältnissen, unter allen Widerwärtigkeiten und sich entge-

genstemmenden Hindernissen von Seiten des Torysmus und des konservativen Whigismus, ist er niemals seinen liberalen Grundsätzen, niemals seiner ultrawhigistischen Gesinnung untreu geworden. Am 14. Mai 1814 hielt Durham, damals noch der bürgerliche Lambton, seine jungfräuliche Rede gegen die Abtretung Norwegens an Schweden, und verbitterte den Tories den Sieg in dieser Angelegenheit. Er nahm die Fremdenbill in Schutz, und eröffnete den politischen Flüchtlingen in England einen sicheren Hafen. Als 1818 über Shephard's Indemnity-Acte verhandelt wurde, sprach er gegen das Ministerium Liverpool die kühne Anklage aus: „Die Minister sind Robespierre zu vergleichen in mancher Beziehung, in einer aber sind sie wesentlich von ihm verschieden. Dieser richtete seine Angriffe gegen die Hochgestellten, die sich mit dem Schweiße der Niederen mästen, die Minister aber fallen über die Armen und Dürftigen her." Wo es Gelegenheit gab, den Tories der Oeffentlichkeit und den Leidenschaften des Tages gegenüber, eine Niederlage zu bereiten, da fehlte er nie, und kämpfte, ob ihm und seiner Partei oft auch nur Siege der Beredtsamkeit gelangen, im Unter- und später im Oberhause, und noch später als Mitglied des Kabinets, mit einer Beharrlichkeit und Hartnäckigkeit, die sprichwörtlich wurde. Man verglich Durham mit einer englischen Bulldogge, die nichts wieder loslasse, was sie einmal gefaßt habe. Seine verwandtschaftliche Beziehung zu dem Grafen Grey, dessen Tochter er nach dem Tode seiner ersten Gemalin geehelicht hatte (1816), diente nicht wenig dazu, die liberale Partei zu heben und ihr den Weg zum höchsten Ziel zu bahnen. Eine Geißel den Tories immer und immer, ward er der Königin Karoline ein treuer Ehrenritter, diente dem Vaterlande in Vielem mit Eifer, und trat endlich (1821) mit seinem Parlamentsreformplan hervor, der durch umfassende und durchgreifende Tüchtigkeit, wie durch Muth und Kühnheit selbst die Whigs überraschte, und den Tories die größte Besorgniß einflößte. Er verfocht frei und männlich seine Meinung im Parlament, und in großen Nationalassembleen, in Versammlungen und städtischen Meetings; er zeigte ohne Scheu auf die Fehler in der Repräsentation und auf die Nothwendigkeit der Reformen hin, aber er verabscheute die Volksaufregung; er stimmte vielfach den Radikalreformern bei, förderte, wie er konnte, ihre Absichten, betheiligte sich bei ihrem Spotte gegen den Konservatismus; aber er wollte nicht, daß die Wahrheit und das Recht durch äußere Gewalt siegen sollten; denn er war überzeugt: der Tag des Sieges werde, auch ohne

„Mohamed,“ und fand die lauteste Anerkennung. Er spielte nun abwechselnd in Trauer- und Lustspielen, suchte sich Bühnenroutine und die nöthigen technischen Kenntnisse zu erwerben und studirte außerdem mit warmem Eifer und jugendlicher Begeisterung alle Theile seiner Kunst. Bald legte er auch den Grund zu der Reform im Kostüme, welche die französische Bühne ihm zu danken hatte; in dem Trauerspiel: „Brutus,“ erschien er gegen die damalige Sitte in rein römischem Kostüme und antikem Haarschnitt; man spöttelte Anfangs über diese „römische Statue,“ aber Talma hauchte derselben ein solches Leben ein, daß das Publikum seine Leistung mit Entzücken aufnahm und der Spott sich bald gegen die unnatürliche Kostümirung wandte, die auf dem Theater heimisch war. Reifröcke und Perrücken verschwanden mit dem verzerrten „Monsieur Achilles“ von der Bühne, und Talma bewirkte bald eine gänzliche Umgestaltung der Bekleidung zu Gunsten der historischen Wahrheit; seinem Eifer gelang, was Lecain und die Clairon vor ihm vergebens versucht hatten. — In demselben Grade, wie Talma's Ruf, der bald ein europäischer zu nennen war, sich vermehrte, vermehrte er selbst seine Anstrengung und seine Studien; volle dreißig Jahre arbeitete er daran, sich eine den großartigen Verhältnissen des Trauerspiels entsprechende Sprache zu schaffen, und brachte es durch unermüdlichen Fleiß so weit, daß seine Theatersprache in Ton, Kraft, Haltung und Ausdehnung von seiner Gesellschaftssprache ganz verschieden war. Diese fortwährenden Anstrengungen, die durch eine unausgesetzte, seine ganze Seele erfüllende Bühnenwirksamkeit noch unendlich vermehrt wurden, zehrten seine Lebenskräfte auf und riefen die Krankheit hervor, der er am 19. Oktober 1826 erlag; geachtet, geliebt und bewundert von seinem Vaterlande, rühmlichst gekannt und betrauert von ganz Europa, sank er in das Grab, an dem die Muse weinte über ihren verlorenen Liebling. — Talma vereinte in sich alle Geistes- und Naturgaben, die zur schweren Kunst der Menschendarstellung erforderlich sind; er besaß die schönste Körperbildung, ein edles ausdrucksvolles Antlitz, ein feuriges Auge, einen kühnen durchdringenden Blick und eine majestätische Haltung; sein Geist war reich und vollendet gebildet, seine Fantasie lebendig und üppig, sein Gefühl zart und fein, und seine Kenntnisse umfaßten alle Zweige seines schwierigen Künstlerberufs. „Durch seine mit dem feinsten Takte verbundene Kühnheit,“ sagt Frau von Staël, „so wie durch Naturanlagen und erworbene Würde, kann er für ein unübertreffliches Muster gelten. Seine Stellungen erinnern an die klas-

fischen Statuen des Alterthums, und der Ausdruck seines Gesichtes verdient von jedem Maler studirt zu werden. Seine Sprache hat einen so magischen Wohlklang, daß sie unwiderstehlich zum Herzen dringt. Die Mittel, welche Talma zu Gebote stehen, vereinigen also die verschiedenen Künste der Malerei, der Bildhauerkunst, der Poesie, und vor Allem werden sie durch die seelenvollste Sprache erhöht. Die Art, wie er seine Rolle auffaßt, beweis't eine vollkommene Kenntniß des menschlichen Herzens, und durch sein Mienenspiel wie durch seine Rede wird er gleichsam zum zweiten Dichter der von ihm dargestellten Schauspiele." Talma's wissenschaftliche und künstlerische Bildung beurkundet sich auch durch seine eigenen Schriften; seine Vorrede zu den Memoiren Lecain's und vor Allem seine 1824 erschienenen „Betrachtungen über die Schauspielkunst," sind treffliche Produktionen; auch soll seine Korrespondenz als Muster geistreicher und schöner Briefe gelten können. — Als Mensch war Talma eben so lobenswerth, wie als Künstler; sein großes Herz kannte und übte jede Tugend; er war der beste Bürger, der trefflichste Familienvater, der treueste Freund, der liebenswürdigste Gesellschafter. Die Ersten seiner Zeit suchten seinen näheren Umgang, und Napoleon als Konsul und Kaiser blieb der Freundschaft treu, die General Bonaparte mit Talma geschlossen hatte.

Nikolaus Lenau.

Geboren 1802.

Mit Theilnahme, Zweifel und Hoffnung blicken jetzt Alle auf den kranken Liebling der Unsterblichen, den Dichter Nikolaus Lenau, dessen Harfe in diesem Augenblicke ein schwarzes Verhängniß umflort und verstummen gemacht hat. Nikolaus Niembsch von Strehlenau — so lautet bekanntlich der wahre Name des Sängers — kam am 13. August 1802 zu Csatad in Ungarn zur Welt, hörte an der Wiener Universität den üblichen Lehrkurs der Philosophie, studirte dann drei Jahre Jurisprudenz, und wieder drei Jahre Medizin, blieb aber weder der einen, noch der

E. J. Graf Sieyes.

Geboren 1748. Gestorben 1836.

An diesem Charakter, der bald als scheuer Nachtvogel, bald als unstäter Schmetterling durch die Revolution und ihre Schrecknisse flattert, hat die Geschichte mit strenger Hand gezeigt, wie selbst ein reineres Streben, ein besserer Wille in die Gemeinschaft des Schlechten herabsinkt, wenn ihm der Muth fehlt, sich zum Guten zu bekennen, das Böse zu verläugnen. Emanuel Joseph Graf von Sieyes kam den 3. Mai 1748 in Frejus zur Welt, und war Generalvikar des Bischofs von Chartres, Kanonikus und Kanzler der dasigen Kirche, als er 1789 zum Deputirten des dritten Standes von Paris bei den Generalständen ernannt wurde. Diese Wahl hatte er besonders seiner Flugschrift „Qu'est ce que le tiers état?" (was ist der dritte Stand?), welche ihm die Gunst des Volkes in hohem Grade erwarb, zu verdanken, worauf er großen Antheil an der Vereinigung der drei Stände nahm und den Vorschlag machte, die Kammer der Abgeordneten des dritten Standes zur Nationalversammlung zu erklären, welches entscheidenden Einfluß auf die Herbeiführung der Revolution hatte. Außerdem sprach er mit Nachdruck für die Zurücksendung der Truppen, so wie für die Nothwendigkeit des Eides im Ballhause zu Versailles, erklärte sich aber am 10. August entschieden gegen die Aufhebung der geistlichen Zehnten, bei welcher Gelegenheit er die berühmt gewordenen Worte ausrief: „Sie wollen frei seyn, und verstehen nicht gerecht zu seyn!" — gegen das Zugeständniß eines Veto für den König, und schlug zuerst die Eintheilung Frankreichs in Departements, Distrikte und Munizipalitäten vor. Seine fernere Thätigkeit erstreckte sich vorzüglich auf seine Theilnahme an den Ausschüssen und an der Ausarbeitung der Konstitution, da er, seiner eigenen Erklärung zufolge, kein Talent zum öffentlichen Redner besitze, während Mirabeau sein Stillschweigen ein öffentliches Unglück nannte. Das Gesetz, welches er 1790 gegen den Mißbrauch der Presse in Vorschlag brachte, war das freisin-

nigste von allen später gegebenen und mit der größten Ueberlegung abgefaßt. Nachdem man ihn hierauf ungeachtet seiner Weigerung zum Präsidenten ernannt hatte, wurde er 1791 zum Mitgliede des Departements von Paris erwählt, schlug aber das Bisthum der Hauptstadt, welches ihm die Wahlversammlung antrug, entschieden aus. Zu gleicher Zeit erklärte er sich für die Beibehaltung der monarchischen Regierungsform, nicht, wie er sagte, um alten Gewohnheiten zu schmeicheln, oder wegen einer abergläubisch-royalistischen Gesinnung, sondern weil in einer Monarchie für den Staatsbürger mehr Freiheit, als in einer Republik sey. In jedem besseren Vorsatze durch ängstliche Besorgniß für seine Person beirrt, suchte er, als er zum Mitgliede des Konventes ernannt worden war, sich den Schein einer gänzlichen Unbedeutendheit zu geben, um dadurch den drohenden Gefahren zu entgehen, und setzte auch während des Prozesses von Ludwig XVI. diese Handlungsweise fort, so daß man selbst bei der persönlichen Abstimmung über das endliche Schicksal des Königs aus seinem Munde blos die nichtssagenden, und doch alles Schreckliche in sich fassenden Worte vernahm: „Ja! Nein!“ und „der Tod!“ nachdem er jedoch vorher die Vereinigung der richterlichen Gewalt mit der gesetzgebenden in der Versammlung bestritten hatte. Mit Thaten nie, mit Worten immer erst nach geschehener Entscheidung zur Hand, wagte er erst nach dem Sturze Robespierre's 1795 seinen Abscheu gegen dessen Handlungsweise öffentlich auszusprechen. Er trat sodann in den Wohlfahrtsausschuß. Im Frühjahre 1797 war er in Gefahr, sein Leben zu verlieren. Ein gewisser Poulle, der ihm schon lange den Tod geschworen, drang in seine Wohnung, und schoß nach ihm, doch ohne ihn gefährlich zu verletzen. Bald darauf wurde Sieyes nach Holland gesandt, um mit der Republik einen neuen Vertrag abzuschließen, und hatte nach seiner Rückkehr wichtigen Einfluß auf den Abschluß der Verträge mit Preußen und Spanien, lebte von 1798—1799 als Gesandter in Berlin und wurde alsdann zum Mitgliede des Direktoriums an Rewbell's Stelle ernannt. Hierauf erhob ihn die Revolution vom 18. Brumaire, die er mit Bonaparte vorbereitet hatte, nebst diesem und A. Ducos zum provisorischen Konsul, eine Stelle, die er eine kurze Zeit nachher mit der eines Senators vertauschte. Da er das Landgut Crosne, welches ihm als Nationalbelohnung zuerkannt worden war, nicht annahm, erhielt er dafür eine Entschädigung, war unter der Kaiserherrschaft oft ein Gegenstand von des Monarchen Argwohn, blieb nach der Restauration ohne

Anstellung, wurde bei Napoleons Rückkehr in die Pairskammer berufen, war — als Königsmörder, wenn auch nur durch Doppelsinn — nach der Wiedereinsetzung Ludwigs XVIII. aus Frankreich verbannt, und lebte seitdem in Brüssel, bis er nach der Julirevolution nach Paris zurückkehrte, aber seines hohen Alters wegen daselbst in der größten Zurückgezogenheit lebte und am 20. Juni 1836 starb. Sieyes war gebildet, schätzte die Wissenschaften und forschte in ihnen. Obgleich bisweilen rauh und heftig in seinem Wesen, verstand er doch eine anziehende Unterhaltung zu führen, und sein belebtes Gespräch, worin er jeden Gegenstand mit philosophischer Klarheit und dem Scharfsinne eines Menschenkenners ergriff, strahlte von neuen Ideen. Der Blick seines großen schwarzen Auges war stark und fest; seine Stimme, bei einer schwachen Brust, die ihm das öffentliche Reden sehr erschwerte, in seinem Zimmer und im Eifer des Gespräches stark und voll, seine Bewegungen rasch, seine blassen Gesichtszüge belebt und geistvoll.

Jacques Necker.

Geboren 1732. Gestorben 1804.

Dieser hochverdiente, doch von Optimisten überschätzte Finanzmann, dessen Entfernung eben so wenig die Revolution hervorrief, als sein Dableiben sie zurückgehalten haben würde, kam den 30. September 1732 in Genf, wo sein Vater Professor des Staatsrechtes war, zur Welt, stammte aus einer irländischen, religiöser Verfolgungen wegen unter der Königin Maria nach Deutschland geflüchteten Familie, und widmete sich, nachdem er seine klassischen Studien vollendet hatte, dem Handelsstande. Zu Paris bildete er sich bei dem reichen Banquier Vernet zu einem tüchtigen Geschäftsmanne und wußte sich die Achtung und Liebe seines Prinzipals in so hohem Grade zu erwerben, daß ihn dieser zu seinem Associé annahm und ihm, als er sich 1763 aus dem Geschäfte zurückzog, einen bedeutenden Fond hinterließ, um ihn in den Stand zu setzen, mit Thelusson ein Handelshaus zu gründen, welches bald als das erste in Frank-

reich angesehen werden mußte. 1765 heiratete er Demoiselle Curchod, die Tochter eines schweizerischen Landpredigers, eine Dame von feinem Verstande und vortrefflichem Herzen, welche der berühmte Gibbon einst geliebt hatte. In Paris versammelte sie eine Gesellschaft von Freunden der Wissenschaften und des guten Geschmacks um sich, schrieb wohlgerathene Aufsätze für den französischen Merkur und andere Journale, und bewog dadurch ihren Mann, der nicht hinter seiner Frau zurückbleiben wollte, ebenfalls zu schriftstellerischen Versuchen, in welchen er seinen Styl nach großen Mustern bildete. Die Finanzen des hart gedrückten Landes geriethen in immer größere Zerrüttung, und der Hof sah sich genöthigt, zu Necker's Kredit seine Zuflucht zu nehmen. Dadurch sowohl, als durch seine Ernennung zum Ministerresidenten seiner Vaterstadt in Paris (1768), kam der betriebsame Spekulant in in nähere Verbindung mit der Regierung und erwarb sich die Freundschaft des damals allmächtigen Ministers Choiseul. Seine Bemühungen, der ihrem Untergange nahen ostindischen Kompagnie wieder aufzuhelfen, müssen, obschon sie scheiterten, mit Dank anerkannt werden. Er kämpfte bei dieser Gelegenheit gegen die Oekonomisten an, welche vollständige Handelsfreiheit verlangten und sich entschieden und mit vollem Rechte gegen alle Korporationen erklärten. Die Verdienste, welche sich die Kompagnie um die Regierung erworben hatte, wurden freilich von Necker hervorgehoben, mußten aber vor den Vortheilen, die man durch ihre Aufhebung zu gewinnen dachte, in den Hintergrund treten. Nachdem Necker noch einmal durch seinen Reichthum und seinen Kredit dem Schatze aus der größten Verlegenheit geholfen hatte, gab er 1772 die Handelsgeschäfte, weil ihm diese Art Arbeit, die ihm nichts Anziehendes, nichts Neues mehr darbot, zum Ekel geworden war, auf und widmete sich den Studien der Wissenschaften und den Vergnügungen des geselligen Lebens. Seiner Lobrede auf Colbert, welche sich durch Würde des Styles und leichtfaßliche Behandlung der wichtigsten Fragen der Nationalökonomie auszeichnet, worin er aber zugleich die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu lenken sucht und seine Lust nach dem Finanzministerium blicken läßt, wurde von der Akademie der Preis zuerkannt. Noch größeres Aufsehen erregte sein „Essai sur la législation et le commerce des grains," worin er sich gegen die Physiokraten und deren Haupt, den Minister Turgot, welche völlige Freiheit der Getreidehandels herbeigeführt hatten, erklärte, und auf die moralischen und physischen Hindernisse, welche dieser an sich sehr lobenswerthen Maßregel in Frank-

reich im Wege standen, aufmerksam machte. Die Hilfsquellen des Staates waren erschöpft und der Kredit fast gänzlich zernichtet, als der erste Minister Maurepas, „der alte Fuchs,“ welcher sich sonst mit anerkannt untauglichen Kollegen zu umgeben pflegte, in der höchsten Noth seine Zuflucht zu Necker nahm und ihn, weil er als Protestant nicht wirklicher Staatsminister werden konnte, am 22. Oktober 1776 zum Generaldirektor des königlichen Schatzes ernannte. Necker nahm die Stelle nur unter der Bedingung, daß er seine Dienste unentgeltlich leiste, an und suchte sogleich in allen Zweigen der Verwaltung Ersparnisse einzuführen. Mißbräuche aller Art, Sinekuren, Pensionen, Gratifikationen und Steuerbefreiungen, welche jährlich eine ungeheuere Summe der Staatseinkünfte verschlangen, wurden nach und nach vermindert, die Stelle der Finanzintendanten, welche nur Verwirrung in die Geschäfte brachten, aufgehoben und ein mit den nöthigen Verwaltungskenntnissen versehenes Comité dafür zusammengesetzt, dem Getreidemangel im südlichen Frankreich durch vernünftige Maßregeln gesteuert, die direkten Auflagen gerechter vertheilt, die lästigsten Steuern gemildert oder aufgehoben (1780), größere Ordnung in dem Geschäftsgange eingeführt, eine Diskontobank in Paris errichtet, das sogenannte Recht der todten Hand außer Wirksamkeit gesetzt, die unzähligen Zölle im Innern Frankreichs vermindert (1779), die Hospitäler und Gefängnisse besser eingerichtet, und eine neue Organisation der Pachtungen und Verwaltungen (fermes et règles), wodurch der Schatz allein vierzehn Millionen Einkünfte gewann, zu Stande gebracht. Alles wurde mit der strengsten Rechtlichkeit und mit der möglichsten Schonung durchgeführt, aber Necker mußte sich dadurch nothwendig den Haß des trägen Adels und der Hofleute zuziehen. Dagegen wußten die Verständigen im Volke seine Verdienste besser zu würdigen, denn der gesunkene Kredit war ja durch ihn allein wieder emporgehoben worden, mehre Anleihen (zusammen 530 Millionen betragend) waren ohne Schwierigkeit zu Stande gekommen; der Krieg, worin Frankreich durch den Befreiungskrieg der nordamerikanischen Staaten verwickelt worden war, wurde mit diesem Gelde auf eine der Nation würdige Weise geführt, ohne daß eine neue Auflage geschaffen werden mußte. Aber gerade diese Verdienste waren es, welche Necker, der zu mächtig zu werden schien, seinem früheren Gönner Maurepas und der Hofpartei verhaßt machten. Als er endlich gar in seinem »Compte rendu au roi« den Zustand der Finanzen offen darlegte und die früheren Mißbräuche zur allgemeinen Kenntniß brachte

und als Anerkennung seiner seitherigen Bemühen Eintritt in's Ministerkonseil und andere unzweideutige Zeichen des königlichen Beifalls verlangte, erhob sich die Kabale gegen ihn mit aller Macht; man verweigerte ihm seine Forderungen unter dem Vorwande, daß die Staatsgesetze nicht gestatteten, diese einem Protestanten zuzugestehen, und zwang ihn dadurch, um seine Entlassung zu bitten, welche er am 12. Mai 1781 auf eine sehr gleichgiltige Weise erhielt. Nach seiner Abdankung zog er sich nach St. Ouen und 1784 in die Schweiz zurück, um den Druck seines, mit großer Vorliebe für den Gegenstand selbst ausgearbeiteten Werkes „De l'administration des finances" zu leiten. Der innere Gehalt sowohl als die Leichtigkeit der Darstellung erwarben ihm einen ungemessenen Beifall, und es wurden troß des Verbotes und der Gegenmaßregeln der Regierung über achtzigtausend Exemplare abgesetzt. Die Finanzen Frankreichs geriethen bald wieder durch die untauglichen Minister Joly de Fleury, d'Ormesson und besonders durch den niederträchtigen Calonne in noch schlimmere Zerrüttung als früher. Calonne wagte sogar, die Verwaltung und die Rechnungsablage Necker's anzugreifen; dieser kehrte aber nach Paris zurück, und machte seinen Gegner in einer trefflichen Denkschrift (1787) gänzlich zu Schanden. Diese Freimüthigkeit hatte seine Verbannung aus der Hauptstadt zur Folge, wohin er jedoch nach einigen Monaten zurückkehren durfte. Von Neuem angegriffen, deckte er in seinen „Nouveaux éclaircissemens sur le compte rendu" (1788) die Blöße und Schändlichkeit Calonne's, welcher unterdessen von dem Ministerium entfernt und aus Frankreich verwiesen worden war, schonungslos auf. Während seiner Zurückgezogenheit hatte er auch das beachtenswerthe Werk „Sur l'importance des opinions religieuses" vollendet, welches die Ansichten seiner Zeit über die Religion bekämpfte und diese als eine nothwendige Grundlage der Gesellschaft darstellte. Später entwickelte er seine religiösen Ideen noch klarer und bündiger in dem „Cours de morale religieuse." Die Nation war indessen immer mehr durch die schlechte Finanzverwaltung Fourqueux's und Brienne's erbittert und verlangte laut die Versammlung der Generalstaaten und die Zurückberufung Necker's. Beides mußte bewilligt werden. Necker trat am 26. August 1788 von Neuem mit dem Titel eines Generaldirektors der Finanzen, welcher nach der Eröffnung der Generalstaaten in den eines Ministers der Finanzen umgeändert wurde, in's Ministerium. Der Kredit stieg augenscheinlich, und man hoffte wieder Alles; aber schon war es zu spät, und Necker

konnte sich nur darauf beschränken, die empfindlichsten Uebel abzuwenden. „In keiner anderen Periode seiner Verwaltung," sagt ein sonst nicht sehr günstig für ihn gestimmter französischer Schriftsteller, „hat Necker so viel Muth, Gewandtheit, Klugheit und Tugend gezeigt. Seine geschickt und richtig berechneten Unternehmungen und der Erfolg, den sie hatten, gränzen an's Wunderbare, und doch ist gerade diese Periode seiner Verwaltung nicht der vorzüglichste Gegenstand des Lobes seiner Verehrer gewesen, weil die Menschen weit mehr von dem Guten, das man ihnen erzeugt, ergriffen und zur Dankbarkeit bewegt werden, als von den Uebeln, die man von ihnen abwendet, selbst wenn dieser Dienst auch noch so groß ist." Einige Inkonsequenz kann man jedoch in dem Benehmen Necker's, welcher bei der Zusammenberufung der Generalstaaten die vorgeschlagene und von ihm nicht gebilligte Verdoppelung der Deputirtenzahl aus dem dritten Stande dem Ermessen der Notabeln anheimstellte und doch, als diese sich dagegen aussprach, den König zur Ausführung dieses Vorschlags bestimmte, nicht hinwegläugnen, ohne daß man dadurch die Billigkeit und den Vortheil dieser Maßregel in Abrede stellen dürfte. Die Zeit war gekommen, wo die Forderungen des Volkes berücksichtigt werden mußten. Necker's Stellung war eine sehr gefährliche; der Nationalversammlung verdächtig, weil er übertriebenen Forderungen entgegen war, und dem Hofe verhaßt, weil er den König zur dringend nothwendigen Nachgiebigkeit zu bewegen suchte, konnte er sich nicht lange in der Mitte der Parteien behaupten. Er erhielt am 11. Juli 1789 seine Entlassung mit dem Bedeuten, schleunig und insgeheim Frankreich zu verlassen, und eilte unter fremdem Namen nach Brüssel und von da nach seinem Landgute Coppet bei Basel. Die Folgen seiner Entlassung, die Erstürmung der Bastille und die Einsetzung einer städtischen Regierung, sind bekannt, und der König sah sich durch den Nationalkonvent und das immer unruhiger werdende Volk genöthigt, den verabschiedeten Minister zurückzuberufen. Necker zögerte lange, und als er sich endlich, durch die drohende Gefahr des Vaterlandes bewogen, nach Paris zurückbegab, glich seine Reise einem Triumphzuge; allenthalben kamen ihm die Ausbrüche der begeistertsten Freude entgegen. Statt von diesen berauscht zu werden, beschäftigte sich Necker nur damit, die Gemüther zu beruhigen, Achtung gegen das Eigenthum zu empfehlen, und der siegreichen Partei Gerechtigkeit und Mäßigung gegen die Besiegten zu predigen. Die Amnestie, welche er am 30. Juli bewirkte, wurde leider schon nach wenigen Tagen auf Mirabeau's Betrieb von der National-

versammlung widerrufen, und von jetzt an war seine öffentliche Laufbahn nur eine ununterbrochene Laufbahn von Leiden, durch Haß und Undankbarkeit herbeigeführt. Es lag nicht mehr in seiner Macht, einen regelmäßigen Gang der Geschäfte zu verfolgen; er mußte sich einzig und allein darauf beschränken, der Regierung von Tag zu Tage das Leben zu fristen. Als er endlich einsah, daß der Hof unaufhaltsam seinem Verderben entgegengehe, als ein höchst nöthiges Anleihen an der Ungefügigkeit der Deputirten scheiterte, und als ihm die Schaffung des Papiergeldes den Ruin alles Kredits herbeizuführen schien, forderte er seine Entlassung, die ihm mit der bereitwilligsten Schnelligkeit und ohne die geringste Anerkennung seiner Verdienste gegeben wurde. Kaum gelang es ihm auf seiner Reise nach Basel, der Wuth des Pöbels zu entgehen und fast nirgends erhielt der noch vor Kurzem so hochgefeierte Minister Zeichen der Theilnahme. Necker beobachtete die politischen Bewegungen Frankreichs seit 1790 von der Schweiz aus mit der größten Aufmerksamkeit. Die Fehler der Konstitution beleuchtete er in seinen Schriften: „Sur l'administration de Mr. Necker par lui-même" und »Du pouvoir exécutif dans les grands états" mit großer Klarheit, indem er sie mit den politischen Einrichtungen Englands und Amerika's verglich. Den unglücklichen König vertheidigte er in seinen „Réflexions présentés à nation française," welche die Einziehung seiner Güter zur Folge hatten. Nach dem Sturze des Konvents, als rechtliche Männer wieder Gehör fanden, gab er seine treffliche Schilderung der französischen Revolution: „De la révolution française," heraus und scheute sich nicht, als der erste Konsul nach dem Kaiserthrone strebte, die Grundsätze der wahren Republik in seiner gehaltreichen Schrift: »Les derniers vues de politique et de finances" gegen diesen zu vertheidigen. Seine letzten Jahre verflossen in der Ruhe und Würde, die dem Alter ziemt. Das Drängen seiner Freunde konnte ihn nicht vermögen, noch einmal nach Paris zurückzukehren. Er starb auf seinem Landgute Coppet am 9. April 1804. Necker's Seele war keine von den großen, viel umfassenden, entfernte Folgen im Voraus berechnenden, planvollen, zur Herrschaft über Andere geschaffenen Seelen. Zum Herrschen fehlte es ihm an Menschenkenntniß. Sein thätiger, aber eingeschränkter Geist war gewohnt, Zahlen, aber nicht Ideen zu verbinden. Als Mensch und Gatte leuchtete er Allen als Muster vor. Er war von mittlerer Größe, aber starkem Körperbaue. Seine Manieren hatten etwas Rauhes; in seinen Audienzen begegnete er den Leuten nicht selten wegwerfend und spöttisch. Aber ein ganz anderes Betragen

wälzte, so bildeten sich auch die Begriffe von republikanischer Verfassung, Unabhängigkeit und Freiheit, in denen die damaligen Gemüther nur einen Genuß finden konnten, durch jenen Freiheitskampf immer mehr aus und bereiteten die Universalrevolution in Frankreich immer mehr vor. Schon jetzt fing das gute Vernehmen des Volkes gegen den König an zu schwinden, und während man von besseren zukünftigen Tagen träumte, sank das königliche Ansehen täglich mehr herab, wozu auch der oftmalige Wechsel der Minister, namentlich im Finanzministerium, nicht wenig beitrug. Necker nahm 1781 seine Entlassung und der Graf Maurepas starb. An seine Stelle kam der Herr von Vergennes, ein Mann von Einsicht, Erfahrung und trefflichem Sinne, der, wenn die Zeiten nicht zu mißlich gewesen wären, gewiß zu den besten Hoffnungen berechtigt hätte, und an Necker's Stelle kam erst Fleury, der aber nur wenige Monate aushielt, dann der Herr von Ormesson, der, weil ihm neben der Einsicht auch das öffentliche Vertrauen fehlte, ebenfalls bald abging, und endlich der Herr von Calonne, der die Last, die auf ihm und seinem Amte lag, länger zu tragen wußte, weil er sie leichtsinnig trug. Noch einmal wurde der alte Glanz am Hofe zurückgerufen, eine Festlichkeit folgte der anderen, es wurden große Bauten unternommen, für den König das Gut Rambouillet und für die Königin St. Cloud gekauft, die Generalpächter wieder hergestellt, die öffentlichen Aemter verkauft, neue Steuern aufgelegt und neue Anleihen gesucht, so daß jetzt unter Calonne, statt daß unter Necker das Defizit jährlich 69 Millionen Livres betragen hatte, dasselbe jährlich auf 140 Millionen stieg. So dauerte drei Jahre lang diese Herrlichkeit; da wußte sich aber Calonne nicht mehr zu helfen. Er kam daher auf den Gedanken, zwei neue Steuern zu errichten, welche auch die Geistlichkeit und den Adel mittreffen sollten, eine Stämpelsteuer und eine Grundsteuer. Um diesen Plan zu bewerkstelligen, bestürmte er daher den König, die Notablen zu berufen, der auch, ungeachtet dieses ein ganz ungewöhnliches Verfahren war, denn seit hundert sechzig Jahren hatte keine Versammlung der Notablen Statt gefunden, und trotzdem, daß er Anfangs diese Maßregel eben wegen ihrer Neuheit mißbilligte, dennoch auf wiederholte Vorstellung in seiner Gutmüthigkeit in den Willen des Ministers einging und sich zu einer solchen Versammlung verstand. Die Versammlung wurde den 22. Februar 1787 eröffnet. Allein die Notabeln erklärten schon am 29. März, daß bei einer Auflage solcher Steuern die Reichsstände berufen werden müßten. So war nun das erste Signal gegeben





zu einem öffentlichen Streit mit der Regierung. Calonne nahm seinen Abschied, und sein Nachfolger Brienne fand die alleinige Rettung ebenfalls in jenen neuen Steuern. Der König schwankte Anfangs; doch den 25. Mai wurden die Notablen entlassen, die nicht ohne Unwillen nach Hause zurückkehrten. Da aber die Noth mit jedem Tage wuchs, so nahm endlich Ludwig seine Zuflucht zu einem lit de justice; allein dagegen protestirten die Parlamente und beriefen sich auf die Reichsstände. Diese Ereignisse hatten schon bedeutenden Eindruck auf das Volk gemacht, große Menschenhaufen belagerten schon jetzt den Parlamentssaal, hin und wider fielen selbst schon Störungen der öffentlichen Ruhe vor, und in Toulouse drang sogar eine große Menschenmasse in den Parlamentssaal ein. Zugleich erschienen aufrührerische Flugschriften, Spottlieder, Satyren und Karrikaturbilder. Nichts vermochte diesem Unwesen zu steuern; Ludwig selbst war in der größten Verlegenheit und glaubte die Parlamente durch Verlegung ihrer Sitze vielleicht zur Nachgiebigkeit zu bewegen. So erhielt nun das Parlament von Paris den Befehl, seine Sitzungen zu Troyes in Champagne zu halten. Es geschah, aber die öffentliche Gährung fand in diesem Schritte nur noch mehr Nahrung. Ludwig trat nun durch Brienne von fern mit dem Parlamente in Unterhandlung, worauf alsbald (1787), nachdem man eine Berufung der Reichsstände versprochen hatte, die Parlamente an ihre Orte zurückberufen wurden. Als aber am 9. November desselben Jahres Ludwig eine Parlamentssitzung hielt, worin er auf eine Anleihe von 450 Millionen Livres antrug, diese anzutragen befahl und der Großsiegelbewahrer Lamoignon gegen das dagegen protestirende Parlament auftrat, und in einer Rede des Königs Partei nahm, da konnte man sich nicht länger halten, und selbst der mit Ludwig verwandte Herzog von Orleans brachte es in einer im Namen der Pairs von Frankreich gehaltenen Rede, in der er gegen diese Maßregeln mit der größten Leidenschaftlichkeit eiferte, dahin, daß Ludwig abermals seinen Plan mißglücken sah. Der Herzog von Orleans ward nun vom Hofe verbannt, und die meisten Mitglieder der Parlamente, die sich als die heftigsten Widersacher des Königs gezeigt hatten, wurden verhaftet. Aber dadurch ward das Uebel nur schlimmer. Die Verhafteten mußten wieder auf freien Fuß gesetzt werden und als man dessenungeachtet von Neuem wieder auf der Berufung der Reichsstände bestand, ergriff Ludwig endlich noch eine neue Maßregel, die aber ebenfalls ohne günstigen Erfolg blieb. Die Parlamente wurden nämlich ganz aufgehoben, die gerichtlichen Geschäfte derselben sollten Collegien (cours

souveraines) übergeben werden und die Einregistrirung und andere außerordentliche Geschäfte sollte ein sogenannter cour plenière besorgen. Daß das Parlament in diesem Schritte nur eine Kränkung, ja eine gewisse Strafe erblicken konnte, und daß dadurch der hohe Adel und die Geistlichkeit am meisten erbittert wurden, lag in der Natur der Sache. Nichtsdestoweniger aber ward der Befehl des Königs vollzogen; wo man in Güte nichts auszurichten vermochte, brauchte man Gewalt und die Verhaftungen nahmen täglich zu. Ungeheuer war der Eindruck, den solches Verfahren machte; an vielen Orten des Reiches zeigten sich schon bedeutende Unruhen; im ganzen Reiche aber erwartete man mit der größten Spannung die nächste Zukunft. Endlich den 25. August 1788 rief Ludwig den beliebten Necker zurück, der an Brienne's Stelle trat und dem es auch wirklich gelang, wenigstens noch eine kurze Zeit den allgemeinen Sturm zurückzuhalten. Die Parlamente wurden wieder eingesetzt und die Notablen zum zweiten Male berufen; doch auch Necker sah sich endlich genöthigt, Ludwig zu einer Berufung der Reichsstände zu veranlassen. Und so ward den 5. Mai 1789 zu Versailles der von Allen ersehnte Reichstag eröffnet, in dem 300 Abgeordnete vom Adel, 300 von der Geistlichkeit und 600 von dem dritten Stande erschienen. Doch schon den 17. Juni trennte sich diese große Versammlung in zwei große Parteien, auf der einen Seite der Adel und auf der anderen die Abgeordneten des dritten Standes und die Mehrzahl der Geistlichkeit. Ludwig, seine königliche Würde behauptend, wagte noch einmal, auf Veranlassung des Adels, sich dem Willen der Mehrzahl, die für eine Nationalversammlung sich erklärte, zu widersetzen und eröffnete den 23. Juni in einer königlichen Sitzung den Reichstag. Aber umsonst, die Mehrzahl siegte; der dritte Stand, an dessen Spitze bedeutende Männer standen, drang durch und so erfolgte denn das große Ereigniß, daß der König dem Bürgerstande nachgeben mußte; das Ereigniß, mit dem die französische Revolution ihren Anfang nimmt. Wie aber nun diese Nationalversammlungen ihre Zusammenkünfte fortsetzten; wie durch sie ganz Frankreich eine Umgestaltung erhielt; wie am 5. October 1789 Ludwig und seine Gemalin der erste Sturm traf, indem eine bewaffnete Rotte in den königlichen Palast zu Versailles einbrach und das königliche Paar nach Paris führte; wie Ludwig dann die von der Nationalversammlung entworfene Konstitution annahm; wie er endlich sein Heil in der Flucht suchte, aber entdeckt und zurückgebracht wurde, und wie endlich am 10. August 1792 die Tuilerien erstürmt, die machthabenden

Schweizer niedergemacht wurden und Ludwig mit seiner Gemalin genöthigt war, in die Nationalversammlung zu flüchten und bei ihr Schutz zu suchen: mangelt hier der Raum zu erzählen. Wir finden den unglücklichen Ludwig mit seiner Gemalin im Gefängnisse wieder, wohin ihn die Nationalversammlung hatte bringen lassen. Hatte sich Ludwig in seinem Privatleben als ein edler und sittenreiner Mann bewiesen, so erschien er jetzt in seinem Unglücke standhaft und voll Fassung und Ergebenheit. Die Anklage, die Ludwig traf, und die einer Kommission übergeben war, bestand in 57 Artikeln. Nachdem diese im Nationalkonvente vorgelesen und genehmigt worden waren, ward der König von seiner Familie im Tempel getrennt, in einen Thurm des Tempels gebracht, und vor die Schranken des Nationalkonvents gefordert. Den 11. Dezember 1792 erschien Ludwig XVI.; mit königlichem Anstande trat er in die Versammlung, benahm sich mit Würde, Fassung und Ergebenheit und antwortete, als der Präsident Barrère ihm die Artikel vorgelesen und ihn gefragt hatte, was er darauf zu erwiedern habe, mit der größten Bestimmtheit und Kürze, und berief sich auf sein königliches Recht. Nach dem Verhöre wurde der unglückliche Ludwig in den Tempel zurückgebracht. Eine tiefe Stille herrschte im Nationalkonvente; nur Robespierre unterbrach sie und verlangte, daß sogleich über den König abgestimmt werden solle; allein die Girondisten verhinderten es und der König erhielt zu seinen Vertheidigern den trefflichen siebzigjährigen Greis Malesherbes, den Advocaten Tronchet und den Herrn Desèze, welche die Erlaubniß erhielten, mit dem Könige zu verkehren und die rasch an der Vertheidigung des Königs, den man seit dem Anfange des Prozesses Ludwig Capet nannte, arbeiteten. Inzwischen schrieben Mehre an den Nationalkonvent, um ihr Zeugniß für den König abzulegen, unter diesen Necker, der Graf Lally-Tolendal, und selbst der König von Spanien erließ ein Schreiben, in dem er für den König bat, aber zugleich vor Gewaltthätigkeiten warnte. Nichts vermochte den blutdürstigen, verworfenen Nationalkonvent milder zu stimmen, und Ludwig wurde den 26. Dezember abermals vor die Schranken geladen. Vortrefflich war die Vertheidigungsrede von Desèze. Groß war der Eindruck, den die Kraftworte des Vertheidigers hinterließen, und eine tiefe Stille folgte in der Versammlung. Allein auch dieses Mal war es der schreckliche Robespierre, der zuerst wieder das Wort nahm und eben so ungestüm wie früher unmittelbare Abstimmung verlangte, die aber die Girondisten abermals verhinderten. Es folgte daher die weitere Verhandlung über diese

vorgelesene Vertheidigungsschrift; während dem aber ward die Gährung in Paris stündlich größer, der Pöbel umringte den Versammlungssaal und schrie in die Versammlung hinein, bis endlich nach langen Debatten der 16. Januar 1793 zum Entscheidungstage bestimmt wurde. Dieser Unglückstag erschien, und die Todesstrafe ward über Ludwig ausgesprochen, die man ihm auch schon am 17. Januar publizirte. Den 18. Januar appellirte der König noch einmal an das Volk, allein umsonst; am 19. Januar verwarf der Nationalkonvent diese Appellation. Seinem Charakter treu bis an seinen Tod, brachte Ludwig die letzten Tage seines Lebens, den 19. bis 21. Januar, mit seiner Familie und seinem Gotte zu; er behielt seine Festigkeit und schwankte nicht ein einziges Mal. Am Abende des 20. Januar war er noch mit den Seinen zusammen und versprach sie den folgenden Tag noch einmal zu sehen, doch er sah sie nicht wieder. Am Morgen des 21. Januar ließ er einen irländischen Geistlichen zu sich kommen, hörte die Messe und empfing das Abendmahl. Hierauf erschienen zwei Kommissäre, ihn abzuholen. Mit Fassung und Ergebenheit stieg er mit ihnen in den Wagen. Am Blutgerüste angekommen, band man ihm die Hände; er selbst wollte noch einmal zum Volke sprechen Aber umsonst, der Trommelwirbel übertönte seine Stimme; er legte mit Ergebenheit sein Haupt unter die Guillotine und als das Beil fiel, rief der irländische Priester: „Sohn des heiligen Ludwig, steige zum Himmel hinauf!“ Er starb in seinem 39. Lebensjahre, den 21. Januar 1793. Ludwig hatte, wie ein Zeitgenosse, der ihn genauer kannte, urtheilt, eine gesunde Beurtheilung, ein glückliches Gedächtniß und viele Kenntnisse; verstand mehre Sprachen, besonders die englische, und war in der Erdbeschreibung vollkommen bewandert. Er hat diese Wissenschaft seit seiner Kindheit erlernt. Seine übrigen Kenntnisse verdankte er der Lust, die er an der Arbeit fand. Er war um so emsiger, weil er weder die Vergnügungen, noch nichtige Unterhaltungen liebte, und weil er bei Zeiten gehört hatte, daß man schlecht und ohne Ruhm regiere, wenn man in der Unwissenheit lebt. Er hatte also in moralischer Hinsicht seine Erziehung gleichsam wiederholt. In Bezug auf sein Physisches trat nicht derselbe Fall ein, obwol ihm in dieser Hinsicht Vieles zu verbessern übrig war. Sein Ton war barsch, sein Lachen lärmend, sein Gang nachlässig, und er hatte eine Schüchternheit an sich, die ihn oft hinderte, Jenen, welche man ihm vorstellte, etwas Verbindliches zu sagen. Wenn er mit ihnen sprach, verwirrte er seine Ideen, daher kam es auch, daß er oft das nicht sagte, was er sagen wollte. Des-

halb der ungünstige Ruf, den er sich von Seite mehrer mit ihrer Aufnahme unzufriedener Leute zuzog. Die Schüchternheit machte, in Verbindung mit der Dicke seines Körpers, daß seine Haltung verlegen und sein Blick unstät waren. Demungeachtet hatte sein volles, ovales Gesicht nichts Zurückstoßendes. Seine regelmäßigen Züge trugen den Ausdruck seiner Herzensgüte, aber es lag nichts Charakteristisches in seiner Physiognomie; überdies war er kurzsichtig. So hatte sein Gesicht, in welchem es schien, als sollten sich die edlen Züge seiner Ahnen wieder verjüngen, keinen Seelenausdruck; dafür verriethen sich aber darauf auch nicht leicht seine Gedanken.

Ludwig wurde vorsichtig in seinen Mittheilungen, seit er durch die Revolution die Menschen kennen und sich vor ihnen hüten gelernt hatte. Er erhob sich selbst während der Dauer der konstituirenden Versammlung zu einer gewissen Zuversicht zu sich selbst, und zu einer gewissen Würde, als er sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, den zahlreichen Deputationen und allen den Personen, die der mehr erleichterte Zugang zu ihm vor ihn brachte, auf der Stelle zu antworten. Seine Antworten, und zwar selbst jene, worauf er sich nicht vorbereiten konnte, wurden damals, was sie seyn sollten. Er hatte in Bezug auf Menschenkenntniß ein fein unterscheidendes Gefühl, dem er, zum Unglücke, nicht immer folgte. Hätte er mehr Zuversicht auf sich selbst und weniger zu Anderen gehabt, so würde er vielleicht die Generalstaaten nicht zusammenberufen haben, oder hätte sie doch aufgelöſ't, als die Aufrührer die Oberhand gewannen. Aber er fürchtete Blut vergießen zu müssen, wenn er Gewalt brauchte, was ihm gleichwol die Staatsklugheit zur Pflicht gemacht hätte; nur seine religiöse Ueberzeugung und seine Menschlichkeit hielten ihn davon ab. Er hatte den Muth, zu dulden, aber nicht den, Etwas zu wagen. Daher seine Fehler, die aber weniger in dem bestehen, was er that, als in dem, was er zu thun fürchtete.

Geduldig, arbeitsam, klug, streng in seinen Sitten, sparsam in seinen Privatausgaben, ein guter Vater, ein guter Gatte und ein gutes Familienglied, aber den inneren Frieden seiner Familie immer für das vorzüglichste Gut haltend, hatte er, aus Furcht, diesen zu stören, nicht die Kraft, bei denen, die ihn näher angingen, Neigungen zu beschränken, die sich bei einer strengeren Prüfung nicht mit der Majestät des Thrones und mit der allgemeinen Staatswirthschaft vereinigen ließen. Die Bosheit gab ihnen einen noch giftigeren Anstrich, das gemeine Volk, und hierzu gehört fast Alles, vergrößerte sie, die öffentliche Meinung bemächtigte sich ihrer,

und die Revolution kam darüber herbei. Als König war Ludwig, durch seine Tugenden, seinem Jahrhunderte und seiner Nation fremd. Hätte er nach dem Tode Ludwigs XIV. regiert, so würde er Titus Andenken auf dem Throne erneuert haben; aber nach dem Tode Ludwigs XV. traf ihn ein anderes Loos; ein beweinenswerthes Loos, dem er entgangen wäre, hätte er den Charakter und die Sitten Chlodwigs oder Ludwigs XI. gehabt.

»Wären die Franzosen eines guten Königs werth gewesen,« sagt Malesherbes, »sie hätten ihn für den besten Fürsten anerkannt; denn er war so fromm, als Ludwig IX., so gerecht als Ludwig XII., so menschlich als Heinrich IV., aber von ihren Schwächen frei. Sein einziger Fehler,« fügte er hinzu, »bestand darin, daß er uns zu sehr liebte, daß er sich zu viel als unseren Vater und zu wenig als unseren König zeigte; daß er uns beständig mehr Glück zuzuwenden strebte, als wir zu ertragen fähig waren. Seine Fehler entsprossen aus seinen Tugenden, die unseren entspringen aus unseren Lastern.«

Marie Antoinette,

Königin von Frankreich.

Geboren 1755. Hingerichtet 1793.

Die treue Leidensgefährtin des unglücklichen Ludwig XVI., Marie Antoinette, die selbst in die Niederlage des Königthums den Sieg angeborener Hoheit und weiblicher Seelengröße mit hinüber nahm, war die Tochter des Kaisers Franz I. und der großen Maria Theresia, den 2. November 1755 zu Wien geboren. Sie lernte und begriff mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit, und die Natur hatte ihr seltene Reize verliehen. Sie war groß, wohlgebaut, hatte ein majestätisches Ansehen, große blaue Augen und einen Blick, aus welchem eben so viel Sanftmuth und Güte, als stolzes Bewußtsein leuchtete; dabei entzückte sie durch Güte und Herablassung. Die Vermälung des Dauphin und nachmaligen unglücklichen Königs, Ludwig XVI., mit der Erzherzogin wurde in der Zeit beschlossen, als der Herzog von Choiseul noch am Ruder war. Im Mai 1770 reiste sie

zu ihrer Bestimmung nach Frankreich ab. Je glänzender die Vermälungsfestlichkeiten des Dauphin am 16. Mai zu Versailles waren, desto trüber war der Himmel an diesem Tage, und ein schrecklicher Wettersturm verhinderte das Feuerwerk und die Beleuchtung. Der Aberglaube konnte dies als Vorzeichen ansehen. Die fünfzehnjährige, schöne Dauphine bezauberte den König, er sprach nur von ihr. Die durch die anti-choiseul'sche Partei erhobene Favorite Du Barry, darüber beleidigt und durch das würdevolle Betragen der Prinzessin noch mehr verletzt, regte den Haß gegen die Partei Choiseuls besonders an. Der Minister, der Antoinetten beim Empfange auf der Gränze Frankreichs Schutz und Schirm gelobt hatte, ward im November 1770 gestürzt. So stand die junge, unbefangene und unerfahrene Prinzessin mitten unter den Gegnern Oesterreichs. Sie fuhr indessen fort, Beweise von Verstand und Gefühl zu geben, und ließ keine Veranlassung zum thätigen Mitleide, Achtung für das Alter und Unglück ungenutzt vorübergehen. Als der König Ludwig XV. in Folge eines Prozesses gegen den Herzog von Aquilon eigenmächtig eine Reform in den Parlamenten vornahm, die eine allgemeine Gährung nach sich zog, legte Antoinette die größte Staatsklugheit an den Tag. Diese Prinzessin, mit einem trefflichen Herzen und allem Liebreiz begabt, lebte anfänglich mit ihrem Gemale nicht glücklich; sie sah sich mit einer kränkenden Gleichgiltigkeit und mit einer Kälte behandelt, die oft in Härte ausartete. Es wurde auch von einer gewissen Partei Alles angewendet, um diese Kälte zu unterhalten und zu vermehren, ja man überließ sich schon der Hoffnung einer Ehescheidung. Sie war darüber tief betrübt, erlaubte sich aber nie die geringste Klage. Nun wurde sie der Gegenstand von Hofintriguen, an deren Spitze der Herzog von Orleans stand. Die Verheiratungen der Grafen von Provence und von Artois (1771 und 1773) mit zwei Töchtern des Königs von Sardinien, verschafften ihr einen angemesseneren Umgang. Diese drei Prinzessinnen faßten nun den Plan insgeheim, gute französische Lustspiele aufzuführen. Sie zogen noch einige Vertraute mit in das Interesse. Antoinette spielte mit Feinheit und Gefühl. Der Dauphin war der einzige Zuschauer. Er mußte oft über die Kurzweil der Theatervermummungen lachen; von dieser Zeit an verlor sich die finstere Miene, die er seit seiner Kindheit hatte, und er fing an, sich in der Gesellschaft seiner Gemalin zu gefallen. Unter Ludwigs XV. Regierung blieb Antoinette der Gegenstand der Liebe und der Hoffnung des Volkes. Der König starb aber plötzlich am 10. Mai 1774, und Antoinettens Gemal bestieg den Thron. Man hat

Antoinetten der Geldverschwendung beschuldigt. Gegen Leute, die bei Hofe angestellt waren, bezeigte sich die Königin sehr sparsam, desto freigebiger war sie gegen andere Leute, die es ihrer Meinung nach bedurften. Auch machte man es ihr zum Vorwurfe, daß sie einige lästige und unverträgliche Gebräuche an ihrem Hofe aufhob, noch mehr aber, daß sie, wie man wähnte, an Deutschland, besonders an Oesterreich hänge, und Frankreich diesem nachsetze. Die Königin von Frankreich verdiente Achtung und Liebe. Gütig und nachsichtig wußte sie jeden ihrer Dienerschaft nach seinem wahren Werthe zu schätzen; sie bekümmerte sich um ihre Schicksale, ja selbst um ihre Vergnügungen. Im höchsten Grade besaß sie nämlich Mäßigkeit und Anständigkeit. Am 22. Oktober 1781 wurde sie zum zweiten Male, und zur unbeschreiblichen Freude des Königs und des Volkes von einem Dauphin, entbunden. Das trauliche Verhältniß, in welchem jetzt Antoinette mit ihrem Gemale lebte, machte ihr ganzes Glück aus, jedoch entzog sie sich nicht ganz ihren Vergnügungen. Im Jahre 1785 ereignete sich eine Begebenheit, so schändlich, als die Königin unschuldig war. Dies ist die berühmte Halsbandgeschichte mit den Hofjuwelieren Böhmer und Bassange. Während die Königin diesen Handel auf das Bestimmteste zurückwies, ging ihn eine abgefeimte Betrügerin unter dem Namen der Königin ein. Obgleich die Untersuchung vor dem Parlamente unter genauer Beobachtung aller Förmlichkeiten zehn Monate lang hindurch betrieben, und darauf nach Urtheil und Recht die Hauptbetrügerin bestraft wurde, so vermehrte doch diese Rechtfertigung der Königin ihre Todfeinde, die sie in Flugschriften schonungslos behandelten. Sie sagte deshalb zu einer ihrer Freundinnen, der Prinzessin von Lamballe: »Das Verhängniß scheint kaltblütig alle Mittel aufzubieten, mein Inneres zu zermalmen, doch ich will über die Schändlichen den Sieg davontragen, indem ich meine Vorsätze zum Guten verdoppele.« Der Gang der Dinge im Ministerrathe nöthigte sie, sich den Regierungsangelegenheiten zu unterziehen. Als die fruchtlose Zusammenberufung und die Widersetzlichkeit der Parlamente die Reichsversammlung nothwendig machte, drang sie vergeblich darauf, diese 20 bis 30 Meilen von Paris Statt finden zu lassen, indem sie den Einfluß der Hauptstadt auf die Berathungen der Abgeordneten fürchtete. Diese kamen jedoch schon mit mächtigen Vorurtheilen nach Versailles. Bei Eröffnung der Sitzungen am 4. Mai 1789 erschien die Königin zum letzten Male in ihrem Glanze. Mirabeau zeigte sich am 5. Mai als starker Gegner der königlichen Autorität. Es folgten nun die

gefährlichsten Unruhen und viele Auswanderungen unter den Freunden der Königin. Die königliche Familie selbst konnte sich bis zu den ersten Tagen des Oktobers zur Flucht nicht entschließen. Die Königin entging am 6. Oktober nur durch schnelle Flucht zum Könige den rohen Mißhandlungen des Volkes. Unter Vortragung der Köpfe zweier ermordeten Gardes du Corps begab sich das königliche Paar nach Paris. Nachdem sie nur zufällig dem Meuchelmorde entgangen und ein Plan, sie zu vergiften, entdeckt worden war, entschloß man sich am 20. auf den 21. Juni 1791 zu jener vergeblichen Flucht, welche mit der Gefangennehmung zu Varennes endigte. Der berüchtigte 10. August beraubte den König der Ausübung seiner Gewalt. Antoinette begleitete ihren Gemal in die Nationalversammlung, und dann aus dem Kloster der Feillans in das Gefängniß des Tempels. Hier fand man sie stets mit Erfüllung ihrer Pflichten, als Gattin, Mutter und Schwester beschäftigt. Obgleich vor Kummer ihr Haupthaar ganz weiß geworden, war sie immer noch schön, ihre Gestalt erweckte Interesse durch eine Mischung von Zartheit und Hoheit. Sie bewachte sich sorgfältig und zeigte nie Stolz oder einen anderen ihr vorgeworfenen Fehler. Ihr mildes Auge erweckte oft das Mitleiden der Kommissarien. Am 21. Januar 1793 wurde Ludwig XVI. hingerichtet. Nachdem sie seinen Tod vernommen, hüllte sie sich in Trauerkleider. Am 1. August wurde sie nach der Conciergerie in das Gefängniß der gemeinsten Verbrecher geführt. Von jetzt an ruhten alle weiteren Maßregeln gegen sie. Es fehlte nämlich an allen Beweisen zur Anklageakte. In dieser Zeit drang man in Fouquier Tainville, er solle den Prozeß gegen sie nur ohne weitere Umstände einleiten. Am 14. Oktober wurde die Königin vor die Schranken des Kriminal-Revolutions-Gerichtshofes geführt, um die Vorlesung der zusammengebrachten Anklageakte zu hören. Unter der großen Menge gegen sie abgehörter Zeugen nahmen einige die Königin sogar in Schutz. Sie bewies im ganzen Verhöre eine Festigkeit des Charakters und eine Ruhe, wie sie nur das Bewußtseyn der Unschuld gibt. Als der Präsident die Königin über die Verführung ihres eigenen Sohnes wiederholt befragte, wandte sie sich voll edlen Stolzes gegen die versammelte Menge und sagte: »Ich appellire von jener Beschuldigung an alle Mütter, die hier vielleicht zugegen sind.« Richter und Zuhörer sahen den Präsidenten Herbert voll starrer Verwunderung an. Der ihr gegebene Sachwalter Cheveau de la Garde sagte in seiner Vertheidigungsrede: »ein einziger Umstand setzt mich in Verlegenheit, nämlich daß ich nichts zu beantworten,

wohl aber desto mehr zu widerlegen finde." Ruhig hörte Antoinette ihr Urtheil nach achtzehnstündiger Sitzung am 16. Oktober mit an. Die wenigen Stunden bis zur Vollstreckung desselben verwendete sie zur Andacht. Ihr Flehen, noch einmal ihre Kinder zu sehen, blieb unerfüllt. Als sie, die Hände auf den Rücken gebunden, den Henkerskarren erblickte, bebte sie zurück, doch faßte sie sich bald wieder. Ihre Miene zeigte, wie Papon sagt, den Ausdruck der Verachtung des Lebens und der Menschen; ein sehr natürliches Gefühl bei einer erhabenen Seele, welche in dem undankbaren Lande, das sie beherrscht hatte, nichts zurückließ, als Tyrannen und Sklaven. Angekommen auf dem Richtplatze, blickte sie nochmals nach den Tuilerien hin und bestieg rasch das Blutgerüste. So lebte, so starb in noch nicht vollendetem achtunddreißigsten Jahre Marie Antoinette, die Tochter des ersten Fürsten der christlichen Welt und Gattin eines mächtigen Königs.

Jens Baggesen.

Geboren 1764. Gestorben 1826.

Unverdienter Vergessenheit scheint dieser kühne, abenteuerliche Dichter zuzueilen, der, in zwei Sprachen gleich fertig und geistreich, oft Opfer seiner rastlos sich umhertreibenden, Alles leidenschaftlich erfassenden Vielseitigkeit, hingerissen von seiner gern ins Riesenhafte bildenden Fantasie, streitsüchtig und bitter, in seinem eigenen Vaterlande als Verfechter des literarischen und politischen Republikanismus verdächtigt wurde. Jens Immanuel Baggesen kam den 15. Februar 1764 in Korsör auf Seeland zur Welt. Mit Unterstützung des Prinzen von Augustenburg unternahm er 1789 eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich, und gewann dabei so viele Liebe zur deutschen Sprache, daß er am liebsten in ihr dichtete und sang. Während der ersten Stürme der französischen Revolution war er zu wiederholten Malen in Paris, und stattete seinem erwähnten fürstlichen Gönner regelmäßige Berichte ab, wobei es nicht an politischen Prophezeiungen fehlte, welche richtig eintrafen. Zu dieser Gattung

gehört seine dänische Ode auf Bonaparte, die er 1798 auf dem Hospiz des Bernhardsberges dichtete, und worin er Bonaparte's Größe bestimmt voraussagte. Schon 1808 von Dänemark mit einer Pension bedacht, und 1811 mit dem Titel eines Justizrathes zum Professor der dänischen Sprache und Literatur zu Kiel ernannt, nahm er, ohne die Stelle wirklich angetreten zu haben, 1814 seine Entlassung, und ging nach Kopenhagen, wo er eine jährliche Pension von fünfzehnhundert Thalern bezog. Hier begann er den jahrelang fortgesetzten, berüchtigten Streit mit Oehlenschläger, in welchem Baggesens Streitsucht und Hitze ihn weit über die Gränzen der Würde und Schicklichkeit riß.

Großen Einfluß auf seine früheren Schicksale hatte seine Beziehung zu Haller, dessen Enkelin Baggesens erste Gattin ward. Der Kopenhagener Schloßbrand vernichtete alle seine Papiere; aber sein lebhaft-treues Gedächtniß bedurfte keiner schriftlichen Nachhilfe. Er trat zuerst als dänischer Dichter auf, und seine komischen Erzählungen in dieser Sprache erregten allgemeine Aufmerksamkeit. Bald aber fühlte er das Uebergewicht der deutschen Reimsprache und erfaßte sie, obgleich er sie erst in seinem fünfundzwanzigsten Jahre erlernte, mit der ihm eigenen Energie in allen ihren Tiefen und Gestaltungsfähigkeiten. Die Dichter, nach welchen er sich am meisten bildete, waren Voß und Wieland; besonders verdankte er dem Umgange mit Ersterem sehr viel Einsicht in den Versbau und das Technische unserer Dichtkunst. Den größten Ruhm erwarb ihm sein idyllisches Epos: „Parthenaïs, oder die Alpenreise." Er ist darin als Nordfrank selbst der begeisterte Verkündiger einer Fußreise zur unersteiglichen Jungfrau, mit drei liebenswürdigen Bewohnerinnen. Szenen der zartesten Naivetät wechseln mit den erhabensten Naturschilderungen, in meist sehr gut geformten, volltönenden Hexametern. Die erhabene Schilderung des auf dem Schreckhorne thronenden Dämons, des Schwindels, den Eros bändigt, ist stets für eines der gelungensten Fantasiestücke gehalten worden. Ermuntert durch den Beifall, den damals dieser kühne Aufflug eines ausländischen Dichters in deutscher Sprache von allen Seiten erhielt, beschloß Baggesen, mit Camoens selbst in die Schranken zu treten, und, Cooks dritte Weltumsegelung zum Stoffe eines größeren Heldengedichtes wählend, in seiner „Oceania" das höchste Aufgebot der Dichterfantasie mit Allem, was die neueste Weltkunde und Nautik darbot, zu versuchen. Es ist nur ein Fragment aus den ersten fünf Gesängen, die uns Sehnsucht und Schmerz über das Nichtvollendete hinterlassen. Sie wurden einer zweiten, späteren

Sammlung seiner deutschen Gedichte angedruckt, welche den Titel führt: »Heideblumen.« Wer den Riesen kennt, der ihm, laut der Zueignung an Lilia, seine Blumen zerstampfte, wird auch den Geist, der in den meisten dieser Gedichte weht, zu würdigen verstehen. Sein Muthwille, der in ihm gern mit der Begeisterung rang, tollte sich aus in seiner dramatisch geformten Satyre: „Der vollendete Faust," worin Fichte's Allerselbstichheitslehre, die Gall'sche Schädellehre, die Jean Paulomanie, der Vorperunginismus in der Malerei, und all' die tausend Tollheiten der deutschen Philosophen, Künstler und Dichter auf's Ergötzlichste verspottet werden. Dieses dramatisirte Narrenspiel, in welchem sich oft die gediegenste Lebensweisheit verbirgt, kehrt Alles zu oberst und unterst, um das gerade Gesetz der Wahrheit und Weisheit aufrecht zu halten. In seinem »Klingklingelalmanach" zog er mit Geist und Witz gegen die grassirende Sonettenwuth zu Felde. Verworrener war er in seinem letzten und größten Werke in deutscher Sprache: „Adam und Eva, oder die Geschichte des Sündenfalls." Indem er diesen Gegenstand in die Form eines humoristischen Epos schlug, schien dieser mächtige Geist sich in seiner eigenen Größe und Tiefe zu verstricken, und wie er darin sich selbst von Kontrasten zu Kontrasten, vom Erhabenen zum Profanen, vom Pathetischen zum Trivialen hetzte, will das Ganze nur einem in allerhand Windungen gebrochenen Mißlaute ähneln.

Das Saitenspiel des Dichters war verstimmt, wie sein Körper und sein Geist. Der Groll gegen sein Vaterland, wo er sich verkannt und angefeindet glaubte, und dem er daher schon 1820 für immer den Rücken gewendet, wich plötzlich einer krankhaften Sehnsucht, einem peinigenden Heimweh, das nicht selten der Vorläufer des Todes zu seyn pflegt. Den Keim der nahen Auflösung in der Brust, begab er sich auf die Heimreise; aber er kam nur bis Hamburg, wo er sein großartiges Gedicht auf Missolunghi's Fall vollendete, und am 3. Oktober 1826 im dortigen Freimaurer-Krankenhause starb. Dänemark sah nur die entseelte Hülle seines Dichters wieder, wie England zwei Jahre früher jene seines Byron.

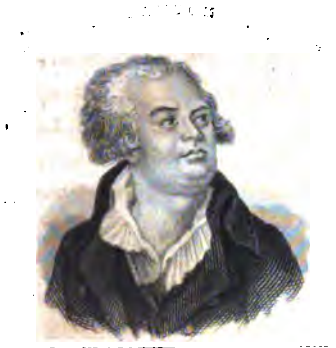
Esaias Tegnér.

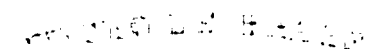
Geboren 1782. Gestorben 1846.

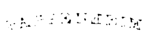
Tegnér, dessen liebliche Harfe durch Krankheit und Schwermuth schon seit länger verstummte, bildete bisher mit Geijer und Atterbom das gefeierte poetische Kleeblatt Schwedens. Den 13. November 1782 zu Hyskerad in der schwedischen Diözese Karlstadt geboren, betrat er frühzeitig die wissenschaftliche Laufbahn. In seinem siebzehnten Jahre ward er Student in Lund, 1802 Magister primus und gleich darauf Dozent der Aesthetik, so wie später Akademie-Adjunkt in Lund. 1806 wurde er zugleich zum Vizebibliothekar und Notarius bei der philosophischen Fakultät ernannt. 1811 krönte die schwedische Akademie seine Dichtung »Svea« mit ihrer großen Prämie. Im folgenden Jahre wurde er, ohne Rücksicht auf alle gewöhnlichen Formen, zum Professor der griechischen Literatur bei der Universität Lund ernannt, und schrieb bei seinem gleichzeitigen Eintritte in den geistlichen Stand das von hoher Schönheit strahlende Gedicht: »die Priesterweihe.« Wie sein Monarch durch Verleihung des Nordsternordens, so ehrte ihn die schwedische Akademie, indem sie ihn als einen der Achtzehn unter ihre Mitglieder aufnahm. Ihrem Beispiele folgten nicht nur die meisten inländischen wissenschaftlichen Vereine, sondern auch mehre des Auslandes, denen Tegnérs fruchtbringendes literarisches Wirken nicht unbekannt geblieben war. Seit 1823 Pastor in Neslöf, ward ihm im folgenden Jahre durch seine Ernennung zum Bischofe des Stiftes Weriö in Smaland ein größerer und in mehr als Einer Beziehung segensreicher Wirkungskreis eröffnet. Wie er als Schul- und Kirchenvorsteher seinen Beruf erfüllte, davon zeugen mehre seiner Reden und die merkwürdigen Verhandlungen der Prediger-Konferenzen im Jahre 1836. 1840 verfiel er in eine Geisteskrankheit, und mußte in eine Irrenanstalt gebracht werden. Erst nach einem Jahre kehrte er nach Weriö zurück, nahm 1845 seine Entlassung und starb, nachdem er schon seit mehren Jahren an Schlagzufällen, und

theilhaft auszuzeichnen, daß er schnell avancirte und schon 1658 die Belagerungen von Gravelines, Ypern und Oudenarde leitete. Die hierauf folgende Friedensperiode verschaffte ihm Gelegenheit, sich auch als Fortifikator zu versuchen. Dünkirchen, welches Ludwig XIV. im Jahre 1662 von den Engländern gekauft, war die erste Festung, deren Werke Vauban von Neuem schuf, wo er Alles anzuwenden suchte, was nur irgend der damalige Zustand der Kunst darbieten konnte. Ihr Bau beschäftigte ihn fast sein ganzes Leben hindurch; denn sie ward schon 1662 angefangen, und 1706, ein Jahr vor seinem Tode, legte er noch daselbst das verschanzte Lager an. — Der flandrische Krieg 1667 unterbrach die Festungsarbeiten; Vauban ging wieder zu dem entgegengesetzten Wirkungskreise über, und zwang die meisten belgischen Festungen zur Kapitulation. Nach dem Nymweger Frieden nahm Vauban nicht nur die Arbeiten am Hafen von Dünkirchen wieder auf, sondern legte auch das Fort Nieulai mit seinen Schleusen bei Calais, so wie die Festungen Maubeuge, Longwy, Saarlouis, Pfalzburg, Befort, Hüningen, mehre Forts um Freiburg, Bayonne, St. Jean Pied de Port, das Fort Andrye, St. Martin auf der Insel Ré, Brounge, Rochefort, Brest, die Citadelle von Straßburg, das Fort Kehl, nebst mehren minder bedeutenden neuen Forts an. Charlemont, Sedan, Bitsche, Lichtenberg, Petite-Pierre, Hagenau, Schletstadt, Besançon, Pignerol, Casal, Belle Isle, Luxembourg gingen erneuert aus seinen Händen hervor. Später folgten ihnen die neuen Anlagen von Mont-Royal, Landau, Fort Louis, Mons, Briançon, Fenestrelles, Mont-Dauphin, Neu-Breisach. Nach jedem neuen Frieden gingen auch neue Festungsbauten aus Vaubans schaffender Hand hervor, so daß keine Festung des weitläufigen Frankreichs existirte, die nicht mehr oder weniger von diesem unermüdet thätigen Manne verstärkt worden wäre; während des Krieges aber bereicherte er die Belagerungskunst mit vielen neuen Erfindungen, vervielfachte die Angriffsmittel und verbesserte das Verfahren bei ihrer Anwendung. Im Jahre 1669 wurde er Generalinspekteur sämmtlicher französischen Festungen, 1689 bekam er den Oberbefehl an der flandrischen Küste, leitete 1697 die berühmte Belagerung von Ath, bei der zum ersten Male der Ricochetschuß mit so ungemein großem Erfolge in Anwendung kam, da man gegen ihn noch keine Schutzmittel kannte und gebraucht hatte, und erhielt 1703 den Marschallsstab.

Aber nicht blos dem Kriege und der Kriegskunst widmete Vauban seine Thatkraft, sondern ihn beschäftigten auch Anlagen zur Begünstigung










des Handels und des Verkehres im Innern des Landes; — dahin gehörten die Schleuse von Gravelines, und mittelbar auch der Kanal von Languedoc; — eben so interessirte er sich auch für den Staatshaushalt, für die Politik und selbst für die Religion, indem er sich nach Aufhebung des Edikts von Nantes mit Eifer, jedoch vergebens, der Protestanten annahm.

Er starb den 30. März 1704 im vierundsiebzigsten Jahre, von seinen Untergebenen geliebt und aufrichtig betrauert, denn bei einer strengen und harten Außenseite, gab es doch keinen sanfteren, mitleidsvolleren und verbindlicheren Mann, als ihn. Von dem Könige mit Wohlthaten überhäuft, genoß er wenig davon; den größten Theil ließ er seinen bedürftigen Offizieren zufließen, die ihn als Freund und Vater ehrten. Bis zum letzten Odemzuge war er nur bedacht, sie zu bilden, ihnen emporzuhelfen und sie zu schützen. Weit entfernt von niederem Neide, zog er das unbedeutendste Talent hervor, machte jedes Verdienst geltend, war verschwenderisch mit seinem eigenen Blute, aber karg mit dem seiner Soldaten, auf deren Erhaltung er bei jeder neuen Belagerung immer mehr bedacht war.

Der Herzog von St. Simon versichert, daß Vauban's Leben durch Gram verkürzt worden sey, indem er das Mißfallen seines Souverains durch die Veröffentlichung seines Steuerplanes: „Dixme Royale" betitelt, erregt, und daß Ludwig XIV. sich schwer genug dadurch beleidigt gefühlt habe, um selbst den Verlust eines, von seinen Landsleuten geliebten und in ganz Europa gefeierten, Mannes mit Gleichgiltigkeit zu betrachten. Andere hingegen erzählen, daß Ludwig, sobald er von Vauban's Krankheit hörte, seinen vornehmsten Arzt zu ihm schickte.

Vauban hat seine Ideen über Befestigungskunst und die Grundsätze, nach welchen er beim Festungsbaue verfuhr, der Nachwelt nicht in Schriften, sondern nur in seinen ausgeführten Bauten selbst hinterlassen. Was darüber also in der literarischen Welt existirt, ist von verschiedenen Schriftstellern theils aus angeblichen Bruchstücken Vauban'scher Hefte, theils nur nach Analogien in gewisse Systeme zusammengestellt worden, daher auch die verschiedenen Abweichungen in den Darstellungen derselben.

Vauban's Verdienst um die Festungsbaukunst beurkundet sich nicht sowohl in einer kunstreichen Vervollkommnung der einzelnen Festungswerke; denn diese lassen allerdings noch Manches zu wünschen übrig, als vielmehr in dem Entwurfe für das Ganze der Befestigung. Er ist in dieser Beziehung gewiß der genialste Befestiger; kein Ingenieur, weder vor noch nach ihm, verstand es besser, das Emplacement der Festungen, nach dem

Bedürfnisse möglicher Kriegsbegebenheiten, zu bestimmen, die Befestigung selbst dem Terrain immer gehörig anzupassen und dabei zugleich seine fortifikatorischen Linien gegen die nachtheiligen Geschützwirkungen sicher zu stellen. Er war es nämlich, der zuerst die so wichtige Lehre des Defilements ganz erfaßte, und sie mit ungemein viel Scharfsinn praktisch anwandte.

Wenn man nun nicht umhin kann, Vauban's Genie die schuldige Bewunderung zu zollen, so muß doch nicht übersehen werden, daß ein Zusammenfluß der günstigsten Umstände wesentlich dazu beitrug, die Talente dieses Mannes zu entwickeln. Während seiner siebenundfünfzigjährigen Dienstzeit hatte er das seltene Glück, 33 Festungen von Grund aus neu zu bauen, gegen 300 alte zu restauriren, von 53 Festungen die Belagerungen zu leiten und 140 Gefechten und Schlachten beizuwohnen. Welch' ein Schatz von Erfahrungen mußte ihm also dadurch zufließen!



Réaumur.

Geboren 1683. Gestorben 1757.

René Antoine Ferchault de Réaumur, einer der größten französischen Naturforscher seiner Zeit, kam in Rochelle zur Welt, wandte sich frühzeitig vom Studium der Rechte zur Mathematik, Physik und Naturgeschichte, ging 1703 nach Paris und wurde schon 1708 Mitglied der Akademie zu Paris, deren Memoiren er mit vielen interessanten und gehaltreichen Abhandlungen und neuen Beobachtungen bereicherte. Ueber die Bildung und das Wachsthum der Schalen der Schalthiere stellte Réaumur den Satz auf, daß dieselben aus dem Erhärten eines Saftes entstünden, welcher aus den Poren dieser Thiere dringe. Durch vielfache Versuche über die Verwandlung des Eisens entdeckte er manches Wichtige in Hinsicht der Stahlbereitung; auch lehrte er die Methode kennen, wie Gußeisen in Schmiedeeisen zu verwandeln sey. Nicht weniger wichtig waren seine Untersuchungen über die Verzinnung des Eisenblechs und die Verfertigung des Porzellans. Den größten Ruhm aber erwarb er sich durch die Verfertigung seines

Weingeistthermometers, dessen man sich vorzüglich in Frankreich und Italien bedient. Dabei stellte er eine neue Einrichtung der Skala auf, deren bestimmter Mittelpunkt der natürliche Gefrierpunkt ist und die man auch später beibehielt, als man sich statt des Weingeistes des Quecksilbers bediente. Auch über die Verdauung der Vögel, über die Kunst, mit welcher sie ihre Nester bauen, und über die Insekten stellte er Beobachtungen an, die er in dem Werke: „Mémoires pour servir à l'histoire naturelle des insectes," mittheilte. Die Akademien zu London, Petersburg, Berlin, Stockholm und das Institut zu Bologna erwählten ihn zu ihrem Mitgliede. Er starb am 18. Oktober 1757 auf seinem Landgute Bermondiere in der Landschaft Maine an den Folgen eines unglücklichen Falles.

Einen Beweis seines edlen Charakters gab er unter Anderem dadurch, daß er eine ihm verliehene Pension von 12,000 Livres erst dann annahm, als dieselbe auf den Namen der Akademie geschrieben wurde, welche sie nach seinem Tode zu anderweitigen wissenschaftlichen Zwecken benützen sollte.



L. P. J. Herzog von Orleans.

Geboren 1747. Hingerichtet 1793.

Louis Philipp Joseph Herzog von Orleans, genannt Egalité, geboren den 13. April 1747 zu St. Cloud, hieß bis zum Tode seines Großvaters Herzog von Montpensier, bis zum Tode seines Vaters Herzog von Chartres, und heiratete 1769 die liebenswürdige Prinzessin Louise Marie Adelaide von Bourbon-Penthièvre. Der Prinz gefiel in seiner Jugend durch seine Herablassung und Freigebigkeit, welche ihm sein ungeheurer Reichthum erleichterte; er zeigte Verstand, war schön und Meister in allen ritterlichen Uebungen. Aber bald verderbten Ausschweifungen sein Herz und sein Aeußeres, und sein schwankendes Benehmen im öffentlichen Leben entzog ihm die Achtung der Besseren. Empfindlich gegen einen kleinen Verstoß gegen die Etiquette von Seiten des Erzherzogs Maximilian, des Bruders der Königin Marie Antoinette, welcher 1775 in Paris anwesend war, ohne den Herzog zu besuchen, warf dieser einen glühenden Haß auf die Königin,

die er für die heimliche Urheberin jener Uebergehung hielt, und als ihm später der König die gewünschte Großadmiralswürde nicht ohne Weiteres überließ, sondern den Berichten gemäß, welche ihm über das Benehmen des Herzogs in der Schlacht von Guessant (1778) erstattet worden, eine förmlich abschlägige Antwort ertheilte, zog er sich, Rache brütend, vom Hofe zurück, mit dem festen Entschlusse, der königlichen Familie diese Beleidigung nie zu verzeihen. Bald versammelte er um sich aus der großen Zahl von Unzufriedenen eine ansehnliche Partei, ließ sich auch zum Großmeister sämmtlicher Freimaurerlogen in Frankreich erklären, damals jedoch gewiß nur noch in der Absicht, dem Hofe zu opponiren; gleichwol wurde er später (denn er konnte nicht zurück) fortgerissen in den Strudel der Revolution, zu der er einen mittelbaren Anstoß mit gegeben hatte, die zu bemeistern oder wenigstens für sich zu benutzen er aber weder Kraft und Ausdauer noch Entschlossenheit genug hatte. Entschieden feindlich gegen den König trat er zuerst in der Parlamentssitzung vom 24. November 1787 auf, wo er, der Majorität des Parlaments sich anschließend, an der Spitze der Pairs gegen die vom Könige verlangte Einregistrirung einer Anleihe von 450 Millionen protestirte. Die öffentliche Gunst, die er sich dadurch erworben hatte, wußte er hierauf listigerweise noch mehr zu vermehren, indem er in dem kalten Winter von 1788 und 1789 sich in Freigebigkeit gegen die Armen überbot, während er auf der anderen Seite das Parlament eng in seine Interessen zog. Als es ihm endlich bei dem Zusammentritte der Nationalversammlung im Jahre 1789 gelungen war, als Deputirter des Adels von Crespi Mitglied derselben zu werden, glaubte er die letzten Rücksichten aus den Augen setzen zu können und vereinigte sich nebst 40 Adeligen mit dem dritten Stande (25. Juni), ein Schritt, durch welchen er seinen Uebertritt zur Sache der Revolution offen aussprach. Seit dieser Zeit ist seine Theilnahme wenigstens an den meisten Emeuten und geheimen oder offenen Intriguen gegen den Hof als gewiß anzunehmen; eben so zuverlässig ist es, daß seine Partei den Plan hatte, ihn nach Beseitigung des Königs zum Regenten zu erheben, und daß die Jakobiner selbst Anfangs seine steigende Popularität nicht ungern sahen, um durch ihn zu ihrem Zwecke zu gelangen. Die Gräuel in der Nacht vom 5. zum 6. Oktober jedoch, hervorgerufen von der Partei Orleans, aber ohne den gehofften Erfolg, da der Herzog selbst die erforderliche Energie nicht gezeigt hatte, wurden Ursache, daß sich Letzterer auf Lafayette's Rath eine Zeit lang nach England entfernte, wodurch er aber der Unterstützung Mirabeau's für

immer verlustig ging. Nach achtmonatlicher Abwesenheit, während der er seinen Bürgereid schriftlich leistete, kehrte er zurück und erschien wieder in der Nationalversammlung, vom Neuem der revolutionären Partei sich anschließend. Eine von Seiten des Königs versuchte Aussöhnung, welcher auch in der That der in seinen Entschlüssen wankende Orleans nicht abgeneigt war, scheiterte durch Zufall, und entschiedener als je warf sich jetzt der Herzog, der sich vom Hofe bitter verhöhnt glaubte, in den Strudel der Anarchie. Eng verbündet mit Danton, blieb er den Gräueln des 20. Juni und des 10. August 1792 nicht fremd, nahm hierauf ferner, um durch seinen Namen keinen Anstoß mehr zu geben, den Namen „Egalité" an, und ward Mitglied des Nationalkonvents. Hier nahm er seinen Sitz auf der äußersten Linken, in der Hoffnung, jetzt an den Jakobinern, denen er so willig gefolgt war, bereitwillige Helfershelfer zur Ausführung seiner Plane zu finden. Allein zu seinem Schrecken gewahrte er, daß man selbst ihn mit Argwohn zu betrachten anfing, ein Argwohn, der besonders dadurch hervorgerufen worden war, daß er jetzt nur selten und nur, wenn es seine eigenen oder seiner Familie Interessen zu erheischen schienen, die Tribune bestieg. Dies Mißtrauen zu vernichten, entblödete er sich nicht, offen für den Tod des Königs zu stimmen, und zwar ohne Berufung an das Volk zu verlangen. Doch zu spät. Die Jakobiner, welche ihn hinlänglich abgenutzt hatten, wünschten sich seiner zu entledigen und überließen ihn dem Hasse seiner zahlreichen Feinde. Er ward den 7. April 1793 verhaftet und einige Tage nachher nach Marseille gebracht. Zwar erklärte ihn das dasige Tribunal für schuldlos, aber der Wohlfahrtsausschuß protestirte gegen seine Freilassung und ließ ihn nach Paris in die Conciergerie bringen. Angeklagt am 3. September 1793, und zwar merkwürdiger Weise als Girondist, vertheidigte er sich mit vieler Umsicht und Mäßigung, fand aber weder Mitleid noch Recht. Sein Urtheil war der Tod. Er litt ihn unter dem Beile der Guillotine am 6. November 1793 mit mehr Muth, als er bei irgend einer Gelegenheit noch gezeigt hatte.

er Vieles zu seinem Nachtheile verändert. Er konnte zwar noch Marat's Anschuldigung, die öffentlichen Gelder verschleudert zu haben, mit Verachtung zurückweisen, aber Robespierre, sein gefährlichster Feind, der ihm seine Ueberlegenheit nie verzeihen konnte, stand hoch in der Gunst des Volkes, was ihn sehr beunruhigte. Nachdem er ein Revolutionstribunal dekretiren und sich zum Mitgliede des Wohlfahrtsausschusses hatte erwählen lassen, verband er sich noch einmal im November 1793 mit Robespierre, um die Hubertisten, welche die lächerlichsten Feste der Vernunft veranstalteten, und die abscheulichsten Grausamkeiten gegen den Klerus verübten, zu stürzen und diesen Maskeraden ein Ende zu machen. Diese Vereinigung dauerte aber nur bis zu Hubert's Hinrichtung; Robespierre verfolgte jetzt um so eifriger seinen Plan, und brachte es durch seine Ränke dahin, daß Danton auf eine Anklage St. Just's am 31. März 1794 des Nachts in seinem Bette verhaftet und in das Palais Luxemburg, und von da in die Conciergerie in Verwahrung gebracht wurde. Er soll mit seinem Freunde Lacroix, den man in derselben Nacht festgenommen hatte, über das ihnen bevorstehende Loos gescherzt haben. Während des Verhörs beschäftigte er sich damit, Brodkügelchen zwischen den Fingern zu formen, und sie den Richtern und Geschworenen in's Gesicht zu schnellen; auf alle Fragen antwortete er weiter nichts, als: „Ich bin Danton, in der Revolution hinlänglich bekannt, das Nichts wird bald meine Wohnung seyn, aber mein Name wird fortleben im Pantheon der Geschichte." Das Revolutionstribunal, seine eigene Schöpfung, eilte aus Furcht, es möge eine Volksbewegung zu Gunsten des Angeklagten geschehen, mit seiner Entscheidung, und verurtheilte ihn zum Tode — als Mitschuldigen einer Verschwörung zur Wiederherstellung des Königthums! Die Vorbereitungen zur Hinrichtung vermochten ihn nicht zu schrecken; stolz und ruhig sah er auf die versammelte Menschenmenge herab; nur der Gedanke an seine Familie entriß ihm den Schmerzensruf: „O meine Frau, meine innigst geliebte, ich soll dich also nicht mehr sehen! — Pfui, Danton, keine Schwachheit," unterbrach er sich schnell und bestieg das Blutgerüst. „Du wirst mein Haupt dem Volke zeigen, es lohnt sich der Mühe," waren seine letzten Worte, die er an den Henker richtete. Der Tag seiner Verurtheilung (5. April 1794) war auch sein Todestag. Danton schien von der Natur zu der Rolle, die er spielte, bestimmt gewesen zu seyn; sie hatte ihm athletische Formen und ein Antlitz gegeben, worauf der düstere Ernst der Freiheit lag; seine Augen waren klein, aber sein Blick feurig und kühn; seine

Stentorstimme, sein Ausdruck, voll von ungeheuren Bildern, schreckten, wenn sie nicht überzeugten. Kraft und Entschlossenheit sind die Hauptzüge seines Charakters; er allein trat in den Zeiten der Noth und der Gefahr muthig hervor und beseitigte kühn alle Hindernisse; aber schonungslose Grausamkeit und bodenloser Eigennutz verdunklen diese edleren Eigenschaften.

Tycho de Brahe.

Geboren 1546. Gestorben 1601.

Dieser große Astronom entstammte einem noch jetzt in Dänemark und Schweden heimischen, uralten freiherrlichen und gräflichen Geschlechte, welches beiden Ländern eine Reihe merkwürdiger Männer und Frauen gegeben hat, und war zu Kundstrup, einem Dorfe bei Lund in Schonen, am 14. December 1546 geboren. Seine Bildung erhielt er, unterstützt von seinem Oheim, Jürgen Brahe, auf den Universitäten von Kopenhagen und Leipzig. Um die Vortheile seines Standes gehörig ausbeuten zu können, sollte er Jura studiren; aber innerer Trieb führte ihn zur Astronomie, für die er jede Freistunde, ja ganze Nächte verwendete. Im Jahre 1568 ging er nach Dänemark zurück und widmete sich, von seinem mütterlichen Oheim, Steen Bilde, unterstützt, ganz der Sternkunde, in derem Studium er hinfort die Aufgabe seines Lebens erkannte. Auf eigene Kosten baute er sich eine Sternwarte und fing an (1574), astronomische Vorlesungen zu halten. Seine Verwandten waren mit ihm unzufrieden, weil nach ihren Begriffen das Studium, dem er sich gewidmet hatte, sich nicht mit seinem adeligen Stande vertrage, noch mehr, als er sich 1573 mit der Tochter eines Bauern aus seinem Geburtsorte verheiratete. Aber der König von Dänemark, Friedrich II., erkannte Tycho's Werth, und unterstützte ihn mit königlicher Freigebigkeit. Von ihm erhielt er 1576 nicht nur einen Jahrgehalt von 2000 Reichsthaler, sondern auch die kleine Insel Huen am Sunde zu Lehen, und die Summen, um daselbst das Schloß Uranienburg

mit einer Sternwarte, und die Sternenburg zum Wohnorte für seine Schüler zu erbauen. Auf diesem Schlosse, das, mit allen astronomischen Apparaten reichlich ausgestattet, eine Pflanzschule der Astronomie für ganz Europa war, lebte Brahe ein und zwanzig Jahre lang in den glücklichsten Verhältnissen, voll rastlosen Eifers für seine Wissenschaft, geehrt von Fürsten und Gelehrten und umgeben von Schülern, die er zum Fortbau der Wissenschaft heranbildete. Doch mit Friedrich II. (dieser starb 1588) verlor er seine Stütze. Seine Feinde, unter denen der Reichsrath Walchendorf als der vorzüglichste genannt wird, verdächtigten ihn bei dem neuen Könige, Christian IV., verschrieen Tycho's wissenschaftliche Beschäftigungen als staatsgefährlich, und bewirkten, daß die Unterstützungen, die er bis daher genossen hatte, ihm entzogen wurden. Er verließ hierauf Dänemark (1597) und begab sich erst nach Holstein, dann nach Mecklenburg, und folgte im Jahre 1599 einem Rufe des der Gelehrsamkeit nur zu eifrig ergebenen Kaisers Rudolf II. nach Prag, wurde von demselben ehrenvoll empfangen, und als Mathematiker und Rath angestellt. Der freigebige Kaiser gewährte ihm einen ansehnlichen Jahresgehalt, schenkte ihm die Herrschaften Lissa und Benatek, und ließ ihm in letzterer ein Observatorium erbauen, wie auch ein chemisches Laboratorium errichten. Doch zog er es vor, seine Wohnung und Werkstatt zu Prag aufzuschlagen, wo er von dem berühmten Keppler, seinem großen Nachfolger, bei seinen Arbeiten unterstützt wurde. Leider war es Deutschland nicht vergönnt, lange der Schooß der Wirksamkeit dieses umfassenden und wahrhaft großen Geistes zu seyn; schon nach zwei Jahren, am 6. Oktober 1601, starb Tycho de Brahe, an den Folgen eines seltsamen Etiquettezwanges. Seinen Ruhm verdankt er nicht seinen eklektischen oder ptolomäisch-copernicanischen Ansichten vom Weltgebäude, sondern seinen astronomischen Beobachtungen, seiner Verbesserung der astronomischen Instrumente, den Entdeckungen, die er am Sternenhimmel machte, und der Fortbildung der Astronomie, die durch ihn angeregt wurde. Möglich ist's, daß Brahe theils aus Nachgiebigkeit gegen Autoritäten, theils aus Eitelkeit, die ihm zugängliche bessere Einsicht geopfert und nur deshalb die — mit dem, durch Erfahrung und Spekulation ausgemittelten Gesetze der Physik unverträgliche — Unbeweglichkeit der Erde vertheidigt habe. Das übrigens mit außerordentlichem Scharfsinne erdachte Brahe'sche Planetensystem führt nämlich die Erde in den Mittelpunkt der Welt zurück. Sie wird von Merkur, Venus und Mond umkreis't, während alle übrigen Planeten nicht unmittelbar um die Erde, sondern erst mittelbar

um die Sonne laufen und von dieser und ihrer Umwälzungssphäre mit um die Erde gezogen werden. Brahe's Asche ruht in der Teinkirche zu Prag, wo noch jetzt die Grabschrift zu lesen ist, die ihm der gelehrte Hypotius widmete.

G. H. Graf von Pappenheim.

Geboren 1594. Gefallen 1632.

Gottfried Heinrich Graf und Herr zu Pappenheim (aus der erloschenen Treutlinger Linie) stammte aus einem uralten baierischen Geschlechte, und wurde zu Pappenheim in Baiern am 29. Mai 1594 geboren, nur ein halbes Jahr früher, als sein großer Gegner, Gustav Adolf. Es wird erzählt, daß der kleine Pappenheim nur im ersten Bade geweint habe, dann aber niemals wieder; auch soll er, ein Zeichen seiner kriegerischen Bestimmung, zwei rothe, schwertartig gekreuzte Striemen an seiner Stirn mit auf die Welt gebracht haben, die, so oft sein heißes Blut in Zorn aufwallte, sich blutroth färbten. In seinem vierzehnten Jahre wurde Pappenheim auf die damals berühmte Hochschule zu Altorf gesendet, und zwei Jahre später, nach einstimmiger Versicherung aller seiner Biographen, zum Rector magnificus ernannt. Seine Studien vollendete er auf der Universität zu Tübingen, durchreis'te dann Frankreich und England, soll auch Spanien und Italien besucht haben, und kehrte, durch Kenntnisse und Erfahrungen bereichert, 1614 in seine Heimat zurück. Bei einem Besuche am Hofe des Kaisers Mathias erregte Pappenheim's hohe geistige Bildung so großes Aufsehen, daß der Kaiser den kaum zwanzigjährigen Jüngling zum Reichshofrathe ernannte. Ursprünglich Protestant, trat er mit glühender Ueberzeugung zur katholischen Kirche über, für welche er seitdem mit Begeisterung, doch auch voll Haß gegen Andersdenkende, kämpfte. Im Jahre 1615 zog er an der Spitze einer Kompagnie Kürassiere in die Fehde wegen der Jülich'schen Erbfolge, und gab schon damals Beweise der glänzendsten Tapferkeit. — Als der Herzog von Baiern dem Kaiser Ferdinand die

empörten Böhmen unterwerfen half, befehligte Pappenheim als Oberstlieutenant das Regiment seines Stiefvaters. In der Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag traf er auf das Infanterieregiment des Grafen Schlick, nachdem er kurz vorher einen Angriff der böhmischen Reiterei abgewehrt, und zwei Kanonen erobert hatte. Der Kampf war äußerst heftig. Aus mehr als zwanzig Wunden blutend, sah Pappenheim sein Pferd unter sich zusammenstürzen, und blieb als Halbtodter auf dem Kampfplatze liegen. Zum Glück für ihn war der Sieg in demselben Augenblicke erfochten worden; doch lief er Gefahr, von den über ihn dahinjagenden Reiterschaaren zertreten zu werden. Erst am nächsten Vormittage ward Pappenheim von einem Wallonen, der ihn plündern und ausziehen wollte, aus dem Todesschlummer geweckt, und nach Prag geschafft, wo seine Wunden untersucht und verbunden wurden.

Auf dem Reichstage zu Regensburg (1623) schlug der Kaiser den Grafen Pappenheim persönlich zum Ritter, ernannte ihn zum Obersten eines spanischen Reiterregiments, und schickte ihn nach Mailand, von wo er 1625 zurückkehrte. — Die erste Unternehmung, durch welche Pappenheim seinen Ruf als Feldherr gründete, war die Beendigung des Bauernkrieges in Oberösterreich (1626), wobei er eben so viel Geschicklichkeit im Manövriren, als Kühnheit im Angriffe zeigte.

In demselben Jahre hatten die Feldherren des Kaisers und der Ligue, Waldstein und Tilly, den König von Dänemark, welcher an der Spitze der Fürsten des niedersächsischen Kreises stand, in Folge der Schlacht bei Lutter aus Niedersachsen vertrieben, und schickten sich nun an, den Kampf dort gänzlich zu beendigen. Pappenheim, schon früher in die Dienste der Ligue getreten, ward 1627 ebenfalls nach diesem Schauplatze berufen, und mit der Belagerung von Wolfenbüttel beauftragt. Er fand den hartnäckigsten Widerstand, und erreichte seinen Zweck nur dadurch, daß er durch Abdämmung der Ocker das Wasser bis in die untersten Stockwerke trieb. — Im folgenden Jahre (1628) marschirte Pappenheim mit seinem Regimente nach Oberitalien, wohin der Kaiser ein starkes Truppenkorps unter den Grafen Merode und Colalto sendete, und nahm Theil an allen Kriegsoperationen, kehrte jedoch schon am Schlusse des Jahres nach Deutschland zurück, wo Waldstein und Tilly den Krieg inzwischen beendigt hatten. Nach des Friedländers erster Abdankung und Tilly's Ernennung zum kaiserlichen Generalissimus wurde Pappenheim zum General der Kavallerie ernannt, und tritt nunmehr oft selbständig handelnd auf. Seine erste Unter-

nehmung war ein Zug gegen den Herzog Franz von Lauenburg, welcher auf Rechnung des Königs von Schweden in der Umgegend von Hamburg und Lübeck Truppen warb, und sein Hauptquartier zu Ratzeburg aufgeschlagen hatte. Pappenheim marschirte mit solcher Schnelle, daß der Feind von seiner Annäherung nicht eher Kunde erhielt, bis dieser ihn ansichtig wurde. Alle Zugänge der Stadt, die mitten in einem großen Landsee auf einer Insel liegt, wurden besetzt, und der Herzog sofort zur Uebergabe aufgefordert. Dieser zeigte sich auch bereitwillig, suchte aber während der Unterhandlungen auf einem Kahne zu entfliehen. Doch Pappenheim entdeckte den Betrug, zwang den Schiffer durch einige Kanonenschüsse zu landen, und nahm den Herzog gefangen, worauf sich die Besatzung der Stadt bald ergab, und die übrigen geworbenen Truppen sich zerstreuten (1630). Unmittelbar darauf wurde ihm von Tilly die Beobachtung Magdeburg's übertragen, welche sich im Frühjahre 1631 in eine, immer enger werdende Blockade verwandelte, bis endlich Tilly nach seiner Rückkehr aus Pommern zur förmlichen Belagerung schritt, die mit der Zerstörung der Stadt endete. Schon damals trat zwischen Pappenheim und Tilly ein gespanntes Verhältniß ein. Während Tilly's Marsch gegen Werben scheint Pappenheim bei Magdeburg stehen geblieben zu seyn, war aber mit seinem Korps an der Spitze, als der Generalissimus im August 1631 in Sachsen einfiel. Die Feindseligkeiten in diesem Lande begannen mit der Einnahme von Merseburg, wo Pappenheim die Vorstädte plündern ließ. Dann ging's nach Leipzig. Tilly wollte Anfangs einer Schlacht mit den vereinigten Schweden und Sachsen ausweichen und Verstärkungen erwarten; aber Pappenheim's Stachelreden trieben ihn vorwärts. Mit 2000 Kürassieren zur Rekognoszirung der von Eilenburg kommenden feindlichen Armee entsendet, ließ sich Pappenheim in ein sehr nachtheiliges Gefecht ein, wodurch er genöthigt ward, um Verstärkung zu bitten. Tilly schickte noch 2000 Reiter nach, und stellte inzwischen seine Armee in Schlachtordnung. Der Kampf begann; aber Pappenheim's Reiter, welche den linken Flügel bildeten, wurden von einem so lebhaften Feuer empfangen, daß ein siebenmal wiederholter Angriff nur ihre gänzliche Auflösung zur Folge hatte. Pappenheim schäumte vor Wuth, und riß sich ganze Büschel Haare vom Kopfe, als er seine Reiter weichen sah; aber jeder Versuch, die Flüchtigen zum Stehen zu bringen, blieb fruchtlos. Erst gegen Abend gelang es ihm, 16 schwache Schwadronen zu sammeln, mit denen er noch einmal zum Angriffe vorrücken wollte. Die Schlacht war aber

bereits entschieden. — In Halberstadt traf er mit Tilly zusammen; die Spannung zwischen Beiden wurde immer größer; denn Tilly maß ihm, nicht ohne Grund, die Hauptschuld an dem Verluste der Breitenfelder Schlacht bei. Als später der Herzog Georg von Lüneburg die Stadt Wolfenbüttel bedrohte, wo Pappenheim seine Kriegsvorräthe hatte, zog dieser die Besatzung von Magdeburg an sich, und marschirte dem neuen Feinde entgegen. Aber Banér folgte ihm, nahm Magdeburg in Besitz, vereinigte sich mit Herzog Wilhelm von Weimar, und eilte dem Herzog Georg zu Hilfe.

Pappenheim's Lage wurde jetzt gefährlich; er durfte weder Wolfenbüttel preisgeben, noch sich darin einschließen lassen; es blieb ihm also nur der unsichere Ausweg übrig, die Besatzung zu verstärken, und mit den Reste der Truppen einen wahren Parteigängerkrieg zu führen. Das Letztere that er mit großer Geschicklichkeit; er hinderte die Werbungen und Kriegsrüstungen der Schweden in Niedersachsen, lebte selbst auf Kosten seiner Gegner, jagte den kleineren Fürsten durch seine Drohungen Furcht ein, überfiel die im Lande zerstreuten feindlichen Korps, nahm Transporte weg, und leistete dem Kaiser in der That wichtige Dienste. Die nächste Folge davon war, daß Pappenheim, nach Herzog Wilhelm's und Banér's Abmarsch nach Thüringen, wohin sie der König rief, einen so bedeutenden Zulauf erhielt, daß seine Streitmacht auf 20,000 Mann anwuchs, und er nun völlig den Herrn im Lande spielte. Leider verdunkelte er seinen Feldherrnruhm durch unerhörte Grausamkeiten, die seinen Soldaten zur Kurzweil dienten; statt des Soldes erhielten sie Anweisung auf Plünderung. — Vergeblich mühten sich die schwedischen Generale ab, Pappenheim's kühnen Streifereien ein Ende zu machen; er entschlüpfte ihnen jedesmal, wenn sie ihn eingeschlossen zu haben glaubten. Bei Hildesheim war seine Lage am bedenklichsten; denn Herzog Georg stand mit einem gleich starken Korps ihm gegenüber, und bald war ihm jeder Ausweg versperrt; überdies hatten die Truppen des Kaisers und der Ligue in Süddeutschland überall vor den Schweden weichen müssen. Pappenheim beschloß deshalb, Niedersachsen vor der Hand zu verlassen, und sich an den Rhein zu wenden, wo der Kurfürst von Köln seine Hilfe in Anspruch nahm, wofür ihm der Orden des goldenen Vließes und 100,000 Thaler versprochen wurden.

An der Spitze von 15,000 Mann zog Pappenheim an den Rhein, überschritt diesen Fluß bei Köln, und eilte dann zum Entsatz von Mastricht, welches von den Holländern, unter den Prinzen Heinrich und Wilhelm

von Oranien, belagert wurde. Am 31. Juli ging er über die Maas, und vereinigte sich mit General Cordova, welcher früher schon zu gleichem Zwecke mit 16,000 Spaniern dort angekommen war und einige fruchtlose Angriffe gemacht hatte. Cordova empfing den vom Kaiser schon im Frühjahre zum Feldmarschall ernannten Grafen Pappenheim mit Stolz und Kälte, und erlaubte sich eine gebieterische Sprache gegen ihn. Dieser war nicht der Mann, so etwas zu ertragen, und schon die erste Unterredung endigte mit einem heftigen Wortwechsel, wobei Pappenheim erklärte, daß er den Entsatz auf eigene Hand versuchen wolle. Am 4. August rekognoszirte er das holländische Lager, und traf dann Anstalten zum Sturme, der am 7. ausgeführt wurde. Obgleich Cordova hievon in Kenntniß gesetzt und zu einem gleichzeitigen Angriffe eingeladen worden war, blieb der stolze Spanier unthätig. Dies hatte zur Folge, daß die Holländer, welche von den Mißhälligkeiten ihrer Gegner Kunde erhielten, ihre ganze Macht gegen Pappenheim richten konnten, dessen Truppen dadurch einen harten Stand bekamen. Umsonst gab sich derselbe allen Gefahren Preis, stieg vom Pferde, eilte den Stürmenden voran; sie mußten weichen. Ihr Verlust belief sich über 2000 Mann. Gleich am anderen Morgen marschirte Pappenheim wieder ab; vier Tage später rückten die Holländer in Mastricht ein.

Eben war der Herzog Georg mit der Belagerung von Wolfenbüttel, General Baudiß mit der von Paderborn beschäftigt, als Pappenheim plötzlich wieder in Niedersachsen einfiel, sich mit dem General Gronsfeld vereinigte, und in wenigen Wochen alle Städte wieder in seine Gewalt brachte, welche während seiner Abwesenheit den Schweden die Thore geöffnet hatten. Inzwischen war Waldstein wieder aufgetreten und marschirte nach Sachsen. Mit fast unumschränkter Vollmacht bekleidet, herrschte er beinahe über die ganze Streitmacht der kaiserlichen Verbündeten, und sendete ihren Generalen Befehle zu. Nach den Ereignissen bei Nürnberg zum Einfalle in Kursachsen entschlossen, befahl er Pappenheim, unverzüglich dort zu ihm zu stoßen. Dieser blieb jedoch vorläufig in der Gegend von Hildesheim, und übersendete dem neuen Generalissimus einen Operationsplan, von dessen Ausführung er sich großen Erfolg versprach. Doch Waldstein ging nicht darauf ein, wiederholte seinen Befehl, und ermächtigte zugleich den Obersten Grafen Merode, Pappenheim's Truppen zu ihm zu führen, wenn dieser durch Krankheit gehindert werden sollte, und jeden sich weigernden Offizier sofort zu verabschieden. Jetzt erst gehorchte Pappenheim, und bald wäre ihm dies schwer geworden; denn der Herzog

Bernhard von Weimar eilte schon gegen Erfurt, die Vereinigung zu hindern, welche aber am 25. Oktober bei Merseburg Statt fand.

Nach dem unerwarteten Vorrücken Gustav Adolfs gegen Lützen und dessen Angriffen auf das kaiserliche Heer, sendete Waldstein Eilboten an den, eben mit der Belagerung der Morizburg in Halle beschäftigten Pappenheim, und berief ihn eiligst zu sich. Gern gehorchte Pappenheim, denn er brannte vor Begierde, mit Gustav Adolf sich zu messen. Die Reiterei erhielt Befehl, unverzüglich aufzusitzen, und an ihrer Spitze trabte Pappenheim gegen Lützen. Bei Oetsch wurde ein kurzer Halt gemacht, um die Pferde verschnauben zu lassen; dann ging's auf den Kampfplatz. Der Moment war entscheidend. Der Tod des Königs hatte die Schweden zur Wuth gereizt, und sie drangen auf mehren Punkten unwiderstehlich vor. Zwar war der erste Angriff der Pappenheimer so ungestüm, daß die Schweden die Windmühlenhöhe schnell verlassen mußten. Aber schon bei diesem Angriffe war Pappenheim durch eine Pistolenkugel an der Hüfte verletzt, und als der Kampf sich erneuerte, warf ihn eine Kugel aus dem Gewehre des schwedischen Obersten Stalhandske vom Pferde. Noch am Boden liegend, suchte Pappenheim die Seinigen zum Angriffe zu ermuthigen; aber seine immer schwächer werdende Stimme verhallte ungehört in dem furchtbaren Getöse, und bald lös'te sich die Reiterschaar in einen Schwarm auf, den kein Anderer zu leiten verstand. — Unwillig ließ sich Pappenheim von einem Trompeter aus dem Getümmel bringen, bestieg einen Wagen und fuhr nach Leipzig; unterwegs verlor er aber so viel Blut, daß die Aerzte schon beim ersten Verbande alle Hoffnung aufgaben. Pappenheim verschied am anderen Morgen, sich damit tröstend, daß Gustav Adolf, der Feind seines Glaubens, vor ihm die Welt habe verlassen müssen. Pappenheim's Charakter war ernst und streng; sein oft an Wildheit gränzender Ungestüm ein Temperamentsfehler, den er nie zu bekämpfen suchte, wenn er auch in ruhigeren Augenblicken die Folgen desselben oft bereute, und welchen selbst die Geistesbildung, die er besaß, nicht zu mildern vermochte. Die Beendigung des Bauernkrieges hat ihm die meiste Ehre, sein Feldzug in Niedersachsen den größten Kriegsruhm gebracht; aber hier waren die Verhältnisse auch von der Art, daß seine Wildheit und Zerstörungssucht dem Zwecke förderlich wurden; in einer anderen Lage wären sie nachtheilig gewesen. Deshalb wollte ihm der kluge Maximilian auch nie eine Armee anvertrauen; denn zum Feldherrn im weiteren Sinne des Wortes fehlte es Pappenheim an Selbstbeherrschung und Umsicht. Von seiner persönlichen

Tapferkeit zeugten hundert Narben; sie verschafften ihm den ehrenvollen Beinamen „der Soldat," wie Gustav Adolf ihn vorzugsweise nannte. Die Ueberreste des tapferen Mannes ruhen in der Prämonstratenser-Chorherrenkirche auf dem Berge Sion zu Prag.

Aurore Dudevant.

Geboren 1804.

Die reitende und rauchende literarische Amazone des modernen Frankreichs, die, wie Iphis, sich zum Manne gewandelt, und selbst ihren weiblichen Namen für den männlichen „Georges Sand" abgeschworen hat, ist im Departement der Indre geboren, und die Tochter eines gewissen Dupin, der, ein Sohn des berühmten Marschalls Moriz von Sachsen, als Generalpächter vor der Revolution ansehnlichen Reichthum erwarb, und erst kurz vor seinem Tode Aurorens Mutter ehelichte. Das junge Mädchen wurde im Kloster erzogen, und in ihrem achtzehnten Jahre von ihrer Mutter an einen gewesenen Offizier, den Marquis von Dudevant, verheiratet, welchem sie zwei Kinder gebar. Die Ehe war eine unglückliche; denn, abgesehen von dem Werthe oder Unwerthe des Gatten, kämpfte Aurorens Gemüth, wie gegen den Geist der Weiblichkeit, der in den Gesetzen der Anmuth und Hingebung sich selbst begränzt, nothwendig auch gegen jene geheiligten Schranken an, welche das Familienleben mit sich bringt. Schmerz ohne Läuterung erwuchs ihr aus dieser Ehe, aber auch das Glück des Ruhmes. Männlich in ihrem ganzen Wesen, am liebsten auch in männliche Tracht sich kleidend, Cigarren rauchend und wilde Pferde reitend, verließ sie ihren Gatten, erschien 1831 in Paris, und leitete einen Ehescheidungsprozeß ein, der ihr um den Preis der Abtretung eines Theiles ihres Vermögens ihre Freiheit zurückgab. Um während der Dauer dieses Prozesses ihren Unterhalt zu erwerben, griff sie zur Feder, und lieferte besonders zahlreiche Beiträge zu der Zeitschrift „Figaro." Ihr Freund, der Schriftsteller Jules Sandeau, war ihr damaliger Leiter; mit ihm gemeinschaftlich schrieb sie den Roman „Rose et Blanche," und durchstrich mit

ihm in Männertracht die Straßen, Boutiquen, Salons und Mansarden, um — das Leben zu studiren. In Männertracht erschien sie selbst vor Gericht. In ihrem folgenden Roman: »Indiana,« der ihr glänzendes Talent erst deutlicher verrieth, kürzte Jules Sandeau seinen Namen ab und nannte die Verfasserin Georges Sand. Später schrieb sie nur unter diesem Namen, und Sandeau offenbarte selbst die wahre Verfasserin. Seitdem lös'te sie ihr näheres Verhältniß mit Sandeau, und war später mit einem bekannten Klaviervirtuosen auf Reisen nach der Schweiz, wo sie in Genf lebte; dann hielt sie sich mit dem berühmten Lamennais, dessen Grundsätze sie zum Theil adoptirte, und dem Schauspieler Boccage auf ihrem Landgute la Chatre auf. Neuerdings ist sie, von diesem getrennt, wieder in Paris, trägt aber wieder Frauenkleider, und ist, in ihrer Lebensweise, wie in ihren Geistesarbeiten, von ihren vorigen Verirrungen sehr zurückgekommen; ja man hofft sogar, daß sie zu ihrem Gatten zurückkehren werde.

Als Aurore nach Paris kam, war, im Gebiete der Revolution des Staates, eine Revolution der Geister eingetreten, und heftig wurde das aufgeregte Weib von diesem Wirbel ergriffen. In ihrem eigenen Leben glaubte sie die Gebrechlichkeiten des gesellschaftlichen Systems hinlänglich erfahren zu haben, und sie stand nicht an, alle socialen Formen und Institutionen zu hassen und zu verfolgen. Sie irrt, aber sie täuscht nicht; mitten im Irrthume ist sie selbst immer wahr und aufrichtig, ohne eine Spur von Lüge und Heuchelei; was sie schafft, ist nicht das Ergebniß künstlicher Berechnung, sondern eine Inspiration des Genius, freier, unmittelbarer Erguß des Inneren. In der Kraft und Hoheit ihrer Schöpfungen zeigt sie das Genie des Mannes, in den Nuancen der Weltkenntniß und den so fein aus den innersten Falten des Herzens aufgegriffenen Details den Geist einer Frau. Ihrem schönen glänzenden Style, der im Fluge der Begeisterung eben so staunenswerth, als bezaubernd in seiner Ruhe ist, zeigt sich Nichts fremd; Natur und Herzlichkeit reichen sich bei ihr die Hände; die kühne Idee findet stets das gleich kühne Wort, und der Ausdruck bleibt niemals im Rückstande, wenn er zum Dienste eines jener gewagten, düsteren und erhabenen Gedanken, die in der Dichterin Gehirn aufbrausen, berufen wird. Als ihre „Indiana" erschien, bemächtigte sich ein allgemeines Staunen der Lesewelt diesseits und jenseits des Rheines. Man erkannte, daß eine neue Bahn gebrochen sey, gebrochen mit einem Geiste und einer Begeisterung, die in Frankreich seit Rousseau vermißt worden war. In Deutschland jubelte man darüber, daß die Französin derselben Richtung folgte,

welche Goethe in den „Wahlverwandtschaften" angedeutet hatte, und daß in einer Rachel, Bettina und Charlotte Stieglitz auffallende Analogien sich darboten. »Indiana« war die erste Formel der Dudevant'schen Ideen, eine Formel, die ziemlich vollständig alle Klagen gegen die Gesellschaft enthielt. Die Dichterin selbst spricht in dem Romane als Weib in der Rolle der Indiana, und als Mann in der Person Ralf's. Es folgte zum Texte die Paraphrase „Valentine." In der Form mehr Kunst, in den Details mehr Grazie, in den Farben mehr Harmonie, in dem Style mehr Reichthum, in den Nuancen mehr Weiblichkeit, in dem Hauptgedanken weniger Trostlosigkeit, in den Gemälden und Porträts unübertreffliche Schönheit, das Ganze ein Meisterwerk. Die Dreizahl füllte »Lelia,« ein großes, aber in mancher Beziehung schauderhaftes Werk. In Lelia zeichnete die Verfasserin wieder sich selbst, oder, um wahrer zu reden, sie stellte den sie bewegenden Gedanken unbekleidet, in seiner vollen Nacktheit und Blöße hin. Der Roman rief bittere Kritiken hervor, in denen unter anderem den Hauptpersonen (Lelia und Trenmor) Unwahrscheinlichkeit und Unmöglichkeit vorgeworfen wird; ja die Dudevant selbst verwarf ihr Werk als poetisches Produkt, erkannte es aber dafür als die kühnste That ihres Lebens. Die Dichterin fühlte nach der Lelia für einen Augenblick ihr Leiden und ihren Zorn, ihren Zweifel und ihre Verachtung besänftigt, sie hatte Alles ausgehaucht, was sie an bitteren Vorwürfen barg, sie athmete freier und ging zu einer neuen Begeisterung über, zu der Begeisterung der Kunst. Diese, bis jetzt nur ein Mittel, ward nun Ziel. Es entstand „Simon" und der „geheime Sekretär," liebliche Geschichten, und einige treffliche Genrebilder in Novellenform. Was sie nach der Zeit noch geschaffen, folgt ebenfalls jenen angegebenen Richtungen, in welchen ihr Wesen sich ausstrahlt; doch spricht sich in ihren neuesten Schriften etwas Beruhigtes und Versöhnendes aus, und lenkt allmälig zu jener, durch längere Zeit von ihr verläugneten Bestimmung ein, welche Geschlecht und Sitte ihr vorzeichnen.

Casimir Delavigne.

Geboren 1794. Gestorben 1843.

Der Dichter der französischen Bourgeoisie, von seinen Gegnern der Dichter der Philister genannt, Jean François Casimir Delavigne, wurde zu Havre den 16. März 1794 geboren. Paris, wo er studirte, gab ihm sein Wissen, seine Glätte und auch seine Einseitigkeiten. Schon im siebzehnten Jahre verfaßte er Gedichte, die sich mit Recht großen Beifalls erfreuten, und bald darauf eine Dithyrambe auf die Geburt des Königs von Rom, die den ersten großen, öffentlichen Erfolg gewann. Noch vielversprechender trat sein Dichtertalent in seiner epischen Episode: „Karl XII. in Narva," und in seiner Dythyrambe auf den Tod Delille's hervor. Darauf folgte 1815 das, freilich eine seltsame Wahl des Stoffes bekundende Gedicht: „die Entdeckung der Kuhpocken," welches das erste Accessit der französischen Akademie gewann. Ueberall stellte sich bei ihm das Bestreben heraus, durch Gegenstand und Vortrag auf die Massen zu wirken; die Bühne schien ihm hierzu den geradesten Weg zu bieten, und ihr wendete er sich daher nachmals vorzugsweise zu.

Nachdem er als Dichter nach klassischen Prinzipien in seiner „sicilianischen Vesper," als moderner Poet im „Paria," nach mittelalterlichem Geschmacke im „Ludwig XI.," in Byron's Weise im „Marino Faliero," in Shakespeare's Art in den „Kindern Eduard's," als Lustspieldichter in den »Schauspielern" und in der „Schule der Alten," aufgetreten, vereinigte er in Einem Werke alles vereinzelt Dargebotene: Tragödie und Drama, Lustspiel und Elegie. Es hieß „Don Juan d'Austria, oder der Beruf," und war ein Inbegriff von forcirten Schreckensszenen, erhaschtem Ueberraschenden und Grausenerregenden, ein Gemenge von Zufälligkeiten, von kaustischen und drastischen Reizmitteln. Aber man darf nicht sagen, daß die Neigung, die Heerstraße der poetischen Kunst zu verlassen, Delavigne und seine Geistesgenossen in solches Irrsal brachte; nein, es war die Noth,

die Erkenntniß, daß alle dramatischen Kombinationen verbraucht, daß etwas Neues zu erfinden unmöglich sey, die sie über die Ufer hinaustrieb, an welchen Andere mit bescheidener Klugheit stehen bleiben. Nächst »Don Juan d'Austria,« vielleicht dem Gipfelpunkte der Delavigne'schen dramatischen Poesie, ist »eine Familie zu Luther's Zeit« zu erwähnen; ein Theaterstück, welches eine Zeitfrage behandeln, Toleranz predigen und den Fanatismus bekämpfen soll, das auch Beifall fand, aber doch Mangel an Allem hat, was ihm einen höheren Werth zu verleihen im Stande wäre. Der Dichter bewegt sich hier in einem ihm ganz fremden Elemente, und man sieht es jeder seiner Bewegungen an, daß er von Katholiken und Lutheranern eigentlich nur die Namen kennt. Sein Lustspiel in Versen: »die Popularität,« hat einen satyrischen Revolutionsgeschmack, bei welchem man, wie es gerade beliebt, eben sowol den friedlichen, als den gefährlichen Sinn des Verfassers herauskosten kann. Kurz vor seinem Ende trat er, in Gemeinschaft mit seinem Bruder, Germain Delavigne, einem gewandten Vaudevillisten, zum ersten Male mit seinem, von Halévy komponirten, »Karl VI.« als Verfasser eines Operntextes auf.

Delavigne war, als dramatischer Dichter, sowol im Besitze der höheren Ansicht von der Welt und dem Leben, als einer schönen Auffassungs- und Behandlungsgabe, wozu sich eine lebendige, eindringliche Darstellungsgabe gesellte. Wärme und Innigkeit des Gefühls, Reinheit und Keuschheit des Ausdrucks, fesselten das Gemüth der französischen Bourgeoisie um so mehr, als Delavigne's Bildung eine rein nationale war, und daher seinem Publikum aus dem Herzen sprach. Freilich fehlte Delavigne's dramatischen Werken die Hauptsache, der Nerv, der dem Drama Lebens- und Spannkraft verleiht — die Handlung und der erhabene Schwung der Gedanken; man findet nur eine kunstvoll angelegte Schürzung, Knüpfung und Lösung eines Knotens, eine naturgemäße Verwickelung und Entwickelung der einzelnen Begebnisse, eine darauf begründete Entfaltung der handelnden Charaktere.

Außer seinen dramatischen Leistungen erlangten Delavigne's politische Klagelieder: »Messéniennes« genannt, eine außerordentliche Berühmtheit. Die Unglücksfälle seines Vaterlandes, der Befreiungskampf der Griechen und das traurige Loos einzelner berühmter Männer boten ihm den Stoff. Der Charakter dieser Elegien, wenn man die Messeniennes überhaupt so nennen darf, ist oratorisch, oft deklamatorisch pomphaft, mit einer entschiedenen Neigung zu epigrammatischen Wendungen; die Antithesen

jagen sich ohne Rast, und der häufig gesuchte Witz läßt das Gefühl fast nirgends aufkommen. Die vorzüglichsten sind unstreitig: „drei Tage des Columbus" und „das Begräbniß des General Foy." Seit der Messenienne von Waterloo, welche erklang, als die Regimenter der Allianz in den Straßen von Paris bivouakirten, und das den patriotischen Schmerz über Frankreichs Ohnmacht und Unglück aussprach, galt Delavigne als Dichter des Vaterlands, als Dolmetscher aller Leiden und Schmerzen seiner Mitbürger, als Verkünder ihrer Wünsche und Hoffnungen. So feierte er denn auch 1830 die Julirevolution durch ein Volkslied, die bekannte „Parisienne," zu welcher man seltsam genug die Melodie eines alten deutschen Soldatenliedes wählte, und als Napoleon's Asche von dem fernen Eilande nach Paris zurückkehrte, sang er auch die Messenienne des Jahres 1840, wobei seine Prophezeiung — daß, wenn die Asche des großen Imperators den Tag sehe, sich die Fackel des Krieges entzünden und weithin die Erde versengen werde — zum Glück eine bloße oratorische Hyperbel und die leere Gespensterbeschwörung eines poetischen Sonntagskindes blieb.

Als Delavigne, seiner politischen Gesinnungen wegen, seine Anstellung im Staatsdienste verlor, machte ihn der damalige Herzog von Orleans zu seinem Bibliothekar. Später (1824) wurde er einstimmig zum Präsidenten der französischen Akademie gewählt, und vom Könige Ludwig Philipp erhielt er, nachdem er während der Restauration eine königliche Pension ausgeschlagen hatte, eine einträgliche Anstellung als Inspektor am Pariser Konservatorium.

Delavigne starb in der Nacht auf den 13. Dezember 1843 zu Lyon, noch nicht fünfzig Jahre alt. Seine Leiche wurde nach Paris gebracht, und alle Celebritäten der Hauptstadt folgten dem Dichter der Nation zu seiner Gruft. Er war ein mäßiger, ordnungsliebender Mann, und dennoch starb er unbegütert, weil er, in seinen Gesinnungen wahrhaft Dichter, es stets verschmähte, sich mit seinem Talente in den Strudel des Industrialismus zu werfen. Bei seinem Leichenbegängnisse auf dem Père Lachaise sprach Viktor Hugo unter anderen die schönen und bezeichnenden Worte: „Wenige Schriftsteller haben ihre Mission treuer erfüllt, als Delavigne; wenige Menschen haben, trotz körperlicher Leiden, mehr gearbeitet, und trotz einer so kurzen Lebensdauer so Viel geschaffen. Wie alle großen Talente, war sein Auge stets einem ernsten Endzwecke zugewendet; er fühlte, daß das Talent eine Verpflichtung sey; er erkannte tief die Verantwortlichkeit des hohen Amtes, welches der Gedanke auf die Menschen übt, und das der Dichter unter den

Geistern verwaltet. Das Volk war sein Ziel; er liebte das Volk, aus dem er hervorgegangen, und stets glühte er für die große Zukunft der Arbeit und Eintracht, welcher die Menschheit entgegenreift. Als Jüngling feierte seine Begeisterung den Glanz und Ruhm, welche die Nationen durch Kriegsthaten erringen; als Mann gehörte sein Herz den weisen Regierungen, welche die Welt durch Frieden zivilisiren.»

Heinrich IV.,

römisch-deutscher Kaiser.

Geboren 1050. Gestorben 1106.

Heinrich IV., der Sohn Heinrichs III., aus dem salisch-fränkischen Stamme, war bei dem Tode seines Vaters noch nicht sechs Jahre alt, und dessen Mutter und allzu nachsichtige Vormünderin und Erzieherin, die Kaiserin Agnes, blieb bei allen ihren ausgezeichneten Eigenschaften den rohen, ihr widerstrebenden Männern gegenüber ein schwaches Weib, die den Verhältnissen nicht gewachsen war. Kaum war Heinrich III. todt, so regten sich die von ihm im Zaume gehaltenen Fürsten Deutschlands, und es mußten den Einzelnen Zugeständnisse gemacht werden. Doch mehre Unzufriedene, die sich zurückgesetzt wähnten, waren weniger zu besänftigen, Andere vergaßen bald die schuldige Dankbarkeit, und der Neid gegen den Rathgeber der Kaiserin, Bischof Heinrich von Augsburg, veranlaßte Schmähungen und Verläumdungen. Eine Anzahl Unzufriedener, an ihrer Spitze der Erzbischof Anno von Köln, beschlossen, den jungen König der Mutter zu rauben; es gelang (1062) und die Kaiserin ging nach Rom in's Kloster. Aber nun waren alle Bande der gesetzlichen Ordnung im Reiche zerrissen, die einzelnen Fürsten erkannten keinen Oberherrn an. Bischöfe gaben durch Rangstreite selbst in der Kirche Veranlassung zu ärgerlichen Auftritten, und Anno von Köln, der Erzieher des jungen Königs, der sich für den Reichsverweser hielt, erregte durch sein übles Wirthschaften mit den Reichsgütern und seinen leicht erkennbaren Eigennutz eben so den

Haß der Großen, wie durch seine Strenge den des von seiner Mutter verzogenen jungen Königs. Er nahm daher den ehrgeizigen und schlauen Erzbischof Adalbert von Bremen zum Miterzieher an mit der Bedingung, daß derjenige von Beiden allemal die Reichsverwaltung führen sollte, in dessen Sprengel sich der junge König gerade aufhielte. So ward dieser ein Spielball zwischen Beiden; doch der nachsichtige Adalbert, der dem Jünglinge allen Willen ließ, ward von diesem jenem vorgezogen, und behielt so meist die Zügel der Regierung in den Händen. Endlich, nachdem Heinrich in Adalberts Begleitung 1063 einen Feldzug nach Ungarn zur Wiedereinsetzung des vertriebenen Königs Salomo gemacht hatte, erklärte Adalbert auf dem Reichstage zu Worms (1065) den vierzehnjährigen Jüngling für mündig, und so kam der unerfahrene, von seinen Neigungen und Begierden geleitete und überhaupt gänzlich verzogene Heinrich an die Spitze der Regierung, die Adalbert jedoch fortwährend leitete. Aber die Willkür und Bedrückungen des Bischofs, so wie daß er den jungen König gewissermaßen bei sich gefangen hielt, erregten den Zorn der Fürsten, und diese legten daher auf dem Reichstage zu Tribur (1066) dem Könige kategorisch die Alternative vor, entweder der Krone oder Adalbert zu entsagen, und zwangen ihn mit Gewalt, als er entfliehen wollte, zum Letzteren. Nun führte Anno von Köln die Zügel der Regierung zum Vortheile des Reiches wieder, während Heinrich unbekümmert darum seinen Neigungen und Lüsten fröhnte und in eine schwere Krankheit verfiel, von welcher genesen er endlich, um einen Rückfall in seinen früheren Lebenswandel zu verhüten, von Anno vermocht wurde, die ihm längst verlobte Bertha, Tochter des Markgrafen von Susa, zu heiraten. Aber kurz darauf suchte er sich wieder von ihr scheiden zu lassen, warf sich daher dem Erzbischofe Siegfried von Mainz in die Arme, dem er für die Erfüllung seines Wunsches den von ihm geforderten Zehnten in Thüringen versprach, und schon sollte die Scheidung auf dem Reichstage zu Worms von den Fürsten bestätigt werden, als zuerst ein, jedoch bald gedämpfter, Aufstand der Thüringer und nachher ein päpstliches Veto, dem die Fürsten sogleich beitraten, die Ausführung verhinderte. Aber Heinrich verließ seine Gattin dennoch, bis er endlich nach mehrjährigem wüsten Leben, von Gewissensbissen getrieben, sich wieder mit ihr vereinigte, und, nachdem sie ihm einen Sohn geboren hatte (1071), sie mit der größten Zärtlichkeit behandelte. Neben dieser Vernachlässigung der Regierung zeigte aber Heinrich auch ein herrisches und launenhaftes Wesen. Hierzu gehört vor Allem sein Verfahren gegen



ALBA





A. DUMAS



ABRAHAM A S. CLARA



ZACH. WERNER



den Herzog Otto von Baiern, der des Hochverrathes beschuldigt und, weil er vor dem Reichstage zu Mainz nicht erschien, sondern die Waffen ergriff, seines Herzogthums (welches sein allgemein gehaßter Schwiegersohn, Welf, erhielt) für verlustig erklärt, und dessen Güter in Thüringen verwüstet wurden und den Heinrich nach einer scheinbaren Aussöhnung am Hofe gewissermaßen gefangen hielt. Herzog Magnus von Sachsen, der Verbündete Otto's, hatte dasselbe Schicksal, das aber insofern noch härter war, als Heinrich ihn nach seines Vaters Tode trotz der Bitten der Sachsen und nachdem Otto freigelassen war, noch immer zurückbehielt, ja sogar ein Bündniß mit den Dänen zum Nothfalle gegen die Sachsen schloß. Demselben Schicksale entging der Herzog von Schwaben, noch dazu Schwager des Königs, weil er ihm verdächtig worden war, nur mit Mühe, und dem Herzoge Berthold von Kärnten ward auf bloßen Verdacht sein Herzogthum genommen. Dazu kam noch, daß Heinrich im Wahne, seine Herrschaft dadurch zu sichern, vorzüglich in Sachsen und Thüringen viele feste Schlösser anlegen ließ, deren zahlreiche Besatzung die Anwohner auf alle Weise quälte und beraubte, und daß er 1073 die Thüringer zur Entrichtung des Zehntens an Mainz zwang, die sich jetzt noch mit der größten Erbitterung fügten. Was war also natürlicher, als daß Haß gegen ihn Fürsten und Völker erfüllte, und beide nur Gelegenheit abwarteten, um diesem Genugthuung zu verschaffen; allein Heinrich war blind gegen das heranziehende Ungewitter, das zuerst in der Nähe, fürchterlich aber bald darauf aus der Ferne gegen ihn losbrach. Ein angeblicher Zug des Königs gegen die Polen nämlich machte die Sachsen besorgt, und 60,000 Mann derselben zogen mit dem Herzoge Otto von Baiern an der Spitze dem Könige nach Goslar entgegen (1073); dieser verweigerte ihre Forderungen und ward nun in der Harzburg von ihnen belagert, aus der er zwar durch die Flucht entkam, aber durch Anschließung der Thüringer an die Sachsen, die Befreiung des Herzogs Magnus, Weigerung anderer Fürsten ihm zu helfen, ihre Neigung, einen anderen Kaiser zu wählen und die immer steigende Verminderung seines Heeres, sich endlich zu Unterhandlungen genöthigt sah, aus denen der Friede zu Goslar (1074) hervorging, nach welchem über des Baiernherzogs Otto Sache binnen Jahresfrist ein Fürstengericht entscheiden und die Zwingburgen sämmtlich zerstört werden sollten. Der Ungestüm, mit welchem das Volk bei Niederreißung der Harzburg selbst gegen alles Heilige verfuhr, veranlaßte jedoch den König, sich klagend an Hildebrand, jetzt Papst als Gregor VII., zu wenden, der auf eine

solche Aufforderung nur gewartet zu haben schien. Denn dieser ließ sogleich durch eine Gesandtschaft im ganzen Reiche Frieden und Untersuchung der sächsischen Angelegenheiten gebieten, zugleich aber auch dem Kaiser die weniger von diesem selbst, als von dessen Räthen getriebene Simonie verbieten. Heinrich aber achtete auf alles Dieses nicht; er zog 1074 auf's Neue gegen die Sachsen, unterjochte sie nebst den Thüringern und schloß zwar 1075 Friede mit ihnen, nahm aber darauf ihre Fürsten gefangen; eben so setzte er dem Verkaufe geistlicher Pfründen, den seine Räthe nach wie vor betrieben, kein Ziel, und von allen Seiten kamen Klagen über ihn nach Rom. Da that Gregor VII. den bisher unerhörten Schritt, ihn zur Rechtfertigung seines Verfahrens nach Rom zu laden. Heinrich staunte, und ließ am 24. Juni 1076 auf einer Versammlung in Worms den Papst für abgesetzt erklären. Der Papst im Gegentheile that ihn in den Bann, entsetzte ihn der Reichsverwaltung und entband die Völker des Gehorsams gegen ihn. Heinrich ließ sich dadurch nicht irr' machen; aber die deutschen Fürsten fielen allmälig von ihm ab, die gebannten Bischöfe suchten und fanden bei'm Papste Verzeihung, die Sachsen empörten sich auf's Neue, ihre Fürsten entkamen aus ihrer Haft, und ein Fürstenrath zu Tribur erklärte ihn für des Reiches verlustig (den 10. Oktober 1076). Da versprach Heinrich reuig, sich zu bessern, und ließ es sich gefallen, daß der Papst binnen Jahresfrist auf einer Versammlung zu Augsburg sein Urtheil über ihn geben, bis dahin aber Heinrich als Privatmann in Speyer sich aufhalten und, wenn er in einem Jahre nicht vom Banne frei wäre, der Regierung für immer entsetzt seyn sollte. Um nun einer schimpflichen Demüthigung zuvorzukommen, entschloß er sich im Winter des Jahres 1077, nur von seiner Gemalin und seinem Sohne begleitet, bei strenger Kälte zum Papste nach Italien zu ziehen. Er traf ihn im Schlosse Canossa bei der Markgräfin Mathildis, durch deren Vermittelung der Papst ihm Lösung vom Banne versprach, wenn er als Büßender vor ihm erschiene. Heinrich gehorchte, aber drei Tage lang mußte der Beherrscher Deutschlands in strengster Kälte barfüßig und in härenem Gewande auf die Gnade des Papstes warten, die am vierten Tage unter Berufung auf die Zustimmung der deutschen Fürsten erfolgte. Heinrich schwur Gehorsam, aber sein erbittertes Gemüth, von den lombardischen Großen noch mehr aufgeregt, sann auf Rache. Doch die deutschen Fürsten, durch ein päpstliches Schreiben von ihres Königs Demüthigung unterrichtet, wählten auf dem Fürstentage zu Forchheim den Herzog Rudolf von Schwaben zum deutschen Kaiser. Heinrich sammelte

nun ein großes Heer, ein fürchterlicher Verheerungskrieg durchzog Deutschlands Auen, mehre Schlachten fielen zwar zu Heinrichs Nachtheile aus, aber Rudolf starb kurz nach der letzten Schlacht an der Elster (den 15. Oktober 1080) an seinen Wunden, und so stand Heinrich wieder als der alleinige Kaiser da, während der Papst ihn auf's Neue in den Bann that und im Gegentheile zwei Versammlungen von Bischöfen zu Meißen und Brixen Gregor VII. für abgesetzt erklärten, und in Clemens III. einen neuen Papst wählten. Jetzt war die Zeit der Rache für Heinrich gekommen; denn nachdem er Friedrich von Hohenstaufen zum Reichsverweser ernannt hatte, zog er mit einem mächtigen Heere über die Alpen (1081), erhielt in Mailand die lombardische Königskrone, verwüstete das Land der Markgräfin Mathildis, eroberte Florenz und stand zu Pfingsten vor Rom; doch konnte er erst im März 1084 vollkommen Herr der Stadt werden, worauf er sich am Osterfeste von Clemens III. zum römischen Kaiser krönen ließ. Gregor VII. war jedoch noch in der festen Engelsburg, und rief Robert Guiscard zu Hilfe, weshalb Heinrich sich wieder zurückzog und wieder nach Deutschland ging, wo unterdessen Graf Hermann von Luxemburg zu Bamberg zum Kaiser erwählt worden war. Doch war der größte Theil der Deutschen noch für Heinrich gestimmt und die Sachsen und Thüringer unterwarfen sich ihm wieder (1085). Zwar verlor er den 11. August 1085 die Schlacht bei Würzburg gegen seinen Gegner Hermann und den Herzog Welf von Baiern; aber der schwache Hermann legte freiwillig seine Würde nieder und starb bald darauf. Unterdessen war auch Gregor VII. gestorben (den 25. Mai 1085) und sein Nachfolger, Viktor III., führte einen heftigen Kampf mit dem Gegenpapste Clemens III.; Heinrich zog deshalb, obgleich in Deutschland Alles gährte, endlich 1090 nach Italien, ohne jedoch viel auszurichten, und ward jetzt tiefer als je gebeugt, als sein Sohn Konrad und seine Gemalin ihn verließen und zu den Feinden übergingen, Ersterer sogar zum Könige von Italien gekrönt wurde, und auch die Lombarden gegen ihn auftraten. Zurückgezogen in einer Burg, lebte er nun unthätig bis 1096, wo er nach Deutschland zurückkehrte und durch Zugeständnisse die mächtigsten Fürsten sich wieder günstig machte, welche sogar zu Köln (1098) seinen zweiten Sohn, Heinrich, zum deutschen Könige erwählten. Die Ruhe war nun zwar wieder hergestellt; aber dem Rathe erfahrener Freunde, mit dem neuen Papste, Paschalis II., sich zu verständigen, folgte Heinrich nicht, und dieser that ihn deswegen auf's Neue in den Bann; auch in Deutschland regte sich hierauf neue Unzufriedenheit, und da selbst

sein Sohn Heinrich gegen ihn auftrat, sah er sich genöthigt, zu fliehen, und sammelte zwar am Rheine ein Heer, ließ sich aber von seinem Sohne überlisten, ward dessen Gefangener und mußte der Reichsverwaltung entsagen. Er entkam nochmals nach Lüttich und fand am Rheine treuen Beistand, starb aber schon den 7. August 1106 zu Lüttich. Der Bischof von Lüttich ließ ihn mit kaiserlicher Pracht begraben, aber sein Sohn, Heinrich V., befahl den Leichnam nach Speyer zu bringen, wo er fünf Jahre lang in einer neuen Kirche unbestattet lag, bis der Papst seine Beisetzung im Dome daselbst gestattete. Heinrich besaß, schon in Folge seiner vernachlässigten Erziehung, große Fehler, aber diese wurden durch große Eigenschaften beinahe aufgewogen. Sinnlichkeit war sein hervorstechendes Gebrechen; doch an Entschlossenheit, Tapferkeit, Muth und Ausdauer war er Allen überlegen. Er hatte ein ungemein tiefes Gefühl der Ehre, und der unerträglichste Gedanke war ihm, die Krone seiner Väter zu verlieren. Um dieses zu verhüten, konnte er Alles ertragen; selbst seine Demüthigungen waren eine Wirkung seiner Ehrsucht. Am liebsten aber vertraute sein unerschrockenes Herz sich der Entscheidung seines Schwertes an. Er war großmüthig, freigebig, versöhnlich gegen seine Feinde, mitleidig gegen die Armen, fromm und ehrerbietig gegen die Kirche, so weit diese nicht in seine Herrscherrechte eingriff, ein Freund und Beschützer der Städte und des Bürgerthums. Selbst seine Gegner bekannten, daß zu seiner Zeit durch Geburt, Verstand, Tapferkeit, Adel der Gestalt und Körperschönheit, Niemand des Kaiserthrones würdiger gewesen sey, als er.

Herzog von Alba.

Geboren 1508. Gestorben 1582.

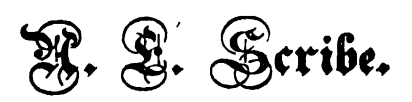
Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, entstammte einem der vornehmsten Häuser Spaniens, und wurde, nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters, von seinem Großvater, Friedrich von Toledo, Heerführer Ferdinands des Katholischen und Karls V., mit Sorgfalt, aber hart erzo-

gen. Schon im sechzehnten Jahre trat Alba, in Kenntnissen hervorragend, in's Heer und nahm als Lieutenant am Feldzuge gegen die Franzosen Theil. Kaltblütige Unerschrockenheit und eiserner Muth zeichneten ihn bei jeder Gelegenheit aus; in der Schlacht bei Pavia 1525, in Ungarn, in den Kämpfen wider die Türken, in Afrika auf dem Zuge Karls V. gegen Tunis, und in der Provence, bei der Belagerung von Marseille, gab er Proben seiner Tapferkeit, wie seiner großen Anlagen zum Feldherrn. Rasch stieg er auf den Schlachtfeldern von Grad zu Grad; kaum 26 Jahre alt, war er General, und als junger Mann von 30 Jahren vertraute ihm sein Kaiser, als Oberfeldherr, das Kommando seiner Heere. Alba erwarb sich seit dieser Zeit durch kluge Rathschläge, so wie als Held, das unbeschränkte Vertrauen Karls V. In dessen zweitem Kriege gegen Frankreich flocht Alba frische Kränze des Waffenruhms zu den alten; seine Vertheidigung Perpignans 1542 behält in den Annalen der Kriegsgeschichte einen Ehrenplatz für alle Zeiten. — Karl V. ging nach Deutschland, die Wirren des Reiches zu ordnen. Alba folgte ihm 1546, von dem Kaiser zu Unterdrückung des schmalkaldischen Bundes berufen. Alba's Erscheinen war für die Protestanten Verderben. Als Oberbefehlshaber der kaiserlichen Heere und als Minister die Seele aller Unternehmungen, gewann er die protestantischen Städte Süddeutschlands, züchtigte den Herzog Ulrich von Würtemberg, und wirkte zu dem vollständigen Siege Karls in der verhängnißvollen Schlacht bei Mühlberg 1547 das Meiste. Die für den Kaiser unglücklichen Ereignisse in Deutschland und der nach dem Passauer Vertrage (1552) geführte Krieg gegen Heinrich II. von Frankreich machte die Gegenwart des Herzogs bei dem kaiserlichen Heere abermals nothwendig. Doch blieben größere Erfolge aus. Als Philipp II. den Thron Spaniens bestieg, setzte Alba sich auch bei Diesem in Gunst, rückte, als auf Veranlassung des Papstes Paul III. der Kampf wieder ausbrach, an der Spitze eines furchtbaren spanischen Heeres nach Italien, drang bis vor die Thore Roms und schlug dann siegreich mehre Gefechte gegen die unter Guise herbeigekommene gewaltige Macht der Franzosen, welche sich mit den päpstlichen Truppen vereinigt hatte. Um den niederländischen Aufruhr zu ersticken, sendete Philipp, trotz der Gegenvorstellungen der Statthalterin Margaretha, den Herzog mit einem Heere von 20,000 Mann in Schlachten abgehärteter Krieger nach den Niederlanden, die Ketzerei zu vertilgen. Des Schicksals, das ihrer wartete, gewiß, verließen Wilhelm von Nassau-Oranien mit seiner Familie, viele Andere vom höchsten Adel, und Tausende von Edel-

leuten und anderen wohlhabenden Protestanten das Land. Der Erfolg rechtfertigte ihre Furcht nur allzu sehr. Kaum zu Brüssel angelangt, zeigte Alba der Regentin die von Philipp erhaltene Vollmacht, und dieselbe war so unumschränkt und rücksichtslos, daß Margaretha, darüber gekränkt, 1568 die Regentschaft niederlegte. Jetzt durch keine höhere Gewalt mehr gefesselt, unumschränkter Herrscher über Leben und Tod, entwickelte der Herzog die ganze Furchtbarkeit seines Charakters. Zur Bestrafung der Theilnehmer an den Unruhen ordnete er einen sogenannten Revolutionsrath an, welcher über alle Gerichte und Gesetze stand, gewöhnlich nur der Blutrath hieß, und aus zwölf Mitgliedern, lauter fanatischen Menschen, zusammengesetzt war. Tausende, die an den Empörungen Theil genommen hatten, oder sonst den Gewalthabern im Wege standen, wurden durch jenes Gericht, von dessen Urtheil keine Appellation galt, ohne Unterschied des Alters, Geschlechtes und Standes hingerichtet. Ein unbedachtes Wort, eine verdächtige Gesinnung, die geringste Hinneigung zum Protestantismus, ein großes Vermögen oder eine Stellung, in welcher Jemand wenigstens die Fähigkeit, zu schaden, besaß, reichten hin, Einen auf's Blutgerüst zu bringen. Fast alle vornehmen Familien hatten den Verlust von Verwandten und Gütern (denn Vermögenskonfiskationen waren mit jeder Hinrichtung verbunden), die meisten Städte den Tod vieler Bürger zu beklagen. Alba selbst rühmte sich, 18,000 Menschen in den Niederlanden zum Tode verurtheilt zu haben. Die meiste Theilnahme unter so vielen Schlachtopfern erregten die Grafen von Egmont und von Hoorn, welche in Brüssel enthauptet wurden. Dies brachte die Niederländer zur Verzweiflung, und als die Prinzen von Oranien mit einem in Deutschland gesammelten kleinen Heere sich näherten, strömten die Geängstigten ihren Fahnen in Schaaren zu. Der Herzog aber schlug das Befreiungsheer Ludwigs von Oranien bei Jemmingen in Friesland und zwang auch den mit einem anderen Heerhaufen in Brabant eingedrungenen Wilhelm von Oranien ohne Schlacht zum Rückzuge. Darauf hielt er einen triumphirenden Einzug in Brüssel, 1568, und waltete schrecklicher, als zuvor. Er fügte den Hohn zur Grausamkeit. Das niederländische Volk mußte ihm in Antwerpen eine eherne Bildsäule errichten, und überdies drückte er es durch schwere Abgaben. So sollten unter Anderem alle Einwohner auch von ihrem beweglichen Vermögen, so oft dasselbe den Besitzer wechseln würde, den zehnten Theil des Kaufpreises an den Staat bezahlen. Die Härte, mit der Alba diese Maßregel geltend machte, erbitterte alle Niederländer ohne Unterschied des

Standes und Glaubens. Der Norden ergriff von Neuem die Waffen, und mit Blitzesschnelle lief der Empörung Feuer über das Land. Die Spanier mußten sich in die festen Plätze zurückziehen. 1572 fielen Briel und Vliessingen in die Hände der Rebellen, und bald waren mit Hilfe der Prinzen von Oranien ganz Seeland und Holland bis auf die Städte Middelburg und Amsterdam von den Spaniern befreit. Der zum Statthalter von Holland, Seeland und Utrecht erwählte Wilhelm von Oranien rüstete sich, die spanische Heeresmacht ganz aus den Niederlanden zu vertreiben. Alba's Kriegskunst ersetzte, was er an Macht verloren hatte, und Oranien sah sich endlich, um nicht abgeschnitten zu werden, zum Rückzuge genöthigt. Ganz Brabant kam wieder in Alba's Hand. Auch im Norden fielen die Städte Zütphen, Naarden und, nach verzweifelter Gegenwehr, Haarlem, in die Hände von Alba's Sohn, Friedrich von Toledo, der dort das spanische Hauptheer befehligte. Doch Alba's Heer schmolz auf dem sumpfigen Boden Hollands durch tägliche kleine Verluste, durch Erschlagen der Nachzügler, Ermordung einzelner Soldaten bei'm Plündern, durch Hunger, Kälte und Krankheit, immer mehr zusammen. Die Spanier, müde des fruchtlosen Würgens, fingen endlich an, zu murren und den Gehorsam zu verweigern, und Alba forderte vergeblich von Philipp Verstärkungen. Unter diesen Umständen an einem glücklichen Fortgange des Krieges verzweifelnd, reichte Alba mißmuthig seine Entlassung ein. Philipp II. nahm dieselbe gern an, und wies den Herzog vom Hofe weg und in die Verbannung. Die Ungnade des Königs dauerte übrigens nicht lange. Um Portugal, auf das Philipp Erbansprüche machte, zu erobern, rief er den erfahrenen Feldherrn aus dem Exil zurück, und übertrug ihm den Oberbefehl über das gegen die Portugiesen und ihre Verbündeten bestimmte Heer. Alba rechtfertigte auch die Meinung von seiner Unersetzlichkeit als Feldherr durch die glänzendsten Erfolge, schlug die Portugiesen unter Anton von Orato auf's Haupt, eroberte Lissabon und bald ganz Portugal. Hier verfuhr er fast eben so grausam, wie in den Niederlanden. Die Klagen über die Gewaltthätigkeiten der spanischen Krieger und über die Habsucht ihres Feldherrn wurden endlich so laut, daß dieser deshalb vom Könige zu Rechenschaft gezogen wurde. So trotzig und stolz aber war Alba's Benehmen gegen seinen Monarchen bei diesem Anlasse, daß Philipp die Untersuchung niederschlug. Bald darauf befreite der Tod, den 11. Dezember 1582, die Welt und Philipp II. von dem gefürchteten Manne, nicht ohne Verdacht einer Vergiftung. — Alba wurde vierundsiebzig Jahre alt, und noch in diesem Alter besaß er

die Rüstigkeit eines jungen Mannes. Sein Wuchs war groß, die Haltung stolz; der Ausdruck des Gesichtes finster und zurückstoßend, der Ton der Stimme hart, und Alba's ganzes Aeußere verkündete seinen harten und erbarmungslosen Charakter.



A. E. Scribe.

Geboren 1791.

Von den äußeren Lebensverhältnissen dieses fruchtbarsten aller Lustspieldichter und Vaudevillisten, des Allernährers der Repertoire Frankreichs und Deutschlands, ist wenig zu berichten. Augustin Eugène Scribe, der Sohn eines Kaufmannes, kam in Paris zur Welt, erhielt in der dortigen Lehranstalt seine erste Bildung, und that sich schon hier rühmlich hervor. Seine Eltern verlor er frühzeitig, und sein Vormund, der bekannte Advokat Bonnet, wollte ihn zur Jurisprudenz erziehen. Aber der junge Scribe bezeigte hierzu nicht die geringste Neigung, sondern betrat schon mit zwanzig Jahren die Laufbahn eines Theaterdichters, indem er gemeinschaftlich mit seinem Mitschüler Germain Delavigne, dem Bruder des berühmten Casimir Delavigne, für das Vaudevilletheater die »Derwische" schrieb. Der Erfolg, welchen dieses Stück hatte, ermunterte ihn zu ähnlichen Dichtungen, meist im Vereine mit Anderen, z. B. mit Germain Delavigne, Henri Dupin, Delestre-Poirson, Desaugiers, Melesville, Varnes, Francis, Cornu, de Courcy u. A. Im Laufe von zehn Jahren war er als Verfasser mehrer der beliebtesten neueren Vaudevilles bekannt, und zwanzig Jahre nach seinem Eintritte in die literarische Laufbahn nicht nur der fruchtbarste, sondern auch der reichste Theaterdichter in Europa; denn die Tantièmen warfen ihm fortwährend außerordentliche Summen ab. Frankreich sowol als andere Länder wurden mit seinen Stücken überschwemmt, und besonders griff das an eigener dramatischer Produktivität verarmte und verzweifelnde Deutschland, das in diesem seinen Pauperismus eine Unzahl von Uebersetzern nährt, mit nie zu stillendem Heißhunger nach den Hauptwerken, ja selbst nach den Abschnitzeln der Scribe'schen Muse. Im Jahre 1835 wurde

Scribe in die französische Akademie aufgenommen, und im Juli 1844 sogar zum Direktor derselben erwählt. Zu jenen seiner Stücke aller Gattungen, Lustspiele, Vaudevilles und Opern, die in Deutschland besonders heimisch und beliebt geworden, gehören: »die Erbschaft,« „Fra Diavolo,“ »die weiße Dame,“ „der Gott und die Bajadere,“ „die Ballnacht,“ „Leocadia,“ „der Minister und der Seidenhändler,“ „das eherne Pferd,“ „die Falschmünzer,“ „das Heilmittel,“ »der Diplomat,« »Maurer und Schlosser,« »Robert der Teufel,« „die Hugenotten,“ »die Jüdin,« »die Kameraderie,« „Fesseln,“ »das Glas Wasser,« „die Syrene,“ »die Somnambule,« „Rebekka“ u. s. w.

Scribe schafft mit außerordentlicher Leichtigkeit, und er soll viele seiner Stücke während des Billardspiels mit seinen witzigen Freunden verfertigt haben; ungefähr wie Mozart, dem er freilich auch nur in dieser Hinsicht zu vergleichen ist, bei'm Kegelschieben komponirte. Seine Arbeiten tragen wol das Gepräge der Flüchtigkeit, und streifen, was bei seiner ungeheuren Fruchtbarkeit nicht Wunder nehmen darf, hin und wieder an Manier; indeß muß er doch vor dem Verdachte der gedankenlosen Vielschreiberei bewahrt werden, denn Geist und Ueberlegung sprechen aus allen seinen, oft aus aufgegriffenen Anekdoten, Sagen und Tagsbegebenheiten gebildeten Stücken, und neben dem feineren gesellschaftlichen Tone, der sich in ihnen repräsentirt, verdient die Künstlichkeit des oft gewagten, aber in seiner Art immer gelungenen, technischen Baues unsere Bewunderung. In letzterer Hinsicht hat er neuerdings staunenswerthe Fortschritte gemacht, aber indem er so zu sagen eine Bravour darein setzt, hat er die Frische und Absichtlosigkeit, die seinen früheren Stücken eigen war, geopfert. War das Erschaffen selbständiger und eigenthümlicher Charaktere auch nie seine starke Seite, so paßten sich doch ehedem seine Personen der dramatischen Gestaltung entsprechend an; während sie jetzt fast zur bloßen Staffage seiner rastlos wechselnden Situationen-Guckkastenbilder herabsinken. Szenen sind leichter gebildet, als Menschen, und darum sieht man bei Scribe diese oft kaum vor jenen. In den »Fesseln« und im „Glas Wasser“ ist dieses Mißverhältniß auf die unnatürlichste Spitze getrieben. Der Zufall entscheidet hier Alles, und dieser französische Lustspielszufall ist ein ungleich ärgerer Tyrann, als selbst das Fatum der Alten; er bindet den Leuten so vollständig die Hände, schnürt ihnen dergestalt den Athem und jede bewußte Regung, daß er sie in bloße Maschinen seiner ruhelosen Launen verwandelt, sie wie Kegel aufstellt und durcheinander wirft. Scribe beschränkt sich dabei auf ein rein

mechanisches Verfahren; er bringt die Personen seiner Stücke mit vieler Fertigkeit in die mathematischen Beziehungen von Schachfiguren zu einander, und schiebt sie nach äußerlichen Verabredungen und Konvenienzen bald da-, bald dorthin, ohne daß ihnen ein innerer, lebendiger Wille beiwohnt. So bleibt außer dem unbestreitbaren Verdienste der geschickten Formgebung des Stoffes nur das eines angenehmen, pikanten Dialogs übrig, der, mit witzigen Sarkasmen, mit schnippischen Wahrheiten angefüllt, welche freilich mehr des Effektes, als der Sache wegen da sind, seine Wirkung nicht leicht verfehlen kann.

Alexander Dumas.

Geboren 1803.

Der fruchtbare und geschäftige Dichter Alexander Dumas Davy, Marquis de la Pailleterie, dessen elastische Fantasie geschickt mit sich selbst eskamotirt, und bald mit dem tragischen Dolche droht, bald aber mit der komischen Muse buhlt, ist der Sohn eines französischen Generals, der in den Revolutionskriegen, besonders in der Vendée, sich auszeichnete, und wurde den 24. Juni 1803 zu Villers-Cotterets im Departement des Aisne geboren. Durch den Tod seines Vaters frühzeitig in bittere Armuth versetzt, ging er, zwanzig Jahre alt, nach Paris, und ward hier durch Empfehlung des Generals Foy Schreiber in der Kanzlei des Herzogs von Orleans. Mit Eifer ergänzte er seine unvollkommene Geistesbildung, setzte vorzugsweise seine poetischen Studien fort, und richtete seine Aufmerksamkeit besonders auf die dramatischen Werke der Zeit, ohne sich zu eigenen Hervorbringungen berufen zu fühlen. Diesen Beruf weckte in ihm nach drei Jahren das Bekanntwerden mit dem englischen und deutschen Theater. Er stürzte nun mit feuriger Hast über Shakespeare, Schiller, Racine, Corneille, Molière, Calderon, Goethe, und trat bald mit eigenen dramatischen Arbeiten hervor. Eine fünfaktige Tragödie: »die Abdankung der Königin Christine von Schweden,« war sein erster größerer Versuch im Dramatischen, gearbeitet nach den Einheitsregeln der alten französischen Poetik.

Von dem Théâtre français zurückgewiesen, warf er sich nun dem Romanticismus in die Arme, erntete 1829 mit seinem Drama »Heinrich III.« — obgleich man ihm Schuld gab, daß er durch dieses Stück zuerst die verbrecherische Liebe in die französische Literatur eingeführt, und so zur Depravation derselben Anlaß gegeben habe — Beifall und Gold, und ward Bibliothekar des Herzogs von Orleans. Bald jedoch gab er diese Stellung auf, und schritt auf der glücklich betretenen Bahn weiter. Zuerst verwandelte er seine klassische Christine in eine romantische, in der Trilogie: „Stockholm, Fontainebleau und Rom," konnte jedoch mit derselben bei der Aufführung auf dem Odeontheater nicht zu dem erwünschten Erfolge gelangen. Er suchte sich nun in dem neuen Systeme festzusetzen, und dessen vollkommen Meister zu werden. Mittlerweile stürmte die Julirevolution vorüber. In Dumas erwachte die starke, feurige, afrikanische Natur, die er von seinem Vater, dem Sohne eines Franzosen und einer Negerin auf St. Domingo, ererbt hatte, und er machte sich ohne bestimmtes Bewußtseyn zum Dolmetscher aller Brauseköpfe. Sein „Napoléon Bonaparte, tableaux historiques" eröffnete den neuen Reihen, und „Antony," »Terésa," „Angèle," sind die verschiedenen Ausdrücke einer stürmischen Geisterbewegung. Man protestirte gegen sie, nicht mit Unrecht, im Namen aller Moralgesetze der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Die Nachahmung erwachte, und Mißgeburten kamen zur Welt; und doch glaubte Dumas dieselben noch überbieten zu müssen. Unter solchem Bemühen kamen „la tour de Nesle," »die Venezianerin," „Katharina Howard," „Don Juan de Marana," „Richard Darlington" u. a. zur Welt. Nebstbei beschäftigte sich Dumas mit Walter Scott, und dies Studium offenbarte sich in den „Chroniques de France," in dem fünfaktigen Trauerspiele: „Charles VII. chez ses grands vassaux," in „Gaule et France" und in anderen Arbeiten. Eine Schweizerreise gab die Gelegenheit zu den „Impressions de voyage," und später eine Reise nach Aegypten und Syrien zu den »Nouvelles impressions de voyage.« Das biographische Drama »Kean« blieb ohne nachhaltige Wirkung, und sein Drama: „Caligula" konnte, ungeachtet alles Aufgebotes an starken Mitteln und schöner Ausstattung, auf der Bühne nicht festen Fuß fassen. Desto mehr Effekt machen neuerdings mehre seiner im Renaissancestyl gearbeiteten Dramen und Komödien, wie „Mademoiselle de Belle-Isle," „un mariage sous Louis XV." und „les Demoiselles de Saint-Cyr," obgleich die Aehnlichkeit und Wiederholung des Stoffes, die in den beiden letzteren herrscht,

und lebensfrisch wie er war, mit schwäbisch-fröhlichem Gemüthe, an Oesterreichs lustiger Sonne gereift, war er nämlich keineswegs gesonnen, sein Pfund in düsterer Zelle zu vergraben; er gedachte — wie es in der Vorrede zu seiner „Todtenkapelle" heißt — die Welt keineswegs zu verlassen, sondern mit ihr nunmehr erst recht zu thun zu haben, indem er die Laster darinnen zu besiegen die geweihte Hand anlegen wollte. Im Sinne geistlicher Ritterschaft, dies Abenteuer zu bestehen, widmete er sich dem Predigtamte, verschaffte sich vorerst noch den theologischen Doktorhut, und gürtete sich in die Waffen einer ganz eigenthümlichen, geistig-weltlichen Beredsamkeit, in der er es allmälig zu jener Virtuosität brachte, die seinen Namen bei der Mitwelt verbreitet und auf die Nachwelt verpflanzt hat. Er trat als geistlicher Volksredner — denn so würde man ihn vielleicht am besten bezeichnen — zuerst in Oberbaiern, im Kloster Taxa, an den Festtagen auf; und wol mögen seine Predigten ein wahres Fest für sein Publikum gewesen sein. Allein noch war dies auf einen kleinen Kreis beschränkt, und seine Predigten in Baiern sind als Vorübung für seine spätere Laufbahn zu betrachten. Denn erst als er wieder nach Wien zurückkehrte, fand er sein rechtes Element, und von hier aus begründete und verbreitete sich sein Ruf und seine Popularität. Statt des gewohnten, manchmal trockenen Ernstes, athmeten seine Predigten Laune und Heiterkeit, welcher der Ernst nur verborgen zu Grunde lag, so daß er nur dann und wann mit der beißenden Miene der Satyre, oder mit der schreckenden des Warners, hervorblickte, und dadurch um so kräftiger wirkte; es schien ein Jesaias sich in die Maske eines Harlekins gehüllt zu haben. Witz, Wortspiele der burleskesten Art, bizarre Einfälle, Schwänke, Anekdoten, Reime, Sprüche, Anspielungen, ja Trivialitäten trieben sich in buntem Durcheinander auf dem Tummelplatze seiner Beredsamkeit herum. Er sprach die Sprache, die seine Zeit, sein Volk sprach, liebte und verstand. Er kannte diese Zeit und dieses Volk, wußte es in seinem innersten Herzen zu treffen, von der Kanzel aus einen kühnen Blick in das Treiben des Weltwesens zu werfen, und ungestraft unter der Aegide des leichten, ehrlichen Witzes und des Priesteramtes, allen Ständen der Gesellschaft, hohen wie niederen, ungeschminkte, derbe, oft bittere Wahrheit zu sagen. Er hielt der Zeit einen Hohlspiegel vor; war es gleich ein Zerrbild, was ihr daraus entgegengrinste, — es war doch ihres. Sie mußte es anerkennen, und hat es anerkannt, denn mit jedem Tage wuchs der Ruf des seltsamen Mannes, der eine noch nicht dagewesene Verbindung von Prophet und Lustigmacher

in Einer Person darstellte. Seine Worte und Späße gingen von Mund zu Mund, schaarenweise strömte das Volk seinen Reden zu; kein Stand, keine Denkweise machte eine Ausnahme; in fast allen Kirchen der Stadt und der Vorstädte mußte Pater Abraham predigen. Selbst die Provinzen wollten das fröhliche Wort vernehmen, und er predigte auch in Gratz. Da berief Kaiser Leopold I. im Jahre 1669 den Mann des Volkes als Hofprediger an den Hof, und vierzig Jahre lang — auch noch unter Joseph I. — bekleidete Pater Abraham dieses Amt, als ein Mann, der Frömmigkeit und Weltklugheit zu verbinden wußte, mit Ehre. Mit Eifer soll er auch seine Amtspflichten als Provinzial des Ordens während dreier Jahre geübt haben; seine Ordensbrüder wählten ihn im Jahre 1689 zum Prior-Provinzial, in welcher Würde er dann dem General-Ordenskapitel zu Rom beiwohnte. Auch hier predigte er, — und auch hier mit Beifall. Papst Innocenz XI. beschenkte ihn mit einem goldenen Kreuze. Zurückgekehrt, ließ er sich, was von seinem durchaus praktischen Sinne zu erwarten war, in seinem zwölfjährigen leitenden Wirken die disziplinarischen und äußeren Verhältnisse seines Ordens angelegen sein, und die Klöster in Wien, Mariabrunn und Gratz verdankten ihm eine günstige Reform ihres Zustandes. Nicht bei frommen oder spottenden Worten, nicht bei Tadel und Lehre, nicht bei Auferbauung und Erheiterung der Gemüther ließ er es bewenden: Abraham a Sancta Clara war ein Mann des Lebens, ein Mann der That. Das Kernhafte, was an seinem Worte gefällt, das auch mehr ein gesprochen als ein geschrieben Wort war, bewährte sich auch in seinem Werke des Lebens. Er wird wegen unzähliger Wohlthaten, die er erwiesen oder durch seinen Einfluß gefördert, wegen unermüdlicher Berufsthätigkeit und vorzüglich wegen ungetrübter Heiterkeit gerühmt, die ihn in's Leben eingeführt und bis an dessen Ende, nach neun und vierzig mühsam durchgelebten Ordens- und sieben und sechzig Lebensjahren, treulich begleitete. Er starb am 1. Dezember 1709, und ganz Wien betrauerte seinen Verlust.

Immer seltener zeigen sich Gestalten wie diese auf der Bühne des Lebens und der Literatur; immer seltener, je mehr eine feine, glatte, flache, allgemeine Bildung, vom Salon aus über die ganze Welt sich verbreitet, — auf Kosten selbständiger Urcharaktere, die nur in der Mitte des Volkslebens, frei von der Alles gleich machenden Feile, wie die seltenen Blumen in den Wäldern der Alpen, gedeihen. Sie gewähren deshalb einen besonderen Genuß, diese Alpenblumen; neben dem des frischen, aromati-

schen Duftes, auch noch den der Seltenheit, der eigenthümlichen Form, welche von der aller bekannten Erzeugnisse unserer Hausgärten fremdartig absticht. Aber um diesen Genuß zu haben, wird es freilich auch erfordert, daß man sich die mitunter beschwerliche und eintönige Wanderung in's Gebirge nicht verdrießen lasse; man muß Wohlgefallen daran haben, sich oft von den Begleitern verlassen zu sehen; muß — auch die schmutzige, feuchte Walderde nicht scheuen, die sich beim Pflücken an die Wurzeln jener niedrigen Blümchen hängt. So auch hier. Abraham a Sancta Clara hat achtzehn Werke hinterlassen, die, als ein treues Bild seines Wesens und seiner Zeit, noch immer gelesen zu werden verdienen. Schon ihre Titel, z. B. »Judas der Erzschelm,« »Reim' Dich oder ich — lies Dich,« »Heilsames Gemisch Gemasch« u. s. f. bezeichnen ihren Ton. Man erstaunt, wenn man sie liest, über den Umfang von Wissen aus allen Regionen, den ihn sein beispielloses Gedächtniß überschauen und beherrschen ließ; man freut sich des kecken Muthes, des hellen, scharfen Blickes auf die Verhältnisse, und selbst in die Herzen der ihn umlebenden Menschenwelt, selbst einer gewissen Freiheit in den Ansichten zu einer Zeit, die zwischen Mystik und Scholastik seit Jahrhunderten traurig eingeengt war; und so nimmt man dann entschuldigend auch die mißlichen Anhängsel mit, die diese Eigenschaften begleiten und bekleiden: banale, ja abgeschmackte Possen, fade Wortspiele, Einmischungen des österreichischen Dialektes, Schwulst und geschraubte Redefiguren. Ein Volksredner — und das war Pater Abraham — will geschichtlich beurtheilt und aufgefaßt werden. Man muß es sich abgewinnen können, während man ihn lies't, ein Mensch des Mittelalters, Wiener und Augustinermönch zu sein.

Fr. L. Zacharias Werner.

Geboren 1768. Gestorben 1823.

Es gibt wenige geschichtliche Individuen, die einen so tiefen Blick in die räthselhaften Abgründe des menschlichen Busens gestatten, als dieser Dichter, in dessen innerer Geschichte sich die labyrinthischen Züge des himmlischesten Lichtes und des tiefsten Schattens zu einem dämonischen Bilde

verweben, vor welchem der betroffene Beschauer sich wie von Zaubermacht genöthigt fühlt, die einen für die anderen zu halten. So seltsam dieser Ausdruck scheinen mag, so bezeichnend ist er; denn die zarteste Anlage der menschlichen Natur hat sich in Werner zu einer Spukgestalt, die gröbste und nächtlichste zu einem Engelsbilde metamorphosirt. Es ist schwer, sich über die dunklen Prozesse, die in einer solchen Natur vorgehen, bis sie wird, was sie geworden ist, aufzuklären; es ist noch schwerer, sich über ein solches Verständniß, wozu das der Welt, in welcher sie lebte, mitgehört, auf wenigen Blättern Anderen verständlich zu machen, — aber was man vergebens in tausend Redewendungen verhüllt, die es zu enthüllen suchen, das sagt denkenden Lesern am einfachsten und sichersten — die schlichte Erzählung.

Werner war der einzige Sohn eines Professors der Geschichte in Königsberg; eigentlich ein Muttersohn, denn er war ein dreizehnjähriger Knabe, als der Vater starb. Die Mutter soll eine Frau von durchdringendem, feinem Verstande, tiefem Gefühle und lebhafter Fantasie gewesen sein. Eine Gemüthskrankheit störte die Harmonie dieser Seelenwirkungen, und wich nicht wieder von der Unglücklichen, bis der Tod die gefesselte Seele erlös'te. Der junge Werner lebte während seiner Studien in der Vaterstadt, wo es ihm noch gegönnt war, Kant zu hören, nach dem Sinne des ungebundensten Jugendübermuthes. Mit einer schwellenden und zugleich zarten Empfindung, einer üppigen Einbildungskraft begabt, von keiner väterlichen Strenge gehemmt, überließ er sich, im Kreise jugendlicher Genossen, einem zwecklosen, lustigen Treiben. Genuß und Freiheit war die Losung. In unbestimmter, oder bald da- bald dorthin für den Moment bestimmter Richtung flackerte das ungedämmte Feuer seiner Seele — eines besseren Altars werth — vergebens, und mußte so allmälig sich und ihn verzehren. Er hatte juridische Studien gehört, und trat als Kammersekretär in den preußischen Dienst. Eine früh und leichtsinnig geschlossene Ehe lös'te sich nach kurzer Dauer wieder auf; Niemand wußte warum. In Warschau verheiratete er sich zum zweiten Male; aber auch diese Verbindung währte nicht; sie wurde mit großem Verluste von seiner Seite bald wieder getrennt, um eine dritte einzugehen. Eine junge, reizende Polin hatte ihn gefesselt. Er vermälte sich mit ihr, obwol er kein Wort polnisch, sie kein Wort deutsch verstand. So floß das Leben in Warschau, zwischen wechselnden Ufern, aber immer fröhlich, wie ein Strom in Epikur's Himmel hin. Nur Einmal, für nicht lange Zeit, legte sich ein Schatten über ihn. Am 24. Februar 1804 starb Werner's Mutter. Er war schon, als

sich ihr Zustand verschlimmerte, nach Königsberg gereist, und bis an ihr Ende dort geblieben. Hier ging eine Katastrophe in seinem Innern vor. Seine Denkart war bis dahin eine frivole gewesen, wie seine Lebensart. Sein dichterisches Talent, das sich im heiteren Umgange mit geistvollen Freunden, worunter der wackere Mnioch war, entfaltet hatte, war Anfangs nach Außen gewendet, und huldigte dem Geschmacke des Tages: Angelegenheiten des Glaubens und Gefühles mit Freiheit, ja mit Spott, vor das Forum nüchterner Verständigkeit zu ziehen. Nun nahm es eine andere Wendung. Es scheint, durch das traurige Ereigniß aufgeschreckt, seinen Blick nach Innen gelenkt zu haben. Hier mochte er nun, bei den erzählten Umständen, Manches gewahr geworden seyn, was ein noch nicht erstorbenes Gemüth wol zur ernsten Betrachtung erwecken konnte. Das Gefühl schwerer Schuld, welches seinen »vierundzwanzigsten Februar" durchweht, mochte wol eine Erinnerung an jene Epoche seyn; der Eintritt in eine Verbindung, welche Selbstbetrachtung, Selbstüberwindung und sittlichen Wandel zur Pflicht machte, mag solche Gefühle genährt haben. Genug — nach einem kurzen Silberblick der Reinheit, schmolzen die Elemente in Werner's Seele in andere, trübere Massen um. Diesen Silberblick bezeichnet sein erstes und — man muß wol in gewissem Sinne sagen — letztes reines Dichterwerk: „die Templer auf Cypern," ein Gedicht, in welchem, bei aller Unkenntniß dramatischer Erforderniſſe, eine Wärme der Empfindung, ein Ernst des Gedankens, ein Glanz der Fantasie, ein Schmelz der Sprache, eine Treue der Charakterzeichnung sich finden, welche das Verhängniß beweinen lassen, das seinem Vaterlande die reine Fortbildung eines solchen Talentes nicht gönnte. Es war ein Silberblick, — denn schon in der zweiten Bearbeitung derselben Dichtung, unter dem Titel: „die Söhne des Thales," spukt der Dämon, der sich von nun an immer wilder seines Opfers bemächtigte. Jene heilsame Mischung von freier Lebensansicht und sittlichem Ernste, die dem Charakter wie dem Talente so günstig ist, jener Zug elegischer Wehmuth, der beide so trefflich kleidet, — sie waren vorübergehend. Es war einer der schönsten dichterischen Naturen das traurige Los beschieden, nur die Hoffnung auf sich in schöpferischer Glut durch ein herrliches Werk zu erregen, zu bewahrheiten und — zu zerstören. Seine Mutter war gestorben, und Werner kehrte mit einer Erbschaft von 12,000 Thalern nach Warschau zurück.

Hier ging das vorige Leben an, und die Trennung auch von seiner dritten, liebenswürdigen Gattin — wider seinen Willen — war die erste

Folge davon. Immer tiefer verwirrten sich mit seinen äußeren Verhältnissen auch seine inneren Zustände. Uebertreibungen jeder Art sollten den Mangel innerer Harmonie ersetzen, und der nähere Umgang mit E. T. A. Hoffmann, dem eben so unglücklich mißleiteten Talente, entfesselte alle die Geister des Wahnsinns, der Unnatur, des Gräßlichen, Bizarren und Abgeschmackten, die so nahe am Palaste der Fantasie ihre Gesindewohnung haben. Aber noch gohr die poetische Kraft in Werner; noch drängte es ihn, zu schaffen, zu gestalten; er wollte noch als Mensch zu Menschen die Sprache menschlicher Empfindung reden, und sein »Martin Luther« bewegte, von der Bühne aus, noch ganz Deutschland; ein Werk, an welchem die Dichtkunst in ihren schönsten Stunden gearbeitet, und während sie ausruhte, ungesehen der Aberwitz ihr zum Possen seine Fäden hineingewirkt zu haben scheint. Der Dämon, der Werner's inneres Leben in Besitz genommen, ergriff nun auch sein äußeres. In Berlin glücklich und angenehm angestellt, fand Werner keine Ruhe. Eine Wanderlust bemächtigte sich seiner; er hatte sich selbst verloren, und wähnte, sich draußen finden zu können. Dabei war er durch Genüsse erschöpft; er suchte die verlorene Jugend, Kraft, Gesundheit, Unschuld, Frohsinn wieder. Auf Augenblicke lächelte ihm eine Ahnung von all' Dem zu; in Weimar sah er Goethe. Ein Gefühl menschlicher Größe faßte ihn; er ward von tiefer Bewunderung durchdrungen, und in diesem Gefühle ist er sich bis an sein Ende treu geblieben. Er pflegte Goethe „seinen Helios" zu nennen, allein er folgte seinem Strahle nicht. In Coppet lebte er an der Seite der Frau von Staël und Wilhelm Schlegel's, zwischen dem ersterbenden Flackern eines dem Leben mit der letzten Kraft zugewendeten Flämmchens und der grauen, kalten, todten, ausgewühlten Asche. Im Rom trat er (im Jahre 1811) zur katholischen Kirche über. Seine dichterische Laufbahn kann hier als geschlossen angesehen werden; seine zweite begann. Das Gefühl einer höheren, priesterlichen Mission durchdrang ihn; es schien ihm eine Entsühnung für sein früheres Leben, Anwartschaft auf ein zweites, bleibenderes zu verheißen; er ergriff es mit der sehnsüchtigen Hast eines Verschmachtenden, und führte es mit den Resten seiner verschwendeten Kräfte bis zum letzten Hauche seines Lebens durch. In Aschaffenburg zum Priester geweiht, kam er zur Zeit des Kongresses nach Wien und predigte hier sogleich, als man ihn dazu aufforderte, ohne vorausgegangene Uebung, vor einem sehr zahlreichen Hörerkreise. Die Wirkung war groß, obwol sehr verschieden. Es hatten sich Elemente des Dichters, ja auch der seltsamen abstrusen Richtung, die er

zuletzt gegangen war, in die Erscheinung des geistlichen Redners abenteuerlich verwebt; seine Persönlichkeit, mit all ihrem Bedeutenden und all ihrer Schwäche, konnte und wollte sich nicht verläugnen. Ein solches Phänomen mußte Aufsehen, Theilnahme, Enthusiasmus, Widerspruch erregen. Gebildete und Ungebildete, Vornehme und Geringe besuchten seine Predigten, die bald an die Erhabenheit eines Massillon, bald an die Skurrilität eines Abraham a Sancta Clara erinnerten. Im Jahre 1821 war er in die Gesellschaft der Redemtoristen eingetreten, die vor Kurzem wiederhergestellt worden war — aber nach kurzer Zeit verließ er sie wieder. Sein Wandergeist ließ ihm auch hier keine Rast; er zog durch Oesterreichs Provinzen und predigte in Ungarn, Steiermark und Venedig. Gönner und Freunde fand er allenthalben, geistliche Ehrenämter wurden ihm übertragen; aber Ruhe, wahre, ersehnte Ruhe, fand sein müder, durch alle Labyrinthe des inneren und äußeren Lebens gejagter Geist nur im Grabe. Mit einer Ruhe, ja mit einem Humor, welche von der Wahrhaftigkeit seiner Seele Zeugniß ablegen, ging er diesem entgegen, und sanft und unvermerkt entschlief er am 18. Januar 1823. Selbst das Antlitz des Todten zeigte eine feste Entschiedenheit. Sein Tod verklärte sein Leben. Er ward allgemein betrauert.

So endete ein merkwürdiges, an Verwirrungen und Schmerzen reiches Leben. Es glich einer Aeolsharfe, auf welcher himmlische Lüfte ihre Melodien gespielt hätten, wenn sie nicht allzu frühe durch die Dünste einer schlechten irdischen Atmosphäre verstimmt worden wäre. So mischten sich nun einzelne zarte Klänge seltsam mit gellenden Mißlauten, bis der Sturm die Saiten zerriß und ihre Töne in einem matten Nachhall erstarben. Nicht ohne Wehmuth kann der Betrachter menschlicher Zustände auf diese Ruinen blicken, die einem Tempel zur Stütze dienen sollten. Der reinste Adel einer schönen Seele, und der Schmutz cynischer Gemeinheit, Stolz und hinwerfende Demuth, matte Apathie und schwer verhüllte innere Zerrissenheit, wilde, rauhe Kraft und weichliche Schwäche, scharfer, klügelnder Verstand und abenteuerliche, beschränkte Schwärmerei mischten sich in Werner's Leben und Werken zu einem nie gesehenen Ganzen, und dieser Widerspruch prägte sich in seinem blassen, bedeutenden, aber leichenhaft erstorbenen Angesichte unverkennbar ab. Tausend Anekdoten und Fabeln über den räthselhaften Charakter machten ihn zum Gespräche des Tages, zu einer Romanfigur für die schwer entscheidende Nachwelt. Der Heuchelei, dem niedrigen Habe- und Ehrgeize wurden seine Handlungen zugeschrieben; wer ihn gekannt hat, war von der inneren Wahrheit seiner Motive, wie seiner

Selbstanklagen überzeugt; aber wer wagt es anzugeben, wo die Selbsttäuschung des menschlichen Herzens endet? und wer wagt es, den Unglücklichen zu richten, der sich selbst verurtheilt und mit seinem ganzen Leben gebüßt hat?

Paul I. Petrowitsch,

Kaiser von Rußland.

Geboren 1754. Gestorben 1801.

Dieser unglückliche Monarch, der, bei vielen trefflichen Eigenschaften des Geistes und Herzens, theils der gewaltsam veränderten Strömung der Zeit, theils der Heftigkeit seines an sich edlen Gemüthes erlag, war der Sohn Peters III. und Katharinens II., und am 1. Oktober 1754 geboren. Nachdem Peter III. Reich und Leben verloren, Iwan IV. in der Festung Schlüsselburg geendet hatte, ward Paul Thronerbe, und von seiner Mutter ganz nach ihren Planen durch den Grafen Panin und den Physiker Apinus erzogen. Das Los seines unglücklichen Vaters, der Druck, den seine Mutter auf ihn ausübte, die mit seinen Jahren bei dieser entstehende Herrschereifersucht gaben seinem sonst offenen Charakter eine gewisse Härte und Verschlossenheit; doch ehrte er in Katharinen stets die Mutter. Fortwährend hielt ihn aber die Kaiserin von den Regierungsgeschäften zurück, und ob er gleich zum Großadmiral der russischen Seemacht ernannt worden war, durfte er doch nicht einmal die Flotte in Kronstadt besuchen. Ueber diese Beengung tröstete ihn — nachdem er 1774 mit der Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Darmstadt, und nach deren frühem Tode, 1176 zu Berlin mit der Prinzessin Dorothea Auguste Sophie von Würtemberg, die, zur griechischen Kirche übergetreten, den Namen Maria annahm, vermält worden war — sein häusliches Glück, welches er in seinem Palaste zu Gatschina genoß, und die Aussicht auf eine Reise durch Europa, welche er auch dem Wunsche der Kaiserin zu Folge im Jahre 1780 in Begleitung seiner Gemalin antrat. Nach vierzehnmonatlicher Abwesenheit kehrte er nach

Gatschina zurück, und lebte hier mit großer Vorsicht, um nicht die Eifersucht seiner Mutter zu erregen, die ihm 1788 sogar ein Kommando im Kriege gegen die Türken abschlug; nur mit Mühe erhielt er die Erlaubniß, im Kriege gegen Schweden (1788—1790) dem Feldzuge in Finnland, jedoch ohne Kommando, beizuwohnen, kehrte aber bald krank und mißmuthig in seine Einsamkeit zurück, aus welcher ihn der Tod seiner Mutter (17. November 1796) auf den Thron Rußlands berief. Die Kaiserin hinterließ ihrem Sohne noch einen glücklich begonnenen Krieg mit Persien, den er im Frieden zu Tiflis (1797) beendigte, wo er außer der Gränze am Flusse Kur die Festung Derbend und die Stadt Baku gewann. Es hatte aber der zwei und vierzigjährige Druck, den Katharina geübt, auf den Kaiser als Regenten den traurigsten Einfluß zurückgelassen, indem aus der dadurch erregten Mißstimmung manche übereilte Anwendung seiner Gewalt entsprang. Zwar ließ er sogleich nach seinem Regierungsantritte die Gebeine seines Vaters bestatten, was ihnen bisher versagt worden war; es wurden zahlreiche Mißbräuche in der Verwaltung und bei dem Heere abgestellt; er erlaubte Jedem, sich mit Beschwerden seiner Person zu nahen; ja, er ließ in seinem Palaste ein Bureau einrichten, wo alle an ihn gerichteten Briefe eingereicht werden sollten, und bekannt machen, daß keiner unbeantwortet bleiben sollte, welche Maßregel jedoch keinen Fortgang hatte; andere Anordnungen aber, wie die Verfügungen über die Einfuhr ausländischer Bücher in sein Reich, über den Eintritt fremder Reisenden und über seine gegen den Geist der Zeit anstrebenden Verbote, zeigen von seinem gereizten und verdüsterten Gemüthe. Beinahe Alles, was Katharina verfügt hatte, erlitt eine Umänderung. Schon bei der Krönung zu Moskau (16. April 1797) veränderte er das von Peter I. aufgestellte Thronfolgegesetz in Rußland dahin, daß die Erbfolge zunächst in der männlichen Linie nach dem Erstgeburtsrechte und dann erst in der weiblichen, doch auch hier mit dem stäten Vorzuge des männlichen Geschlechtes vor dem weiblichen, bestimmt ward. Mit Recht erbittert gegen die Grundsätze und den Geist der französischen Direktorialregierung, nahm er im Oktober 1797 nicht nur das Condé'sche Emigrantenkorps in Volhynien und den französischen Kronprätendenten in Mitau auf, sondern trat auch 1798 mit Oesterreich und England zur zweiten Koalition gegen Frankreich zusammen, und gefiel sich in der ihm angetragenen Würde eines Großmeisters der Malteser. Mit Neapel, mit der Pforte und mit Portugal wurden besondere Bündnisse geschlossen und an das mit Frankreich verbündete Spanien am 26. Juni

1799 der Krieg erklärt. Eine russische Flotte ging in Verbindung mit einer türkischen aus dem schwarzen Meere in's mittelländische, und eroberte die ionischen Inseln, welche von den beiden unbeschränktesten Regenten Europa's, von Paul I. und dem Sultane der Osmanen, als Republik anerkannt, politisch gestaltet, und damals unter den Schutz der Pforte gestellt wurden. Die Landheere, welche Paul gegen Frankreich aufbrechen ließ, fochten unter Suwarow in Italien und unter Korsakow in Schwaben, siegten zwar bei Novi über die Franzosen unter Moreau's Befehlen, wurden aber bei Zürich, bevor sich Suwarow noch mit Korsakow vereinigen konnte, von Massena geschlagen. Fast gleichzeitig nöthigte Brune die zugleich mit den Britten in der batavischen Republik unter Hermann gelandeten Russen, den niederländischen Boden nach mehren Niederlagen zu verlassen. Im Winter vom Jahre 1799 auf 1800 kehrten die Ueberreste der russischen Heere in vier Kolonnen in ihr Vaterland zurück. Die Niederlage seiner Truppen, die Besitznahme Malta's von den Britten und andere Umstände wirkten in dieser Zeit eben so auf die Veränderung der Gesinnungen des Kaisers, als ihn die Kraft, mit welcher der aus Aegypten zurückgekehrte Bonaparte die konsularische Gewalt handhabte, mit Bewunderung erfüllte. Gereizt durch manche Anmaßungen der Engländer, legte er 1800 Beschlag auf ihre Schiffe und Güter in den russischen Häfen; auch ward er die Seele der bewaffneten nordischen Neutralität, an welche sich auf seine Veranlassung Schweden, Dänemark und Preußen anschlossen. Die bisherige Kälte gegen Preußen, das Paul zum Beitritte zu der Koalition gegen Frankreich nicht hatte bestimmen können, ging bei seinem veränderten politischen Systeme in Annäherung über; das vormalige Bündniß mit Preußen ward im September 1800 erneuert, und General Sprengporten erschien in Paris, um die von Frankreich freigegebenen, von Bonaparte großmüthig behandelten 7000 gefangenen Russen in ihr Vaterland zurückzuführen. Ludwig XVIII. nöthigte er, sich aus seinen Staaten zu entfernen. Schon stand er mit dem ersten Konsul in unmittelbarem Briefwechsel; schon hatte seine Aussöhnung mit Frankreich die Abschließung des Lüneviller Friedens befördert, als, herbeigeführt durch sein verändertes politisches System und durch die Strenge gegen seine Großen, eine Verschwörung des Adels ungeachtet seiner Vorsicht und Wachsamkeit ausbrach. In der Nacht vom 23. zum 24. März 1801 drangen die Verschworenen in sein Schlafgemach im Michailow'schen Palast zu Petersburg. Zwar hatten sie ursprünglich nicht die Absicht, ihn zu tödten. Als er aber, von ihnen überwältigt

und schon am Boden liegend, sich noch immer verzweiflungsvoll wehrte, erdrosselten sie ihn in der Verwirrung mit seiner eigenen Schärpe, eben als die englische Flotte durch den Sund ging, um die nordische Verbindung zu sprengen. Ihm folgte sein Sohn, Alexander I., auf dem Throne.

Konstantin Paulowitsch,

Großfürst von Rußland.

Geboren 1779. Gestorben 1831.

Konstantin Paulowitsch, der zweite Sohn des Kaisers Paul I. von Rußland, wurde den 8. Mai 1779 geboren. Frühzeitig entwickelte er manche schöne Eigenschaften; er war tapfer bis zur Verwegenheit, großmüthig, entschlossen und scharfsinnig, und nur sein heißes Blut, seine Heftigkeit und eine gewisse äußere Rauheit schmälerten bisweilen die Liebe, die seine übrigen Tugenden verdienten. Er wurde nebst seinem Bruder, dem nachmaligen Kaiser Alexander, von dem Grafen Soltikoff und dem Schweizer Laharpe erzogen, und vermälte sich 1796 mit der Prinzessin Juliane Henriette Ulrike von Sachsen-Coburg, welche Ehe jedoch nicht so glücklich ausfiel, als man gehofft hatte, und faktisch getrennt wurde. Gerechten Abscheu trug er gegen die Mörder seines Vaters, der ihm, wegen seiner unter Suwarow 1799 in Italien bewiesenen Tapferkeit, den Titel Cesarewitsch ertheilt hatte. Mit ähnlicher Bravour führte er 1805 bei Austerliz die Garden gegen die Franzosen, war 1808 bei dem Kongreß in Erfurt, begleitete in den Jahren 1812 bis 1814 seinen Bruder, den Kaiser, auf allen Heereszügen, focht bei mehren Gelegenheiten, besonders bei Leipzig, an der Spitze der Garden tapfer, wohnte dem Wiener Kongresse bei, und erließ, als die Unterhandlungen über Polen und Sachsen längere Zeit keinen Erfolg hatten, vielmehr zu einer Spaltung zwischen den Mächten zu führen drohten, am 11. Dezember 1814 im Namen des Kaisers einen kriegerischen Aufruf an die Polen, den jedoch Alexander nachmals nicht anerkannte. Nach Polen gesendet, um die Angelegenheiten dieses Landes zu ordnen, ward er daselbst Statthalter, Generalissimus der polnischen Truppen und Vizekönig



Zwar war seine Regierung hier eine strenge, und die militärischen Strafen, durch welche die Disziplin aufrecht erhalten werden sollte, bisweilen hart; dennoch zeigte er den Polen stets eine entschiedene Vorliebe, stellte ihnen selbst die eingeborenen Russen nach, und war daher, wenn auch seine Zuneigung eine strenge und düstere Färbung hatte, bei den Polen nicht unbeliebt. Im Jahre 1820 ließ er sich von seiner ersten Gemalin scheiden, und nach eingeholter Genehmigung des heiligen Synods heiratete er die polnische Gräfin Johanna Gruczinska, eine Katholikin, welche später vom Kaiser, nach den in der Woiwodschaft Masovien gelegenen Gütern, zur Fürstin von Lowicz erhoben wurde. Im folgenden Jahre erhielt er, außer über Polen, noch über sechs Statthalterschaften in Lithauen diskretionäre Gewalt, so daß er darin schalten konnte, ohne deshalb nach Petersburg zu berichten. Schon am 11. Januar 1822 hatte Konstantin, hauptsächlich aus Liebe zu seiner unebenbürtigen zweiten Gemalin, seinen Bruder, den Kaiser Alexander, ersucht, der künftigen Thronfolge entsagen zu dürfen; Alexander hatte dies in einem Schreiben gebilligt, und diese Briefe waren insgeheim bei dem Reichsrathe, dem Senate, dem heiligen Synod und der Hauptkirche von Moskau, als Staatsgeheimniß niedergelegt worden. Als am 1. Dezember 1825 der Tod Alexanders unerwartet erfolgte, ließ Nikolaus nichtsdestoweniger seinem Bruder Konstantin von allen Truppen und Civilbehörden huldigen. Dieser wiederholte aber in einem Briefe an die Kaiserin Mutter und an Nikolaus die ausgesprochene Thronentsagung zu Gunsten des Letzteren, und blieb diesem Entschlusse auch in späteren Erklärungen treu. Daher bestieg, anstatt seiner, Nikolaus am 25. Dezember den russischen Thron, obgleich die revolutionäre Partei in Petersburg und Südrußland den Cesarewitsch zum Kaiser zu proklamiren versuchte, was jedoch mißlang. Konstantin wohnte persönlich der Krönung seines Bruders in Moskau, am 3. September 1826, bei. Nach der Julirevolution (1830) brach auch in Warschau ein Aufstand gegen die Russen aus; der Großfürst wurde am 29. November durch zwanzig bewaffnete Kadeten in seinem Palaste Belvedere überfallen, entkam jedoch glücklich. In Begleitung von drei Regimentern Reiterei und zwei Regimentern Fußvolk, nebst der polnischen Garde, stellte er sich dicht an den Barrieren Warschau's auf, anfangs in der Meinung, daß noch nicht Alles verloren sey. Da aber seine Aufforderung an die polnischen Truppen vergeblich war, und er wohl einsah, daß Gewalt unter diesen Umständen nichts nütze, so entließ er die polnischen Truppen, und zog sich mit seiner Begleitung ungehindert nach der russischen Gränze

zurück. In seinen Gesinnungen unwandelbar, zeigte er sogar nach diesen Vorfällen die größte Zuneigung zu den Polen, verschwieg selbst seine Theilnahme an ihren anfänglichen Waffenerfolgen nicht, und betheuerte oft und aufrichtig, daß er der beste Pole sey; ein Zeugniß, das ihm selbst viele von Denen nicht versagten, die sich gegen ihn aufgelehnt. Bei dem Vordringen der Russen zur Schlacht von Grochow führte er den Vortrab, nahm aber an den weiteren Ereignissen keinen Theil, sondern lebte mit seiner Gemalin zu Bialystock, und wollte, bei dem Herannahen eines Insurgentenkorps des polnischen Generals Chlapowsky, der, gleichfalls an eine Gruczinska vermält und also sein Schwager, ihn warnen ließ, sich tiefer nach Rußland zurückziehen, als er am 27. Juni 1831 zu Witepsk an einem Choleraanfalle starb. Seine Gemalin, die Fürstin Lowicz, folgte ihm schon nach wenigen Monaten — am 29. November 1831, dem Jahrestage des Warschauer Aufstandes — in das Grab.



Silvio Pellico.

Geboren 1789.

Graf Silvio Pellico, als ausgezeichneter italienischer Dichter der neuesten Zeit, und zugleich durch seine politischen Unternehmungen, wie durch seine daraus entsprungenen wechselnden Schicksale bekannt, stammt aus Saluzzo in Piemont, wo sein Vater, Onorato Pellico, bei dem Postwesen angestellt war, erhielt seine erste Erziehung zu Pignerol, wo seine Familie eine Seidenspinnerei angelegt hatte, und zu Turin, wo sein Vater nach dem Mißlingen der Manufaktur als Divisionschef im Ministerium des Krieges angestellt wurde, und folgte dann seiner Zwillingsschwester, welche sich mit einem in Frankreich wohnenden Verwandten verheiratete, nach Lyon. Schon in seiner Kindheit hatte sich Pellico in der Dichtkunst versucht, und fühlte sich besonders von den damals allenthalben mit Enthusiasmus gelesenen Gesängen Ossian's angezogen. In Lyon beschäftigte er sich emsig mit der französischen Literatur, und er schien allmälig franzö-

sische Art und Weise annehmen zu wollen, bis ihn Foscolo's „Gräber" wieder an sein Vaterland erinnerten und seine Liebe zu demselben in wenig Tagen zum Heimweh steigerten. Er ging nach Mailand, dem damaligen Sammelplatze der ausgezeichneten Männer Italiens, und ward daselbst von V. Monti freundlich aufgenommen; bald fand er sich jedoch gänzlich zu dem berühmten Nicolo Ugone Foscolo hingezogen, der durch seine große Dichtergaben nicht weniger, als durch seinen unruhigen Kopf auf Pellico einwirkte. Um diese Zeit vollendete er seine ersten Tragödien: „Laodicea" und „Francesca da Rimini." Die letzte, welche unter den neuen Tragödien der Italiener vielleicht den ersten Platz einnimmt, wurde auf allen Theatern Italiens mit stürmischem Beifalle aufgenommen, und setzte ihn den gepriesensten Dichtern an die Seite. Eine Uebertragung des „Manfred" Byron's verschaffte ihm die Freundschaft des nordischen Sängers, welcher damals in Mailand lebte. Bis zur Restauration waren seine Tage ruhig dahingeflossen, als er zu seinem Unglücke in die damaligen revolutionären Umtriebe in Italien verwickelt wurde, und mit glühendem Eifer ihnen beitrat. Er gründete eine Zeitschrift: „Il conciliatore," welche die gehoffte Wiedergeburt Italiens vorbereiten sollte, und gewann bedeutende Schriftsteller als Mitarbeiter. Als die Revolution von Neapel auch die Lombardie zu erschüttern anfing, und der Conciliatore eine entschieden aufrührerische Sprache redete, wurde ein Mitarbeiter nach dem anderen festgenommen, und auch Pellico wurde am 13. Oktober 1820 eingezogen. Während seines Prozesses vollendete er die Dramen „Ester d'Engaldi" und „Iginia d'Asti;" am 21. Februar 1822 stand er, nachdem er erst in den Bleikammern Zeit gehabt hatte dem Gange der Dinge nachzudenken, auf der Piazza von Venedig auf dem Schaffote und hörte sein Todesurtheil verkünden, welches aber die Gnade des Kaisers in fünfzehnjährige Gefangenschaft in der Citadelle des Spielbergs milderte, wohin er bald darauf abgeführt wurde. Am 1. August 1830 erhielt er, nachdem er eine schwere Krankheit überstanden, und durch die Leiden des Kerkers seine Gegner mit sich versöhnt hatte, seine Freiheit wieder. Seitdem lebte er in Turin im Schooße seiner Familie, und fast nur mit Uebungen der Frömmigkeit beschäftigt, welcher sein durch Täuschungen und Schmerzen umgewandeltes Gemüth sich mit standhaftem Ernste zugewendet hat, und die auch in seinen späteren Schriften überall hervortritt. Seine Gefangenschaft beschrieb er in dem Buche: „Le mie prigioni," das jedoch manche Uebertreibungen enthält. Außer den schon angeführten Werken nennen wir noch die Dramen: „Eufemio da Messina;" „Leoniero

da Dertona," »Erodiade« und „Gismonda da Mendrisio;" die Erzählungen „Tancreda," „Adello," „Rosilde et Eligi" und „Valafrido," und das moralische Werk: „Dei doveri degli uomini."

Giambattista Casti.

Geboren 1721. Gestorben 1803.

Casti's Werke, an sich verdienstlich und gelungen, würden vielleicht noch zu höherer Berühmtheit gestiegen seyn, haftete ihnen nicht ein Zug des Leichtsinns auf der Stirne, der sie theilweise minder bedeutend erscheinen läßt, als sie eigentlich sind. Von Prato in Toscana gebürtig, machte er seine ersten Studien auf dem Seminar zu Montefiascone, ward 1737 Professor der Literatur daselbst, und erhielt ein Kanonikat an dem dortigen Dome. Reiselust ward frühzeitig seine hervorstechende Neigung. Nach Frankreich ging sein erster Ausflug. Als er nach Italien zurückgekehrt war, machte er die Bekanntschaft des Fürsten Rosenberg, und wurde von diesem dem Kaiser Joseph II. in Wien vorgestellt. Der geistvolle Monarch fand Gefallen an dem munteren Dichter, und zog ihn oft in seine vertrauten Unterhaltungen. Casti, dessen Ehrgeiz vorzugsweise gern die Atmosphäre der Höfe aufsuchte, wiegte sich behaglich in den vornehmen Zirkeln, und schloß, von derselben Begierde getrieben, sich mehren Gesandtschaften an, wiewol ohne Amt und Titel. Auf diese Weise besuchte er den preußischen, den russischen und auch einige deutsche Höfe, und wurde besonders von der Kaiserin Katharina II., die sich im Umgange mit literarischen Celebritäten gefiel, mit Auszeichnung aufgenommen. Dies hinderte jedoch den muthwilligen Poeten nicht, nach seiner Abreise von Petersburg eine Satyre auf die Beherrscherin aller Reussen herauszugeben. Er erregte dadurch Anstoß, und Joseph II., der ihn schonen und gegen üble Folgen sichern wollte, rieth ihm daher wohlmeinend, nach Konstantinopel zu reisen, ja schenkte ihm sogar das Geld hierzu. Bald durfte er jedoch nach Wien zurückkehren, wo er, nach Metastasio's Tode, auf des Fürsten von Rosenberg Veranlassung

zum kaiserlichen Hofpoeten ernannt wurde. Nach Kaiser Josephs Tode aber nahm Casti seine Entlassung, um sich nach Florenz zurückzuziehen, wo er viele seiner Werke zu Tage förderte. Sieben und siebzig Jahre alt, ging der unverwüstliche Greis nach Paris, und erregte hier durch seine Welterfahrung, seinen Witz und seine sarkastische, oft kaustische Laune, in den gebildeten Zirkeln großes Aufsehen. Der Leichtsinn und die Schlüpfrigkeit, womit er manche seiner Schriften ausstattete, war übrigens seinem Charakter fremd; er besaß feste und gute Grundsätze, und wußte nicht nur durch seinen Geist zu überraschen, sondern auch durch sein Betragen und seine Sitten Hochachtung einzuflößen. Bis in sein höchstes Alter im vollen Besitze seiner Geisteskräfte und seiner Munterkeit, starb er am 6. Februar 1803 plötzlich an den Folgen einer Erkältung.

Außer einigen komischen Opern, die er in Wien, zum Theile auf Antrieb Kaiser Josephs, schrieb, machten besonders zwei Werke von ihm großes Aufsehen: „Novelle galanti" — witzige, aber auch höchst zügellose Satyren, überaus lebhaft in der Darstellung, eigenthümlich in der Erfindung, und zierlich im Ausdrucke — und „gli animali parlanti," ein episches Gedicht in sechszeiligen Stanzen von fünffüßigen Jamben, das er in seinem siebzigsten Jahre verfaßte, und in welchem unter der Thiermaske alle Verhältnisse des politischen und des Hoflebens mit beißendem Witz, Scherz und Spott charakterisirt werden. Beide Werke gehören in ihrer Art unstreitig zu den ausgezeichnetsten der italienischen Dichtkunst. Als Beispiel von dem nichts verschonenden Uebermuthe seiner Laune mag noch erwähnt werden, daß er unter anderen eine komische Oper schrieb, deren Held Cicero, und wozu der Stoff aus der Verschwörung des Catilina genommen ist. Dieser Stoff, wohl zu nichts weniger als zu einer komischen Oper geeignet, hat dennoch dem Dichter Gelegenheit gegeben, die komischesten Situationen hervorzubringen. Die große Aria buffa des Cicero ist der Entwurf seiner berühmten Rede gegen Catilina: Quousque tandem etc.

E. Marquis von Grouchy,

Marschall und Pair von Frankreich.

Geboren 1766. Gestorben 1847.

Emanuel Marquis von Grouchy, einer der letzten Kampfgenossen Napoleon's, und erst unlängst von der Sichel des Todes getroffen, wurde den 23. Oktober 1766 in Paris geboren, trat im vierzehnten Jahre in die königliche Artillerie, ging dann zur Kavallerie über, wurde 1784 Rittmeister und 1758 Offizier der Garde du Corps. Aber vertraut mit dem Geiste der Zeit und erhaben über die Vorurtheile seines Standes und seiner Truppe, wo andere Ansichten als die seinigen herrschten, verließ er die Garde und übernahm das Kommando des zwölften Jägerregiments zu Pferde und des zweiten Dragonerregiments, an dessen Spitze er den Feldzug von 1792 mitmachte. Im September dieses Jahres zum maréchal de camp erhoben, befehligte er die Kavallerie der Alpenarmee, bis der Winter die weiteren Unternehmungen unterbrach, und führte nachher theils die Avantgarde, theils den linken Flügel der Küstenarmee von Brest gegen die Vendéer, die er fast in allen Gefechten schlug, und gegen die beinahe er allein Etwas zu Wege bringen konnte. Er entsetzte Nantes und entriß bei Sorrinières den Gegnern einen unzweifelhaften Sieg, indem er zu Fuß an der Spitze einiger Grenadierbataillone sich mitten in den dichtesten Haufen warf. Als zu Ende des Jahres 1793 ein Beschluß des Konvents alle Adelichen von den Kommandeurstellen in der Armee ausschloß, legte er seine Stelle nieder, entging nur mit Mühe seinen Soldaten, die ihn in seiner Wohnung belagerten und ihn nicht weglassen wollten, und trat als Gemeiner in die Reihen der Nationalgarde. Dieser Edelsinn bewirkte, daß man ihm schon acht Monate darauf seine früheren Aemter wieder übertrug und ihn von Neuem in die Vendée schickte. Seit dem 11. Juni 1795 Divisionsgeneral, bekleidete er die Stelle eines Chefs des Generalstabes bei der Westarmee. Hier zeichnete er sich durch Kraft, Schnelligkeit und Umsicht aus; man ernannte ihn zum Général en chef der Küstenarmee von Brest. Aber der bescheidene

General, seinen Ehrgeiz der wahren Vaterlandsliebe unterordnend, lehnte diesen Posten ab, veranlaßte die Regierung, ihre Streitkräfte lieber alle in eine Armee zu vereinigen, und begnügte sich, als Unterbefehlshaber in die nun vereinte Armee der Ozeansküsten zu treten, welche General Hoche kommandirte. Nach Beendigung des Kampfes auf dem linken Ufer der Loire, zu dessen glücklichen Resultaten Grouchy das Meiste beigetragen hatte, wurde er Chef des Generalstabes der Nordarmee und 1797 zweiter Befehlshaber der Armee, die zu der verunglückten Landung in Irland bestimmt war. Zum dritten Male sollte er seine Thätigkeit im Westen bewähren; er ward zum Gouverneur der 12., 13., 14. und 22. Militärdivision ernannt. Vergebens bat er, Bonaparte nach Aegypten begleiten zu dürfen; man schickte ihn zur italienischen Armee, mit welcher der General Joubert 1798 den Oesterreichern und Russen in Piemont sich entgegenstellte. In Folge seiner erfolgreichen Unterhandlungen mit dem Könige von Sardinien ernannte die Regierung Grouchy zum Général en chef in Piemont, wo er kräftig gegen die einzelnen Aufrührer einschritt. Als Moreau den Oberbefehl in Italien übernommen hatte, vereinigte er sich mit ihm, und nahm Theil an dem glorreichen Feldzuge in Piemont. Besonders zeichnete er sich in dem Gefechte bei Valence und San Juliano aus, schlug Bellegarde an der Bormida (14. Juni) und kommandirte in der Schlacht bei Novi mit Pérignon den linken Flügel der Armee. Seine Tapferkeit ging zu weit; während er mit seinem Flügel unaufhaltsam vordrang, waren ihm der rechte Flügel und die Mitte nicht gefolgt. Er mußte sich in das Dorf Pastorana zurückziehen und fiel, von vierzehn Wunden bedeckt, in die Gefangenschaft des Feindes. Nach einem Jahre wurde er gegen den englischen Generallieutenant Daw ausgewechselt, übernahm wieder eine Division des Heeres, drang in Graubündten vor, besetzte Chur und nöthigte die Oesterreicher, Engadin zu räumen. Moreau rief Grouchy, den er in dem italienischen Feldzuge schätzen und lieben gelernt hatte, zu sich an den Rhein, und vertraute ihm eine seiner besten Divisionen an. Bei Hohenlinden, wie bei Novi, war es Grouchy vorbehalten, zur Entscheidung des Tages das Hauptsächlichste beizutragen. Mit der Verfolgung des Feindes beauftragt, setzte Grouchy über den Inn und die Salzach, und beendigte den Feldzug. Diese Unternehmungen verschafften ihm nach dem Frieden die Ernennung zum Generalinspekteur der Kavallerie. Er hatte die gegründetsten Hoffnungen zu einer glänzenden Carrière. Aber Napoleon konnte es ihm nie vergessen, daß er mit inniger Freundschaft an Moreau hing; er

brauchte ihn zwar zu den kühnsten Unternehmungen, that aber Nichts für seine Beförderung. Unverdrossen weihte sich aber Grouchy dem Dienste des Kaisers auch ferner, zeichnete sich mehrfach bei dem Feldzuge in Preußen (1805) an der Spitze seiner Reiterei aus, vernichtete bei Zedenik die feindlichen Dragoner, nahm bei Wilmansdorf die preußische Garde-Gensdarmerie gefangen, und verfolgte in der Affaire von Prenzlau (27. Oktober) so heftig den Fürsten von Hohenlohe, daß dieser eine für ihn ungünstige Kapitulation unterzeichnen mußte. Eben so thätig war er bei Lübeck, Hof und Landsberg, und erwarb sich den 16. Juni 1807 bei Friedland allgemeine Anerkennung. Der Kaiser verlieh ihm dafür das Großkreuz der Ehrenlegion, so wie bereits der Sieg bei Eilau ihn mit dem Großkreuze des baierischen Max-Josephordens geschmückt hatte. Zu Anfang des Jahres 1808 ging Grouchy zur Armee nach Spanien, steuerte kräftig als Gouverneur von Madrid den Gräuelszenen in der Hauptstadt, erschien dann bei dem Fürsten Eugen in Italien, war bei dem Uebergange über den Isonzo, 2. Mai 1809, und erfocht einen Sieg bei Udine. Durch Steiermark vordringend, siegte er, mit Eugen vereint, bei Raab, setzte im Angesichte des Feindes mit der ganzen Kavallerie des rechten Flügels der kaiserlichen Armee über die Donau, und leistete wichtige Dienste bei Wagram. Zur Belohnung dafür ernannte ihn der Kaiser zum Kommandanten der eisernen Krone, Generalobersten der Chasseurs und zum Großoffizier des Reiches. In dem russischen Feldzuge 1812 kommandirte Grouchy eines der drei Kavalleriekorps der großen Armee, nahm Borisow und Orsza, zeichnete sich bei Krasnoi aus und trug viel zum Siege an der Moskwa bei. Grouchy wurde hierbei durch eine Flintenkugel in der Brust verwundet, und war noch nicht völlig wieder hergestellt, als er sein Kommando bei dem Rückzuge wieder übernehmen mußte. Er that sich bei Malojaroslawice hervor, deckte den Rückzug des Kaisers nach Smolensk, und übernahm dann den Oberbefehl über die sogenannte escadron sacré. Zu Ende des Feldzuges 1812 bat er den Kaiser um ein Infanteriekorps-Kommando, erhielt aber eine abschlägige Antwort, und zog sich vom Dienste zurück. Während des Feldzuges 1813 lebte er ohne Anstellung im Departement Calvados. Das Waffenunglück Napoleon's jedoch bewog ihn, seinen Arm der Vertheidigung seines Vaterlandes zu widmen; er übernahm auf besondere Veranlassung des Kaisers wieder das Kommando der Reiterei. In mehren Gefechten warf er sich den feindlichen Truppen entgegen, zeichnete sich besonders bei Brienne und La Rothière aus, und erwarb sich vorzüglichen Ruhm bei

Vauchamps. Für diese Thaten erhob ihn der Kaiser 1815 zum Marschall. Während er in Folge einer bedeutenden Wunde, die er bei Croône erhalten hatte, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit von der Armee zurückgezogen lebte, bestieg Ludwig XVIII. den Thron und übertrug einen Theil von Grouchy's Würden dem Herzoge von Berry. Grouchy beschwerte sich hierüber, wurde deshalb verbannt, vier Tage darauf aber zurückgerufen, und im Januar 1815 mit dem Kommandeurkreuze des Ludwigsordens entschädigt. Nach Napoleon's Rückkehr von Elba übernahm Grouchy das Kommando gegen die königlichen Truppen im südlichen Frankreich, wurde darauf Général en chef der Alpenarmee, und nach deren Organisirung wiederholt Befehlshaber der ganzen Kavallerie der großen Armee. Nach der Schlacht von Fleurus verfolgte Marschall Grouchy mit 34,000 Mann und 100 Geschützen die preußische Armee, und befand sich am 18. Juni, dem Tage von Waterloo, bei Wawres. Bekanntlich entschied die Vereinigung zweier preußischen Korps unter Bülow, die von Wawres her nach dem Schlachtfelde geeilt waren, mit der englischen Armee das Schicksal Napoleon's. Grouchy hatte diese Bewegung des Feindes nicht bemerkt, und blieb, ob er gleich die nur vier Stunden entfernte Schlacht genau hörte, seinen Befehlen gemäß bei Wawres stehen. Hätte er sich zur Unterstützung der Hauptarmee gewendet, oder wenigstens die Preußen aufgehalten, so würde der Kampf eine andere Wendung genommen haben. Grouchy zog sich auf Namur und Dinant zurück, und erfuhr erst in Rhetel positive Nachrichten über die Schlacht von Waterloo und die Abdankung Napoleon's. Sogleich ließ er Napoleon II. proklamiren, fuhr fort, die kräftigsten Vertheidigungsanstalten zu treffen, und übernahm in Soissons den Oberbefehl über die Trümmer der großen Armee, den ihm die provisorische Regierung übertragen hatte. Vergebens hoffte er noch Compiegne, Senlis und Creil zu behaupten; die Feinde waren ihm zuvorgekommen. Er mußte sich begnügen, hinter dem Walde von Compiegne eine Aufstellung zu nehmen, verließ aber auch diese auf Befehl des Kriegsministers, um seine ganzen Streitkräfte vor Paris zu sammeln, wo er schneller, als man es für möglich hielt, trotz der beständigen Angriffe der Verfolgenden, mit 45,000 Mann und 120 Geschützen ankam. Vergebens beklagte er sich bei'm Kriegsminister Marschall Davoust, daß die Vertheidigungsmaßregeln unzureichend wären, vergebens machte er dem Präsidenten der provisorischen Regierung, Herzog von Otranto, kräftige Vorstellungen, umsonst rieth er als einzige mögliche Rettung, zur Offensive überzugehen, und die englische

vom 30. Prairial (19. Juni), der Verlust der italienischen Festungen, der durch Verschwendung erzeugte Geldmangel und eine der Auflösung entgegengehende Regierung, veranlaßten seine Anstellung als Kriegsminister. Seine Festigkeit und Geschäftsführung täuschten die von ihm gehegte Hoffnung nicht, und werden stets merkwürdig bleiben. Eifersucht und Ränke aber brachten es nach drei Monaten dahin, daß er seine Entlassung, so wie Reformgehalt forderte und sich auf's Land zurückzog. An der Staatsumwälzung vom 18. Brumaire, in dessen Folge Napoleon die Zügel der Regierung ergriff, nahm er nicht nur keinen Theil, sondern sprach auch laut dagegen. Dennoch wurde er zum Staatsrath und Obergeneral der Westarmee ernannt, schlug in verschiedenen Treffen die Royalisten, und verhinderte den 16. Mai 1800 die Landung der Engländer bei Guiberon. In Folge seines üblen Gesundheitszustandes ging aber sein Kommando auf den General Laborde über (1801). Nach dem Frieden von Amiens (2. März 1802) wurde Bernadotte durch den Wiederausbruch des Krieges zwischen Frankreich und England (18. Mai 1803) gehindert, als Botschafter nach Nordamerika zu gehen, jedoch nach Erhebung Napoleon's zum Kaiser (18. Mai 1804) am 19. Mai zum Reichsmarschall ernannt und erhielt den Befehl über die Armee von Hannover. Im September 1805 brach er mit dem größten Theile seiner Truppen in Hannover auf, um zur Armee Napoleons in dem Feldzuge gegen Oesterreich zu stoßen, und trug nicht nur zu den Vortheilen bei Ulm, sondern auch durch seine Tapferkeit zum Gewinne der Schlacht bei Austerlitz bei (2. Dezember). Am 5. Juni 1806 wurde er von Napoleon für so viele Verdienste zum Fürsten von Ponte Corvo ernannt. Im Kriege gegen Preußen (1806) befehligte er das erste Corps des französischen Heeres und, von Baireuth her durch das sächsische Voigtland vorgedrungen, schlug er die Vorhut der Preußen (9. und 10. Oktober 1806) bei Schleiz und Saalfeld, operirte in der Schlacht bei Jena (14. Oktober) von Dornburg her im Rücken des Feindes, drang gegen Halle vor, schlug daselbst (17. Oktober) die preußischen Reserven unter Herzog Eugen von Würtemberg, verfolgte mit Murat und Soult den General Blücher bis vor Lübeck (5. November), und befahl nach vollständigem Siege und Wegnahme der Stadt seinen Kriegern, gefühlvoll und menschlich zu seyn. Eben so theilnehmend benahm er sich gegen die auf der Trave gefangenen Schweden (1500 Mann); ein Umstand, der für den Fürsten die wichtigsten Folgen hatte. Unmittelbar nach der Kapitulation von Ratkau (7. November) brach er nach Polen und Altpreußen auf, lieferte

am 25. Januar 1807 den Russen das blutige Treffen bei Mohrungen und rettete dadurch das Hauptquartier des Kaisers und die Division des Marschalls Ney; siegte den 26. Februar bei Braunberg, wurde aber in dem mörderischen Gefechte bei Spangen mit den Russen (5. Juni) gefährlich verwundet, wodurch sein Siegeslauf in diesem Feldzuge beendet wurde. Im Jahre 1808 bis zum Frühling 1809 befehligte er die in Norddeutschland zurückgebliebene Armee, und seine Gerechtigkeit und Mäßigung ließen daselbst einen tiefen Eindruck zurück. Der Feldzug gegen Oesterreich führte ihn auf die Bahn des Ruhmes zurück, und er half Napoleon mit dem ihm untergebenen neunten Armeekorps, fast aus lauter Sachsen bestehend, den Sieg bei Wagram erkämpfen. Der Fürst beleidigt, nahm aber, und erhielt sogleich, seinen Abschied und kehrte nach Paris zurück. Das Ministerium daselbst übertrug ihm indeß die Vertreibung der Engländer von der Insel Walcheren, und durch seine Thätigkeit und Hin- und Hermärsche täuschte er den Feind, und zwang ihn, die Insel zu verlassen (30. September). Seitdem lebte der Fürst theils in Paris, theils auf dem Lande zurückgezogen nur seiner Familie. Da geschah es, daß die schwedischen Gesandten ihm in den ersten Tagen des Septembers 1810 seine Ernennung zum Thronfolger und Kronprinzen des schwedischen Reiches überbrachten, nachdem König Karl XIII. ihn als solchen am 18. August 1810 den Ständen seines Reiches vorgeschlagen, und diese ihn den 21. August fast einstimmig unter der Bedingung: daß er zur evangelisch-lutherischen Kirche übertrete (der Prinz war in der evangelisch-reformirten Religion erzogen), und eine Versicherungsakte ausstelle, erwählt hatten. Auf diese Wahl hat Napoleon keinen Einfluß geübt, denn dieser wünschte vielmehr, daß der König von Dänemark gewählt werde, erklärte jedoch den schwedischen, von Bernadotte an ihn gewiesenen Abgeordneten: er werde sich einer freien Wahl des Reichstages in nichts widersetzen. Nachdem Karl XIII. am 24. September den neuen Kronprinzen zum Ritter des Seraphinenordens und zugleich zum Reichsgeneralissimus ernannt hatte, ward die Wahl zu Oerebro der Reichsversammlung bekannt gemacht (26. September). Am 2. Oktober 1810 versprach der Kaiser dem sich verabschiedenden Prinzen noch verschiedene Bewilligungen zu Gunsten Schwedens, ohne daß jedoch das Band der Freundschaft enger wurde. Der Kronprinz langte am 18. Oktober auf dem königl. dänischen Schlosse Friedrichsborg an, und trat den folgenden Tag zu Helsingör bei verschlossenen Thüren unter Anwesenheit mehrer schwedischen Großen zur evangelisch-lutherischen Kirche über. Den 20. Oktober

fand zu Helsingborg die erste Zusammenkunft des Kronprinzen mit Karl XIII. Statt, der ihn durch eine Akte vom 5. November 1810 adoptirte; er nahm die Namen Karl Johann an, leistete hierauf den Eid als Kronprinz und Thronfolger, worauf ihm die Stände huldigten. Als ihm Karl XIII. wegen Krankheit (17. März 1811) die Regierung übertrug, die er mit einiger Beschränkung bis zum 7. Januar 1812 führte, erwarb er sich die größten Verdienste um Schweden in Hinsicht des Ackerbaues, des Handels und des Kriegswesens. Als aber Napoleon die dem Kronprinzen gethanen Versprechungen nicht hielt, ihn mit eben so wenig Schonung als die übrigen Fürsten behandelte, ja unvermuthet Pommern besetzte, ohne über die Beweggründe dieses Anfalles eine Erklärung zu geben, näherte sich Karl XIV. dem russischen Kabinete, was den Vertrag von Abo (Ende August 1812) zur Folge hatte. Später erfolgte eine förmliche Kriegserklärung Schwedens gegen Frankreich; Mitte August eröffnete der Prinz den Feldzug, nachdem auch sein Schreiben an Napoleon vom 23. März, das die aufrichtigsten Gesinnungen des Prinzen für das Wohl der Welt an den Tag legte, ohne Wirkung geblieben war, erfocht bei Großbeeren (23. August) über Oudinot den vollständigsten Sieg und rettete dadurch Berlin. In der Schlacht bei Dennewitz erlitt Ney einen fünffach größeren Verlust durch den Kronprinzen und durch die trefflichen Dispositionen des Generals Grafen Bülow von Dennewitz. Die Einwohner Berlins ließen ihm hierauf durch eine Deputation ihre Dankbarkeit ausdrücken, und der Kaiser Franz das Großkreuz des Marien-Theresien-Ordens zustellen. Nachdem er am 4. Oktober bei Roßlau die Elbe überschritten hatte, trug sein Erscheinen bei Leipzig (17. Oktober) viel zum Siege (18. Oktober) der Alliirten über Napoleon bei. Hierauf drang er nach Mecklenburg vor, und zu Anfang des Septembers waren sämmtliche Provinzen des ehemaligen Kurfürstenthums Hessen-Kassel, die hannover'schen Lande, das Herzogthum Braunschweig und das preußische Westphalen durch die Armee erobert. Er zog den 6. Dezember in Lübeck ein, bewirkte die Trennung der Dänen von den Franzosen, schloß nach dem Treffen bei Seestädt (16. Dezember) mit Jenen einen Waffenstillstand zu Rendsburg (15. Dezember), dem nach dem Wiederausbruche kurzer Feindseligkeit der Frieden zwischen Schweden und Dänemark am 15. Januar 1814 zu Kiel folgte, worin Letzteres Norwegen an Schweden abtrat. Nachdem er die Blockade Hamburgs, worein sich Marschall Davoust geworfen, angeordnet hatte, kam er im April nach Paris, trat jedoch bald wieder seine Rückreise nach Schweden an, zwang hierauf die Dänen

nach kurzem Feldzuge zur Abtretung von Norwegen (14. August), ermahnte die neuen Unterthanen zum Gehorsam, und that Alles, um sich die Liebe der Völker zu erwerben. Nach dem Tode Karls XIII. (5. Februar 1818) bestieg der Kronprinz ruhig den Thron, legte (den 7. Februar) von Neuem den im Gesetze vorgeschriebenen Eid ab, empfing die Landesabgeordneten, und ließ sich zu Stockholm (11. Mai) zum Könige von Schweden, und in Christiania (7. September) zum Könige von Norwegen krönen. Er blieb auch als König seinen Verheißungen treu; genaue Vollziehung bestehender Gesetze, Achtung für die Rechte seiner Unterthanen, Unterstützung öffentlicher Anstalten aus seinem Privatvermögen, die Sorge für die Armen und Bedürftigen, haben ihm, außer seinen glänzenden Kriegsthaten, dauernde Ansprüche auf wahren Ruhm erworben. Schwedens Zustand war, als er die Regierung antrat, nicht erfreulich; Staatsschulden belasteten das Volk, der Handel stockte. Karl XIV. führte aber eine zweckmäßige Sparsamkeit ein, und hob die Landeskultur, Gewerbe und Handel, legte Wege und Kanäle an, machte Flüsse schiffbar, veranlaßte Gemeindetheilungen, besetzte wüste Ländereien mit Kolonisten, gründete Unterrichtsanstalten, Vereine zur Ermunterung des Handels und des Gewerbfleißes. Ohne durch den Widerstand einzelner Parteien sich aufhalten zu lassen, schritt er zu vielen Verbesserungen, führte ein neues Uebungsreglement bei dem Heere ein, das er mit Wegebauten beschäftigte, verbesserte die Rechtspflege und leitete ihre Trennung von der Verwaltung ein. Am 6. Februar 1843 wurde sein fünfundzwanzigstes Regierungsfest mit großem Glanze gefeiert. Er erkrankte an seinem achtzigsten Geburtstage, und starb, die Krone seinem Sohne Oskar vererbend, den 8. März 1844. Des Volkes Liebe folgte ihm, und so hatte er seinen Wahlspruch: **Folkets kaërlek min belöning** (des Volkes Liebe meine Belohnung) wahr gemacht.

Johann Gabriel Seidl.

Geboren 1804.

Im Herzen Oesterreichs, in Wien, kam dieser ächt österreichische, gemüthswarme, talentvolle Dichter am 21. Juni 1804 zur Welt. Auf dem akademischen Gymnasium seiner Vaterstadt gebildet, erwählte er, nach vollendetem philosophischen Lehrkurse, das Studium der Rechtswissenschaft, und erfüllte hiedurch den Wunsch seines Vaters, welcher Hof- und Gerichtsadvokat war. Des Letzteren Tod (1823) versetzte ihn in die dürftigste Lage; er fand aber bald eine Hilfsquelle in seinem schönen Talente, das er schon in seinem sechzehnten Jahre in der Dresdener „Abendzeitung" erprobt hatte. Damals (1824) sendete er auch seinen ersten dramatischen Versuch, das im Theater an der Wien oft und mit Beifall gegebene romantische Schauspiel: „der kurze Mantel," in die Welt. Fester gründete seinen literarischen Namen 1826 die Herausgabe seiner Dichtungen, und die bald nachfolgenden, ächt volksthümlichen „Flinserln", von denen 1844 eine dritte Auflage erschien, deren Widmung sein Monarch annahm, stellten ihn in die Reihe der beliebtesten und wirksamsten Volksdichter. 1828 erhielt er eine Professur am k. k. Gymnasium zu Cilli in Untersteyermark, wohin er nun übersiedelte und in diesem lieblichen Aufenthalte, glücklich vermählt, die eilf schönsten Jahre seines Lebens zubrachte. Unter dieser freundlichen Anregung entstanden hier seine „Georginen," „Brosamlein," „Novelletten," „Episoden" und endlich seine „Bifolien" und seine „Liedertafel." Namentlich durch die beiden letzteren erwarb er sich einen unbestreitbaren Ehrenplatz in der deutschen Literatur, und Leistungen dieser Art, verbunden mit der Anerkennung seines stets ehrenhaften und probehaltigen Charakters, bewirkten 1840 seine Uebersetzung nach Wien als Kustos am k. k. Münz- und Antikenkabinete; ein Wirkungskreis, der seiner klassischen Bildung vollkommen entspricht, welche er durch seine in den „Wiener Jahrbüchern der Literatur," in den „österreichischen Blättern für Literatur und Kunst," in der

LXXXIX


J G SEIDL
1804
ERNST V FEUCHTERSLEBEN
1788
MARTINEZ DE LA ROSA
A JACKSON
1845
TIPPO SAIB
TOUSSAINT L'OUVERTURE

„steyermärkischen Zeitschrift“ rc. erschienenen Aufsätze historischen und archäologischen Inhaltes auf das Rühmlichste bekundet hat. Seit seiner Rückkehr nach Wien erschienen von ihm, außer der Erklärung zu sechzig in Stahl gestochenen Ansichten pittoresker Gegenden in Tirol und Steyermark für das in Leipzig herauskommende „romantische und malerische Deutschland,“ zwei Bände gesammelter Erzählungen unter dem Titel: „Laub und Nadeln“ (bereits in zweiter Auflage); die zweite und nach zwei Jahren schon die dritte Auflage seiner mit der einhelligsten Theilnahme aufgenommenen „Bifolien;“ seine Bearbeitung des Napoleon-Lancival'schen Trauerspieles: „Hektor,“ und sein „Pentameron,“ ein Cyklus von fünf Novellen, nebst zahlreichen Beiträgen für Taschenbücher und mehren Gelegenheitsgedichten, in denen Seidl stets eine geistvolle und eigenthümliche Weise befolgt. Seit 1828 redigirt er das Taschenbuch „Aurora,“ das, von jeher eine Pflanzschule für die jüngeren vaterländischen Talente, nun bald seine silberne Hochzeit begehen wird, und außerdem mehre kleine Almanache. Auch im dramatischen Fache war dieser vielseitige Dichter häufig mit Erfolg thätig. Außer mehren Bearbeitungen führen wir von ihm an das Dramolet: „Das erste Veilchen“ (1831 im Hofburgtheater aufgeführt); sein Opernbuch: „die Insel des Prospero,“ mit Riotte's Musik (aufgeführt zu Brünn 1834); sein zweiaktiges Lustspiel: „Jeannette und Hannchen“ (aufgeführt zu Gratz 1840); seine gelungene Bearbeitung des vielbesprochenen Ponsard'schen Trauerspiels: „Lucretia“ (aufgeführt im Hofburgtheater 1844); sein Dramolet: „das verlorne Kind“ (aufgeführt im Josephstädter Theater zu Wien 1844); sein zweiaktiges Lustspiel: „die Unzertrennlichen“ (aufgeführt zu Klagenfurt 1847) u. a. m.; vor Allem aber seine beiden Alpenszenen in niederösterreichischer Mundart: „'s letzte Fensterln“ und „drei Jahrl'n nach'm letzt'n Fensterln,“ welche in den Theatern an der Wien und in der Leopoldstadt, und dann nicht nur auf sämmtlichen Provinzbühnen der österreichischen Monarchie, sondern auch in Berlin, München, Leipzig, Weimar, Hamburg, Nürnberg, Augsburg, Würzburg, Wiesbaden, Breslau, Danzig, Frankfurt, Petersburg rc. zur Darstellung gelangten und allenthalben den freundlichsten Anklang fanden. Das ächt lyrische Gepräge seiner Lieder eignet sie vorzugsweise zur musikalischen Komposition, daher auch die namhaftesten Tondichter unserer Zeit sich an ihnen versucht haben. Seine Kantate: „die vier Menschenalter,“ mit Musik von Lachner, kam in Wien, Salzburg, Mannheim, München, Frankfurt a. M., in der Heidelberger Schloß-

ruine, in Potsdam und an anderen Orten zur Aufführung. Gegenwärtig widmet sich Seidl vorzüglich archäologischen Studien; seine Leistungen im epigraphischen Fache haben ihm bereits die ehrenvollste Anerkennung von Seite der ausgezeichnetsten Archäologen, wie Raoul-Rochette in Paris, Osann in Gießen, Zell in Karlsruhe, Hefner in München, Henzen in Rom u. m. a. verschafft. Auch ernannten ihn mehre gelehrte Vereine zu ihrem Mitgliede. Er lebt in stiller Zurückgezogenheit seiner ämtlichen Thätigkeit, seiner eigenen Ausbildung und seiner Familie, fern von dem Treiben des „lauten Marktes," das ihn anwidert.

Seidl ist ein tiefes poetisches Gemüth, dessen inneres Leben durch jeden höheren Anlaß sanft berührt wird und dann in harmonischen Weisen sich austönt. In seinen Dichtungen herrscht die Unmittelbarkeit der Empfindung vor; kein Coquettiren mit Schmerz oder Lust, kein Haschen nach verblüffenden Phrasen, keine Tendenzjagd, kein unerquickliches Kannegießern, keine prahlende Ueberkraft und kein affektirtes Siechthum. Er gebietet über eine schöne Sprache ohne Schönrednerei. Im Ernste charakterisirt ihn ein warmes und wahres Gefühl, im Heiteren ein liebenswürdiger, naiver Humor; immer ist seine Anschauung eine gesunde, seine Form eine entsprechende. Als Volksdichter im edleren Sinne will er keine rohen Massen, wohl aber Schaaren fröhlicher Hörer um sich sammeln, die er wohlthuend anregt, und mit Liebe zu dem begeistert, was innerhalb ihrer Lebenskreise und ihrer Bestimmung liegt, ohne sie mit tobender Extase für Dinge zu erfüllen, die über jene Schranken hinausgreifen. Sein Gesang bringt Freude und begründet Segen.

Ernst Freih. v. Feuchtersleben.

Geboren 1806.

Unter jenen seltenen und liebenswürdigen Erscheinungen, welche, ob auch eine noch so bescheidene, ja zurückgezogene literarische Stellung erwählend, doch Leben und Kunst tief und entscheidend anzuregen berufen sind,

nimmt auch Ernst von Feuchtersleben, der Dichter und Arzt, seinen Platz ein. Er wurde den 29. April 1806 zu Wien aus einer, ursprünglich aus Hildburghausen stammenden Familie geboren; seine Erziehung vollendete, nach dem frühzeitigen Tode seiner Mutter, sein ernster, charaktervoller Vater, welcher 1834 als österreichischer Hofrath starb. Seine wissenschaftliche Bildung erhielt er in der theresianischen Ritterakademie zu Wien, und belebend auf seinen Geist und sein Talent wirkte sein frühzeitiger Umgang mit verwandten Naturen, dem Tonsetzer Fr. Schubert, den Dichtern Bauernfeld, Mayrhofer, von Schober, dem Maler von Schwind rc. Im Feuer der Prüfung erhärtete diese empfindsame, erregbare Natur zu größerer Selbständigkeit; unglückliche Familienereignisse brachen über ihn herein, wurden würdig ertragen und gruben eine tiefere Bedeutung in dieses Leben. Aus Neigung zur Unabhängigkeit und zum Studium des Menschen, dessen psychologische Räthsel so oft seine physische Organisation lösen muß, erwählte Feuchtersleben den ärztlichen Stand und wurde 1833 an der Wiener Universität zum Doktor graduirt. Eine glückliche Ehe wirkte seit 1834 beruhigend auf sein durch äußere Katastrophen schmerzlich berührtes Gemüth. 1840 wurde er zum Sekretär der k. k. Gesellschaft der Aerzte, des ersten ärztlichen Vereines in Oesterreich, erwählt, den er durch vier Jahre leitete und zu dessen Konsolidirung er nicht wenig beitrug. 1844 fiel auf ihn die Wahl zum Dekan der Wiener medizinischen Fakultät, und die Pflichten dieses Amtes, verbunden mit dem Bestreben, die eben in der Entwickelung begriffene Reform des Medizinalwesens zu fördern, beschäftigten ihn von da an neben einer ausgedehnten Praxis. Im nämlichen Jahre eröffnete er an der Wiener Hochschule „Vorträge über ärztliche Seelenkunde," welche einen sehr zahlreichen Zuspruch und, bei dem wiedererwachten Interesse für Irrenanstalten, auch in weiteren Kreisen Theilnahme fanden. 1847 wurde ihm von seinem Monarchen das Vize-Direktorat der medizinisch-chirurgischen Studien an der Universität zu Wien übertragen, was ihn veranlaßte, das letzte, ihm noch bevorstehende Jahr des Dekanates niederzulegen, um sich ungestörter dem Studienwesen widmen zu können. — Nicht leicht haben sich in einem Menschen der Arzt und der Dichter so wohl vertragen, so richtig sich abgegränzt, als in Feuchtersleben. Ohne daß im Wesentlichen Einer den Andern beirrte, oder sich von ihm fortreißen ließ, mögen sie nur in der Tiefe der Anschauung, in der Frische und dem Adel der Form, einander bereichert haben. Seine wissenschaftlichen Schriften waren bisher: »die Lehre von den Heilanzeigen,"

»das erste hippokratische Buch von der Diät,« »die Gewißheit und Würde der Heilkunst« (eine mehr populär abgefaßte Vertheidigung der Medizin gegen Unglauben und Aberglauben); »Lehrbuch der ärztlichen Seelenkunde.« Auch gab er Eble's »Geschichte der Arzneikunde« und die »Verhandlungen der Gesellschaft der Aerzte in Wien« heraus. Der Dichter und Denker schenkte der gebildeten Welt: »Gedichte,« »Beiträge zur Literatur-, Kunst- und Lebenstheorie,« „Lebensblätter," „Almanach der Radirungen" (Gedichte zu Zeichnungen von Schwind), „zur Diätetik der Seele" (ein Buch, das den bedeutsamsten Einfluß geübt hat). Auch verdankte man ihm die Herausgabe von Meyerns „Dya-Na-Sore" und hinterlassenen kleinen Schriften, so wie der nachgelassenen Gedichte Mayrhofers.

Feuchtersleben — so charakterisirt ihn ein treffendes Urtheil — ist ein tiefsinniger Denker; als solcher bewährt er sich in jeder Zeile, die er geschrieben, als solcher gibt er sich auch in seinen Gedichten zu erkennen, aus denen uns ein hoher Lebensernst anweht, markige Kraft entgegentritt. Jedes Gedicht ist die Blüte einer edlen Geistesrichtung, der Thränentropfen des Gefühls zittert auf ihrem Kelche und schimmert im Sonnenlichte. Vor Allem aber sind seine Verse die Kernfrucht einer gesunden Objektivität. Leidenschaftliche Glut sucht man wohl vergebens darin, denn es waltet immer die Reflexion des Denkers vor. Feuchtersleben trägt offen eine Vorliebe für Einzelnes und Aelteres, das die Zeit nicht anerkennt, und hinwieder eine Verkennung dessen, was sie obenan stellt, zur Schau. Seine wissenschaftlichen Schriften, die meist auf Versöhnung streitender Ansichten gerichtet sind und dem Fortschritte huldigen, haben ihm die gerechte Anerkennung von Hoch und Gering eingebracht. — Mensch, Denker und Dichter feiern in ihm eine harmonische Vereinigung. Er ist einer von den Stillen, die in dunkler Nacht mit der Leuchte des Verstandes und dem scharfeingreifenden Spaten des Wortes Geistesschätze heben, und sie am hellen Tage geläutert und geordnet zum Frommen der Welt, auf geringen Dank rechnend, hingeben.

Martinez de la Rosa.

Geboren 1788.

Don Francisco Martinez de la Rosa stammt aus einer der angesehensten Familien Granada's. Seine Erziehung war sehr sorgfältig, und die Fortschritte, welche er in den verschiedensten Zweigen der Wissenschaften machte, bei seinen trefflichen Anlagen und seiner Lernbegierde, sehr bedeutend. Nach Vollendung seiner Studien hielt er zu Salamanca in einigen Fächern der schönen Wissenschaften Vorlesungen, wandte sich aber im Jahre 1808 beim Ausbruche der Revolution zur Politik, und galt bald als einer der beredtesten und gewandtesten Verfechter der Liberalen. Die konstituirenden Cortes übertrugen ihm 1812 mehre wichtige Sendungen, und im Jahre 1814 erhielt er selbst einen Sitz in der Versammlung der ordentlichen Cortes. Das Jahr 1820 brachte ihm, nachdem er den Kampf der Parteiungen in den Kerkern von Ceuta hatte büßen müssen, die Freiheit, und rief ihn wieder in die Versammlung der Cortes, deren Präsidium er bald darauf erhielt. Seine gemäßigten Ansichten veranlaßten hierauf den König, ihm im Jahre 1822 das Ministerium des Auswärtigen zu übertragen. Je schwieriger die Lage Martinezs war, um so mehr richteten sich die Augen der Parteien auf ihn und suchten ihn für ihre Plane zu gewinnen. Unglücklicher Weise aber hielt Martinez ein System der Mäßigung fest, welches in dem Bestreben, zu versöhnen, energische Maßregeln gegen die Contrerevolution ausschloß. Die Partei der Exaltados erhob sich gegen ihn, so daß er nur mit Mühe der Strafe des Hochverrathes entgehen konnte, 1828 aber von der Regierung des Landes verwiesen wurde. Er ging hierauf nach Frankreich, und lebte hier ohne thätige Theilnahme an den Angelegenheiten Spaniens ausschließlich wissenschaftlichen Beschäftigungen. Erst im Jahre 1830 gestattete ihm Ferdinand VII. die Rückkehr nach Spanien und selbst Zutritt an den Hof, wo das Vertrauen, in welches er sich bei der Königin und ihren Anhängern setzte, ihm selbst den Weg zu

neuen Erfolgen öffnete. Als Zea Bermudez im Jahre 1834 entlassen wurde, trat er in seine Stelle als Präsident des Kabinets und Minister des Auswärtigen. Gewiß brachte er die besten Absichten mit, doch war seine doktrinäre Richtung bei Vielen ein Stein des Anstoßes; auch setzte man wohl nicht ganz mit Unrecht einiges Mißtrauen in seine Energie. Manche seiner ersten Maßregeln, z. B. die Zurückberufung einiger angesehenen Exulanten, befriedigten; das von ihm entworfene Estatuto real aber, welches im April publizirt wurde, fand viele Feinde und rief den hartnäckigen Widerstand der Exaltirten in der später (Juli) eröffneten Cortessitzung hervor. Dagegen fand der Abschluß der Quadrupelallianz im Ganzen wohl wenig Gegner. Die unglückliche Wendung indeß, welche die Angelegenheiten der Regierung in den insurgirten Provinzen nahmen, bereitete neue Schwierigkeiten; die Exaltirten benutzten dies nur zu gut, und machten Martinez für die Fortschritte des Don Carlos allein verantwortlich, während sie auf der anderen Seite die von Martinez gewünschte Intervention eben so heftig bekämpften. Die Frage über die letztere wurde zu Anfang des Jahres 1835 eine Lebensfrage für das Ministerium Martinez. Die Gegenpartei wurde immer erbitterter, und in den treu gebliebenen Provinzen zeigten sich Spuren bedenklicher Aufregung. Zwar äußerte sich die öffentliche Stimmung nach einem am 11. Mai auf Martinez geschehenen Attentate durchaus mißbilligend, doch half dies dem Systeme des Ministers selbst nichts. Frankreich verweigerte die Intervention, und Martinez, welcher sein Portefeuille an das Gelingen derselben gesetzt hatte, trat zurück am 7. Juni 1835. Später nahm er, zum Prokurator erwählt, wieder Theil an den Verhandlungen der Kammer, führte 1843 in der Kommission wegen der Volljährigkeitserklärung der Königin Isabella den Vorsitz, und ging im Januar 1844 als Gesandter nach Frankreich. Im folgenden Jahre erhielt er das Ministerium des Auswärtigen; aber im April 1847 wurde er desselben entsetzt, erhielt jedoch dafür den Botschafterposten am römischen Hofe.

Wir sehen, wie das Schicksal dieses Mannes sich fast unausgesetzt zwischen Erhebung und Fall bewegt, und die Wissenschaft kann nur beklagen, daß er einem Lande und einem Zeitalter angehört, welches keine ruhige Entwickelung für ihn zuließ; denn welche ganz andere Früchte würde dieser fruchtbare Geist, der selbst in einem solchen Wirbel der Erscheinungen und eigenen Erlebnisse so Treffliches leistete, erst in einem friedlicheren Kreise getragen haben. Martinez de la Rosa glänzt als

Dichter und Publizist in der spanischen Literatur und behielt selbst als Minister seine Stelle als beständiger Sekretär der königlichen Akademie. Eine seiner vorzüglichsten Schriften ist der Espirito del siglo (Geist des Jahrhunderts). Seine Werke sind zum größeren Theile auch in einer deutschen Bearbeitung erschienen. — „Eine wahre und überzeugende Beredtsamkeit," — so urtheilt Martignac über ihn — „ein ruhiger und stiller Muth, eine große Geistesgegenwart, Grundsätze der Ordnung, mit einer aufrichtigen Anhänglichkeit an die Freiheit verbunden, ein ehrenhafter und reiner Ruf, dies sind die seltenen und wesentlichen Eigenschaften, die kein redlicher Mann ihm zu bestreiten vermag."

Andrew Jackson.

Geboren 1767. Gestorben 1845.

Der einstige Präsident der vereinigten Staaten in Nordamerika, Andrew Jackson, wurde den 15. März 1767 auf dem Landgute seiner Eltern im Kanton Wex-Saw (Südkarolina), wohin sie aus Irland einwanderten, geboren. Während des Unabhängigkeitskrieges trat er als fünfzehnjähriger Jüngling mit zwei Brüdern in die Reihen der Freiheitskämpfer. Seine Brüder fielen, er aber widmete sich nach errungenem Frieden dem Advokatenstande, und wurde schon 1786 in Salisbury als Anwalt anerkannt. Von da wendete er sich in das Tenesseegebiet, wurde Generalprokurator, Kommandant der Miliz, mit der er die Indianer mehrmals besiegte, und nach der Aufnahme von Tenessee in die Union (1786) zu der Kommission gewählt, welche die Verfassung des neuen Staates auszuarbeiten hatte. Er bekleidete dann nach einander die Aemter eines Repräsentanten von Tenessee beim allgemeinen Kongresse, eines Senators der vereinigten Staaten, Oberrichters von Tenessee und Milizgenerals, entsagte ihnen aber bald und lebte eingezogen auf seinem Landgute. Der 1812 mit England entstandene Krieg brachte ihm die Ernennung zum Generalmajor; zur Deckung eines Theils der Küste fuhr er mit 2500 Mann seines Korps den Mississippi hinab,

erhielt aber bald den Befehl, seine Mannschaft wieder zu entlassen. Als kurz darauf die Creek-Indianer von Pensacola (Florida) aus die Gränzen verheerten, sammelte Jackson seine 2500 Mann wieder, ging entschlossen dem Feinde entgegen, trieb ihn auseinander und eroberte sogar Pensacola durch Ueberfall. — 1814 wurde ihm die Vertheidigung des von den Engländern bedrohten Louisiana übertragen, er fand aber bei seiner Ankunft in Neu-Orleans weder Soldaten, noch Kriegsbedürfnisse, und bei der Bevölkerung theils Gleichgiltigkeit gegen die Gefahr, theils bösen Willen. Kaum hatte er unter diesen widerwärtigen Verhältnissen mit entschlossener Festigkeit die nothdürftigsten Vertheidigungsanstalten getroffen, als 5000 Engländer (23. Oktober) landeten, die er zwar mit seinen zusammengebrachten 2000 Mann angriff, allein vor der überlegenen Zahl in eine schon ausgewählte Stellung zurückgehen mußte. Da der Feind nichts Ernsthaftes unternahm, sondern Verstärkung erwartete, so konnte Jackson sich während dessen verschanzen und bis auf 3700 Mann verstärken, mit denen er am 8. Januar 1815 einen Angriff von 10,000 Engländern glänzend und blutig abwies. Die Nachricht von dem am 24. Dezember 1814 in Gent abgeschlossenen Frieden unterbrach die weiteren Operationen.

Jackson lebte wieder auf seinem Meierhofe, als er 1825 durch den gesetzgebenden Rath von Tenessee als Kandidat zur Präsidentschaft vorgeschlagen wurde. Bei der Abstimmung erhielt zwar Jackson die meisten Stimmen, allein doch nicht die erforderliche Mehrheit gegen den Mitbewerber, J. Q. Adams, und der Senat ernannte kraft seines Rechtes den Letzteren. Bei der nächsten Wahl aber hatte Jackson die Stimmenmehrheit für sich, und ward am 4. März 1829 Präsident; ja, in der nachfolgenden kritischen Zeit wurde er 1832 nochmals auf vier Jahre zum Präsidenten erwählt. Unter seiner Verwaltung ward über die alten Schadenersatzforderungen der Amerikaner an Frankreich ein Vertrag geschlossen, den aber die französischen Kammern 1833 nicht genehmigten. Die entschiedenen Anordnungen, welche er zur Verminderung des von den Banken ausgegebenen Papiergeldes traf, hatten allerdings eine heftige Gährung gegen ihn zur Folge, und waren von augenblicklichen Nachtheilen und merkantilischen Erschütterungen begleitet; allein sie waren, wie es sich später zeigte, durchaus erforderlich, um den übertriebenen Spekulationen der Geldaristokratie ein Ziel zu stecken, den ackerbautreibenden Staaten der Union aufzuhelfen, und den immer weiter um sich greifenden Handelsgeist in seine Schranken zurückzuweisen. Dennoch hatten seine Maßregeln für den Augenblick eine so starke Partei

gegen ihn aufgeregt, daß er bei der neuen Präsidentenwahl 1840 unterlag. Er lebte seitdem zurückgezogen auf seinem Landsitze Hermitage bei Nashville, wo er den 8. Juni 1845 im acht und siebzigsten Lebensjahre starb. Sein Tod wurde allgemein betrauert, denn die ersprießlichen Erfolge seiner, einst so bitter angegriffenen Maßregeln, so wie seine bei jeder Gelegenheit bewährte, rührende Anhänglichkeit an den vaterländischen Boden, hatten ihm die Gemüther wieder zugeführt. Als Krieger hat er seinem Lande gut und treu gedient, als Staatsmann hohe Redlichkeit und den besten Willen bewährt. Sobald die Kunde seines Todes New-York erreichte, wurde die Trauerfahne auf der City aufgepflanzt, und die öffentliche Theilnahme that sich auf vielfache Weise kund.

Tippo Saib.

Geboren 1751. Gestorben 1799.

Der Hannibal Indiens, Tippo Saib, war der Sohn und Nachfolger des heldenmüthigen Hyder Ali, der sich vom gemeinen Krieger bis zum Beherrscher von Mysore hinaufgeschwungen hatte, und der gefährlichste Feind der Engländer geworden war. Letzterer pflanzte seinem Sohne schon frühzeitig den unversöhnlichsten Haß gegen England ein, und dieser, dem Vater an kriegerischem Geiste ähnlich, erkämpfte sich die ersten Lorbeern unter seinen Befehlen gegen die Feinde, schlug 18. Januar 1782 ein englisches Korps an der Mündung des Kaveri, und trieb später einen Einfall, den die Engländer von Calikut aus in die mysorischen Staaten gemacht hatten, mit Erfolg zurück. Im Dezember 1783 starb Hyder, und Tippo folgte ihm in der Regierung, die er anfangs, gleich seinem Vater, nur im Namen des alten Beherrschers von Mysore führte, der aber mit seiner Familie als machtloser Scheinfürst gefangen gehalten wurde. Bald aber ward dem stolzen Tippo auch dieser Schein lästig; er nahm den Titel Sultan an, und ließ den Namen des Rajah aus den Staatsschriften hinweg. Tippo eilte sich den Besitz seines Erbes zu versichern, und zog zuerst gegen den Gene-

ral Matthews, der mit der Bombay-Armee in seine Staaten eingefallen war, schloß ihn in Hyder Nagur ein, und nöthigte ihn zur Kapitulation. In Verbindung mit den Franzosen setzte er den Krieg lebhaft fort, bis endlich die Nachricht von dem Frieden zwischen Frankreich und England auch ihn zu Unterhandlungen bewog. 1784 wurde der Friede zu Mangalore abgeschlossen, in welchem Tippo alle seine Besitzungen zurück erhielt. Er regierte während der nun folgenden Friedensjahre mit Umsicht und Weisheit; sein Land war in blühendem Zustande und sein Hof einer der glänzendsten in Indien. Aber sein glühender Haß gegen England ließ ihn nicht ruhen; nachdem eine Gesandtschaft nach Versailles 1787, welche den König zu einer Allianz gegen England bewegen sollte, der inneren Verhältnisse Frankreichs wegen erfolglos geblieben war, griff er 1789 den Rajah von Travankore, einen Verbündeten Englands, unter einem nichtigen Vorwande an. Die Engländer schlossen nun eine Verbindung mit dem Nizam und den Maratten, und fielen 1790 unter dem Kommando des Grafen Cornwallis in Mysore ein. Tippo hatte aber die Gränzländer dergestalt verheert, daß die englische Armee für ihr Fortkommen und ihren Unterhalt mit der größten Beschwerde kämpfen mußte, und in diesem, wie auch im folgenden Jahre nichts Erhebliches ausrichten konnte. Glücklicher waren die Alliirten 1792. Die Armeen von Madras und Bombay vereinigten sich vor Seringapatam, erstürmten das befestigte Lager, in welchem Tippo mit dem Reste seines geschwächten Heeres stand, und belagerten die Hauptstadt mit einer Armee von 83,000 Mann. Tippo, auf's Aeußerste gebracht, unterzeichnete mit Lord Cornwallis den Frieden, 24. Februar 1792, worin er den Alliirten gegen 2000 Quadratmeilen abtreten, 33 Millionen Rupien bezahlen, und seine beiden ältesten Prinzen als Geißeln bis zur Erfüllung dieser Bedingungen überliefern mußte. Der Sultan sah sich jetzt dergestalt geschwächt, daß er sein Projekt, die Engländer aus Indien zu vertreiben, ohne bedeutende fremde Hilfe nicht mehr auszuführen hoffen konnte; er trat daher in Verbindung mit Zeman Schah, dem mächtigen König von Kandahar, ohne diesen jedoch zu einer Theilnahme an seinen Planen bewegen zu können. Unterdessen hatten sich viele französische Abenteurer bei ihm eingefunden, die ihn durch Vorspiegelungen zu neuen Feindseligkeiten gegen England reizten. Als endlich im Frühjahre 1797 ein französischer Kaper-Kapitän, Rigaud, durch Zufall in Tippo's Staaten landete, und sich für einen Abgesandten der Republik ausgab, sendete der Sultan eine Gesandtschaft nach Isle de France, um von dem dortigen Gouverneur, General Malartic,

Hilfstruppen zu verlangen. Dieser ließ einen Aufruf an die Bewohner der Insel ergehen, in des Sultans Dienste zu treten, und verrieth so die Plane Tippo's der englischen Regierung. Die bald darauf (1793) erfolgte Landung der Franzosen in Aegypten und die Absendung von Tippo's General Dubuc nach Frankreich vermehrten die Besorgnisse des Generalgouverneurs von Indien, Lord Mornington, welcher, indem er alle Vorsichtsmaßregeln traf, zugleich ersuchte, Tippo auf dem Wege der Unterhandlungen von seiner feindseligen Stellung abzubringen; allein dieser, vom alten Hasse und Rachsucht verblendet, gab ähnlichen Vorstellungen kein Gehör, und so kam es zum Kriege. Im Februar 1799 setzte sich der Oberbefehlshaber der brittischen Streitkräfte, General Harris, mit der Armee von Madras und den Hilfstruppen des Nizam gegen Seringapatam in Marsch, während General Stuart mit der Armee von Bombay Tippo's Gränzen überschritt. Tippo wurde von Harris bei Sedaseer den 27. März 1799 geschlagen und zog sich nach Seringapatam zurück. General Harris kam am 27. April vor der Hauptstadt an. Den 30. April wurden einige äußere befestigte Posten erobert; ein Ausfall, den Tippo am 26. gegen die Bombay-Armee machte, wurde zurückgeschlagen und den 30. die Breschbatterien gegen die Festung eröffnet. Am 30. Mai wurde die Bresche für gangbar erachtet. Um den Sultan desto sicherer zu überfallen, ließ Harris den 4. erst Nachmittags zur Zeit der größten Hitze das Signal zum Sturme geben. Die Truppen gingen unter dem mörderischen Feuer der Festung durch das felsige Strombette des Kaveri, und erstiegen zwei Wälle. Tippo fiel, heldenmüthig kämpfend, im Handgemenge, nebst seinen vornehmsten Offizieren. Die Stadt ward erobert. Sein Reich wurde zerstückelt. Ueber Tippo's Charakter weichen die englischen und französischen Berichte natürlich sehr von einander ab; doch läßt sich nicht verkennen, daß er, bei vielen großen Feldherrn- und Regenteneigenschaften, durch sein heftiges, leidenschaftliches Temperament sich oft zu Grausamkeiten hinreißen ließ, indem er mit fanatischem Eifer die mahomedanische Religion in seinen Staaten einzuführen suchte, und daß sein unversöhnlicher, rücksichtsloser Haß gegen England seinen Untergang selbst herbeigeführt hat.

tigkeitsliebe und seine Talente als Feldherr und Staatsmann ein so trauriges Ende nicht verdient, und seine oft bewiesene Härte ist sehr zu entschuldigen, wenn man bedenkt, daß er es mit Menschen zu thun hatte, die nur durch Furcht und nicht durch Liebe zu bezwingen waren.



Karl XII.

König von Schweden.

Geboren 1682. Gestorben 1718.

Der Löwe des Nordens, Karl XII., geboren den 17. Juni 1682, war bei dem Tode seines Vaters, des Königs Karl XI., erst fünfzehn Jahre alt, und es sollte nach dem Willen desselben seine Großmutter und ein besonders dazu ernannter Staatsrath bis zur Volljährigkeit die Vormundschaft führen. Allein dem jungen, feurigen Könige dünkten drei Jahre ohne Herrschaft unerträglich und ein Zeitverlust zu seyn; die Ritterschaft war ihm überdies günstig gestimmt, und so ergriff er noch im Dezember des Jahres 1697 die Zügel der Regierung selbst, obwohl nicht ohne Furchtäußerungen der Nation, welche sich von seinem übermüthigen Charakter und seiner höchst oberflächlichen Bildung nur wenig Erfreuliches versprach. Noch ahnte Niemand, was in ihm schlummerte. Die Verhältnisse Schwedens zu seinen Nachbarn waren damals formell wenigstens friedlich, allein eifersüchtig schauten besonders Dänemark und Polen auf die Suprematie des unter Karl XI. zusehends erstarkten Reiches, und der Czar Peter I. von Rußland, voller Entwürfe zur Vergrößerung seines Gebietes, war vor Allem nach einem Hafen in der Ostsee begierig. Die Jugend Karls ließ glücklichen Erfolg hoffen, und so kam schnell der Bund zwischen Dänemark, Polen und Rußland zu Stande. Fast zu gleicher Zeit fielen sie Schweden mit Heeresmacht an (im Jahre 1700); die Dänen brachen im März in Schleswig ein und belagerten Tönningen. Allein Karl, im Herzen froh, Krieg zu haben und dürstend nach Heldenruhm, eilte alsbald mit der Flotte herbei, landete auf Seeland und zwang die Dänen im Frieden zu

Travendahl die Waffen niederzulegen. Bei der Landung hatte der junge Schwedenkönig zum ersten Male das Pfeifen der Kugeln gehört und dieses sollte, wie er damals ausrief, fortan seine liebste Musik seyn. Unterdessen war König August von Polen in Liefland eingebrochen und belagerte Riga, in Ingermannland aber wurde Narva hart vom Czar Peter bedrängt. Zuerst auf Letzteren stürzte sich Karl, warf mit 8000 Mann die zehnfach überlegene Macht desselben aus dem befestigten Lager und wendete sich dann erst gegen seinen gehaßtesten Feind, den König von Polen. Ueber die Düna vorgerückt, traf er denselben, schlug ihn (im Juli 1710), überschwemmte Liefland, besetzte im folgenden Jahre Kurland und Lithauen und rückte endlich, unterstützt von einer dem Könige August feindlich gesinnten Partei, in Polen selbst ein. Alle von Letzterem angeknüpften Unterhandlungen waren fruchtlos und Karl erklärte in Warschau den Abgeordneten des polnischen Senats, daß er nur dann der Republik den Frieden geben würde, wenn ein neuer König denselben von ihm verlangte. August, durch die Bemühungen seines Gegners, des Erzbischofs von Gnesen, Radziejowsky, von dem größten Theile der Polen verlassen, wagte mit seinen Sachsen die Schlacht (den 9. Juli 1702), wurde aber geschlagen und büßte bald darauf auch Krakau ein. Ein neuer im Jahre 1703 zusammenberufener Reichstag endlich erklärte ihn des Thrones verlustig und wählte an seine Stelle Stanislaus Lesczinsky (1704). Karls wiederholte Siege über die Sachsen, die Eroberung Thorns, Danzigs, Elbings und Lembergs befestigten die neue Ordnung der Dinge. Wiederholte Versuche der Besiegten, so unter anderen bei Warschau, scheiterten und selbst die aus der Vereinigung mit den unterdeß in Polen eingerückten Russen neu geschöpften Hoffnungen wurden durch die Schlacht bei Fraustadt (den 13. Februar 1706) vernichtet. August war schon früher nach Sachsen zurückgekehrt, nur matt noch den Krieg fortsetzend. Allein Karl wollte seine völlige Demüthigung und rückte ihm in das von allen Mitteln zum Widerstande entblößte Sachsen nach. Trotz der Protestationen des Kaisers und des Reichs schlug er zu Güntersdorf unweit Lützen sein Hauptquartier auf und herrschte von hier aus unumschränkt über das unglückliche Land. Der bedrängte König August gab jetzt nach, entsagte im Frieden von Altranstädt (den 24. September 1706) der polnischen Krone und dem Bündnisse mit Rußland und versprach die Auslieferung des Liefländers Patkul. So hatte Karl seinen Zweck vollkommen erreicht, und er hätte sich nun mit den errungenen Lorbeern begnügen mögen; denn

gewiß würde Peter I. jetzt den billigen Friedensvorschlägen eines siegreichen Feindes Gehör gegeben haben. Allein an Krieg gewöhnt, überdies den Czar geringschätzend, gedachte Karl seinem Ruhme die Krone aufzusetzen und wollte auch diesen gleich dem polnischen August vom Throne stoßen. Der Kampf in Polen indeß hatte alle Kräfte Karls in Anspruch genommen und es waren daher die Gränzprovinzen Schwedens selbst von Peter, der sich schnell von seinem Verluste bei Narva erholt hatte, ohne große Mühe in Besitz genommen worden. Während Karl noch in Sachsen weilte, wurden Ingermannland, Liefland und Kurland hart von dem Czar mitgenommen und nirgends konnte seinen Waffen mit Erfolg Widerstand geleistet werden. Dennoch war Karl vermessen genug, diesen Feind, dessen Schöpfergeist er aber mißkannte, in seinen eigenen Staaten anzugreifen, statt ihm zuvörderst das Eroberte wieder zu entreißen. Mit 45,000 Mann zog er aus Sachsen durch Polen und Lithauen über die Berezina, erfocht einen Sieg bei Hollowtschina (den 7. September 1708) und drang in Rußland ein; gab aber, statt ungesäumt auf Moskau loszugehen, den Vorspiegelungen des Kosaken-Hetmanns Mazeppa Gehör und zog in die Ukraine, um dort die versprochene Verstärkung und Kriegsbedarf an sich zu ziehen. Dies entschied sein Unglück. Denn er wurde in der Ukraine nicht nur in seinen Erwartungen getäuscht, sondern erfuhr auch noch den empfindlichen Verlust durch Wegnahme eines unentbehrlichen Transports an Kriegs- und Mundvorrath, welchen Löwenhaupt aus Liefland herbeiführte. Der Rückzug nach Polen hätte jetzt vielleicht noch Rettung, wenigstens augenblickliche, geben mögen; allein sein Starrsinn zog es vor, in der Ukraine zu überwintern (1709), und hier durch Feinde, Hunger und Kälte einen ansehnlichen Theil seines Heeres einzubüßen. Nichtsdestoweniger ergriff er mit anbrechendem Frühlinge die Offensive und rückte auf Pultawa los, um sich der dort von den Russen aufgehäuften Vorräthe zu bemächtigen. Der Czar bot jetzt den Frieden an; allein Karl, sich im Geiste schon in Moskau sehend, verwarf ihn. Pultawa indeß widerstand hartnäckig vom März bis zum Juni (1709), bis endlich der Czar mit einem starken Heere zum Entsatze herbeieilte. Die entscheidende Schlacht geschah den 27. Juni. Karl, stark am Fuße verwundet, ließ sich in das Gefecht tragen, und leitete es persönlich; allein sein Glücksstern hatte ihn verlassen. Der Sieg der Russen war entscheidend; 10,000 Schweden blieben im blutigen Gefechte und Karl selbst rettete sich mit genauer Noth über den Dnieper auf türkisches Gebiet. Seine Macht war gebrochen, aber nicht sein Muth.


XI
KARL XII
1718
1792
STERNE
Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst Anstalt in Nürnberg



Von Bender aus, wo er von der türkischen Regierung ehrenvoll und gastfreundlich aufgenommen worden war, knüpfte er Unterhandlungen mit Constantinopel an, um von dieser Seite seinen Feind zu verderben. Wirklich erklärte die Pforte den Krieg an Rußland (November 1710), allein schon im Juli des folgenden Jahres war durch Katharina's Vermittelung der Friede wieder hergestellt. Erneuerte Versuche bewirkten zwar wiederholte Kriegserklärungen der Pforte, jedoch ohne weiteren Erfolg. Karl lebte unterdeß in der Nähe von Bender, entblößt von Allem, nur von türkischer Gnade, mit Lesen und Unterhandlungen beschäftigt, nicht achtend die wiederholten Aufforderungen seines Volkes zur Rückkehr, und trotzend den Aufforderungen der Pforte, ihr Gebiet zu verlassen. Die Noth Schwedens stieg um diese Zeit auf das Höchste; denn von Neuem hatten Polen und Dänemark, selbst Preußen die Waffen ergriffen und beängstigten sowohl die deutschen Provinzen, als das eigentliche Schweden. In Liefland hatte Peter festen Fuß gefaßt. Karl war wenig darum bekümmert, und wollte die Pforte durch Trotz zur Hilfe zwingen; bis diese endlich den Hartnäckigen nach wiederholten Aufforderungen, das Land zu räumen, mit Truppen in seiner verschanzten Wohnung angreifen ließ und nach heftiger, an das Abenteuerliche gränzenden Vertheidigung gefangen nach Demirtasch bei Adrianopel bringen ließ. Hier sah er zuletzt die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen ein und trat verkleidet und zu Pferde mit wenigen Begleitern die Rückreise an. Glücklich gelangte er durch Ungarn und Deutschland und erschien am 11. November 1714 um Mitternacht, nach fünfjähriger Abwesenheit, plötzlich zu Stralsund. Mit wenigen Ausnahmen war dies der einzige Punkt von Bedeutung, den Schweden in Deutschland noch inne hatte; ihm auch diesen zu entreißen, erschien bald nach des Königs Ankunft ein vereinigtes preußisches und sächsisches Heer vor der Stadt; die Vertheidigung war hartnäckig, doch fiel sie am 21. Dezember 1715 in der Belagerer Gewalt. Karl rettete sich nach Schoonen und mußte es geschehen lassen, daß im April 1716 auch Wismar an den Feind überging. Seine Lage war jetzt verzweifelt; von allen Seiten stürmten seine Gegner auf das von Truppen, Geld und allen andern Hilfsmitteln entblößte Land und machten Miene, den schon eroberten Provinzen neue hinzuzufügen. In solcher Noth schien ein schimpflicher Friede unvermeidlich; allein Karl verzagte nicht; auch schien ihm ein neuer Hoffnungsstern aufzugehen aus dem unter den Feinden sichtbaren Zerwürfnisse, herbeigeführt durch die Besetzung Mecklenburgs durch Ruß-

land, worin dessen Alliirten die Absicht, sich in Deutschland festzusetzen, wohl mit Recht vermutheten. Baron Görz, der staatskluge Minister Karls, ergriff diese Gelegenheit, Schweden zu retten. Seine Verhandlungen, nachdem sie anfangs gescheitert waren, waren nach Wiederaufnahme derselben auf der Insel Aland bereits zum Abschlusse gediehen, als Karl, der einen Einfall in Norwegen gethan hatte, am 11. Dezember 1718 bei der Belagerung von Friedrichshall durch eine Kugel in den rechten Schlaf getroffen und getödtet wurde. Man hat behauptet, daß er durch kein feindliches, sondern durch das Geschoß eines Verräthers den Tod gefunden habe. Doch fehlen alle Beweise dafür; vielmehr erscheint bei der fast tollkühnen Weise, wie Karl alle Gefahren aufsuchte, ein gewaltsames Ende, auch ohne Annahme eines Meuchelmordes, sehr natürlich.

Karl war groß in seinen Talenten und seinem Muthe, aber nicht groß in seinem Willen und seinen Bestrebungen. Persönlicher Muth erhebt noch nicht zu einem königlichen Helden, und Eigensinn ist wesentlich unterschieden von ächter Kraft des Charakters. Karl hat sehr Viel zerstört, aber Nichts erbaut. Die Theilnahme, welche jeder Unbefangene anfangs für den ungerecht Angegriffenen empfindet, verliert sich bereits nach wenigen Jahren, und anstatt — was in seiner Hand lag — Schwedens Ruhm und Macht auf die größte Höhe zu heben, hat er dessen Lebenskräfte vergeudet und Verluste herbeigeführt, die kaum wieder zu ersetzen waren.

Gustav III.,

König von Schweden.

Geboren 1746. Ermordet 1792.

Dieser, durch die seltsamste Mischung von Glück und Unglück bis zu seinem Ende, und selbst durch die Art seines Todes ausgezeichnete Fürst war der älteste Sohn Adolf Friedrichs, Herzogs von Holstein-Gottorp und nachmaligen Königs von Schweden, und kam am 24. Januar 1746 zur Welt. Schneller und tiefer Verstand, reiche Kenntniß der Politik und

Geschichte, eine hinreißende Beredtsamkeit, herzgewinnende Freundlichkeit, verbunden mit dem Selbstgefühle einer großen Seele, das war der Zusammenfluß angeborner und erworbener Vorzüge des jungen Prinzen, welche ihn in den Stand setzten, jede Rolle, in die er sich werfen wollte, meisterhaft zu spielen. — Viele Sorge verursachte ihm aber die Lage seines Vaters. Wie schmerzlich mußte es dieser Königssohn empfinden, nur Sorgen, Lasten und Kränkungen der Majestät zu gewahren, hervorgebracht dadurch, daß Adolf Friedrich noch vor seiner Krönung durch eine Versicherungsakte auf die Souveränetät verzichtet hatte. Nun hatte sich schon unter der Regierung Friedrichs I. der Reichstag in zwei Parteien, in die der Mützen, an deren Spitze Graf Arwid von Horn, und in die der Hüte, deren Haupt Graf Karl Gyllenborg war, getheilt. Ursprünglich waren die Mützen dem Hofe geneigt, später nahmen die Hüte die Hofpartei. Beide Parteien haßten und verfolgten sich bitter und unaufhörlich. Adolf Friedrich war ein bloßer Schattenkönig. Gustav aber suchte diesem Treiben ein Ende zu machen. Er hatte nämlich (1768) eine Reise durch Schweden gemacht, um des Volkes Bedürfnisse, Klagen und Wünsche kennen zu lernen, und Nichts war hier seiner Aufmerksamkeit entgangen. Nach seiner Zurückkunft vermochte er dann Adolf Friedrich, daß dieser beim Reichsrathe auf einen außerordentlichen Reichstag drang, und da dies nicht geschehen sollte, die Regierung zum Erstaunen von ganz Europa niederlegte. Gustav selbst ging in die Reichsrathskanzlei, forderte das königliche Siegel (15. Dezember 1768) und brachte es durch sein standhaftes Benehmen dahin, daß man in des Königs Forderung willigte, worauf dieser die Regierung wieder übernahm (19. Dezember). Eine gänzliche Aenderung der Dinge war aber nur von einer Revolution und Umstoßung der Staatsverfassung zu erwarten, wozu Gustav, voll Jugendfeuer, Popularität und Muth, dabei als Redner bekannt, vor Allen der Mann zu sein schien. Dieser Reichstag hatte indeß seine Einwilligung zu einer Reise der schwedischen Prinzen durch Europa gegeben, von welcher ihn die Nachricht von seines Vaters plötzlichem Tode (12. Februar 1771) zurückrief. Unter Frohlocken des Volkes kam Gustav (30. Mai) in Stockholm an. Die große Masse der Nation auf seiner Seite, suchte er nun auch die Häupter der Parteien für sich einzunehmen. Von diesen waren aber die Mützen der Meinung, daß zum Wohle der Nationalfreiheit nicht nur die gesetzgebende, sondern auch die vollziehende Macht ganz von dem Willen der Stände abhängig gemacht werde, was auf dem bevorstehenden Reichstage geschehen solle. Von den

Hüten war der größte Theil derselben Meinung; ein anderer hingegen, der Reichsrath von Sinklair an ihrer Spitze, rieth die Vermehrung der königlichen Macht als das beste Mittel, einen jungen König, der sich an Geist und Muth fühle, in den Schranken seiner natürlichen Billigkeit zu erhalten. Auf alle Parteien hatten die fremden Mächte Einfluß durch Bestechungen. Aber Gustav ging seinen eigenen Weg. — Ohne Mühe durchschaute er das Geheimniß seiner Gegner, deren Hoffnung auf das Bestehen der bisherigen Staatsverfassung und auf ein Bündniß mit Rußland und England gegründet war. Aber mit seltener Klugheit und Umsicht wußte Gustav die Umtriebe aller Parteien zu seinem Vortheile zu wenden. Lediglich durch seine zweckdienlichen Einleitungen beseitigte er in kürzester Zeit eine über ein Jahrhundert fest bestandene Verfassung, und ließ am 21. August 1772 die neue Verfassung vorlesen, welche auch von den Ständen sogleich angenommen ward. — Gustav hatte sich darin die Souveränetät nicht angemaßt, sondern theilte nach der Verfassung von 1680 die höchste Gewalt mit den vier Ständen, dem Adel, der Geistlichkeit, dem Bürger- und Bauernstande, denen er die gesetzgebende Gewalt und das Zustimmungsrecht zu einem Angriffskriege zugestand. Schweden gewann unter ihm von Neuem an Wohlstand und Kraft, und obgleich der hohe Adel ihm abgeneigt war, so blieb ihm doch der Bürger- und Bauernstand ergeben. Der schwedische Handel bekam neues Leben und der Gewerbsfleiß stieg mit dem hergestellten Umlaufe des baaren Geldes. Er schaffte auch (27. August 1772) die Folter ab, verbot das Brennen und Verkaufen des Branntweins, ließ in Stockholm ein Arbeitshaus für Freiwillige eröffnen (5. März 1773), Müßiggänger und Bettler wurden in ein Spinnhaus gebracht, und dergleichen Anstalten wurden auch in anderen Städten eingeführt. Vorzüglich richtete er sein Augenmerk auf die Hilflosigkeit des Bauernstandes und das Medizinalwesen, Waisenhäuser und Spitäler. Die größte Sorgfalt wendete er aber auf das Emporkommen der Bergwerke, womit wegen der Ausfuhr der Kanal- und Schleusenbau in Verbindung stand. Er ordnete das Finanzwesen, errichtete eine Diskontokompagnie und gab den Handel in Marstrand frei. Der ganzen hohen Wichtigkeit des Gegenstandes gemäß sorgte er für den Ackerbau; dazu hob er die überflüssigen Feiertage, die in Schweden den verdienten Namen Faulheitsfeste trugen, auf (9. November 1772), wodurch 22 Tage im Jahre für die Industrie gewonnen wurden. Sein vorzügliches Augenmerk wandte er auf die Vollziehung der Gesetze, und während ein Jeder sein Recht finden mußte, war er mild und

schonend im Punkte der beleidigten Majestät. Große Anstrengungen forderten die Verhältnisse Schwedens nach Außen. Gustav wollte sich einen Nachruhm erwerben; ihm schwebten die Großthaten seiner Ahnherren, Karls XII. und Gustav Adolfs, vor. Deshalb brachte er hinsichtlich der Marine und Landmacht Schweden sehr bald in eine Achtung gebietende Stellung und erhielt von Frankreich (1784) für ansehnliche Rückstände von Hilfsgeldern die kleine Insel Barthelemy in den Antillen abgetreten, auf welcher er einen Freihafen errichten ließ. Je mehr sich aber der König seines wohlthätigen Einflusses auf die höhere Blüte des schwedischen Reichs bewußt war, desto mehr schmerzte ihn die Abneigung des Adels und die immer sichtbarer werdende Opposition desselben gegen seine Absichten; doch je stärker sich diese auf dem Reichstage von 1786 zeigte, desto weniger nahm Gustav in dieser Zeit bei seinen politischen Planen auf die Stände Rücksicht, und herrschte beinahe mit unumschränkter Gewalt. Jetzt glaubte er, daß der Zeitpunkt gekommen sei, sich mit Rußland messen zu können und Liefland und das russische Finnland wieder zu erobern. — Der Krieg begann im Juni 1788, aber die Seeschlacht bei Hochland (17. Juli 1788) entschied nichts, und als Gustav die Festung Friedrichshamm anzugreifen im Begriffe stand, legten mehre finnische Regimenter die Waffen nieder, weil der König ohne Zuziehung der Stände keinen Krieg anfangen könne. Bald rüstete sich Dänemark, das mit Rußland verbündet war, gegen Schweden, und während Gustav bei den Darlekarliern und in Wärmeland Hilfe suchte und fand, drangen die Dänen bis Gothenburg vor. Aber die Vermittelung Englands und Preußens und die drohende Stellung dieser Mächte gegen Dänemark befreite Gustav bald von diesem Feinde. Im Februar 1789 eröffnete er dann einen Reichstag zu Stockholm, der ihm bei dem Uebergewichte der drei Stände, der Geistlichkeit, der Bürger und der Bauern, über die Stimme des Adels, völlige Souveränetät und das Recht ohne Einwilligung der Stände einen Krieg anzufangen, dagegen dem Bürgerstande Zutritt zu den meisten Stellen des Landes und Gleichheit mit den Adelichen in Ansehung der Besitzungen verschaffte. Der Adel fand sich bitter gekränkt und zog sich größtentheils auf seine Güter zurück. Gustav setzte nun den Krieg gegen Rußland mit Nachdruck fort, der zunächst ein Seekrieg war. Zwar siegten die Russen unter dem Prinzen von Nassau im Schwenkasunde (24. August 1789), die schwedische große Flotte mußte sich (14. Mai 1790) nach ihrem Angriffe auf die russische unweit Reval zurückziehen; allein Gustav selbst siegte (15. Mai 1790) mit seiner Scheeren-

flotte über die russische bei Friedrichshamm. Eben so vergütete er den Verlust, welchen der von der überlegenen russischen Flotte im Wyburger Sunde eingeschlossene Herzog von Südermannland (2. Juli 1790) bei seinem Durchschlagen durch die feindliche Flotte erlitt, in der mörderischen Schlacht vom 9. und 10. Juli 1790, die er gegen den Prinzen von Nassau gewann. Weil ihn aber England und Preußen gegen Rußland nicht unterstützten, und Katharina's Staatskunst bei der Fortdauer des Türkenkrieges und bei ihrer damaligen Stellung gegen Polen die Aussöhnung mit Schweden wünschte, so schloß Gustav, dessen persönlicher Ehrgeiz, als Feldherr in Europa zu gelten, befriediget worden war, mit Katharina den Frieden zu Werelä (14. August 1790) auf die vorigen Verhältnisse, und bald (19. Oktober) ward sogar von ihm ein Vertheidigungsbündniß mit Rußland unterzeichnet. Gustav behauptete auch seinen Einfluß auf dem Reichstage zu Gefle (einer Provinzialstadt am bothnischen Meerbusen), den er im Januar und Februar 1792 hielt; allein am 16. März 1792 traf ihn in Folge einer Verschwörung des Adels auf einem Maskenballe zu Stockholm der Pistolenschuß des Mörders Ankarström. Er starb am 29. März. Durch Gustavs Tod ward zugleich sein beabsichtigter Antheil an dem Kampfe der europäischen Mächte gegen das in Frankreich mit der Revolution begonnene neue politische System vereitelt.

Auch als Schriftsteller und Dichter that sich jener hochgebildete Monarch hervor; seine politischen, literarischen und dramatischen Werke erschienen in einer eigenen Sammlung. Seine sämmtlichen Papiere mußten auf seinen Befehl, in Kisten verschlossen, auf der Universitätsbibliothek zu Upsala aufbewahrt, und sollten erst fünfzig Jahre nach seinem Tode eröffnet werden. Letzteres geschah wirklich genau nach fünfzig Jahren, nämlich am 21. März 1842. Diese Papiere, von Schwedens berühmtem Historiographen Gejer herausgegeben, enthalten Vieles, was für die schwedische Geschichte und besonders für die Kenntniß von Gustavs Charakter von nicht geringer Bedeutung ist.

Edward Young.

Geboren 1681. Gestorben 1765.

Dieser klagende, anziehende, aber auch etwas monotone Dichter, der auch für Deutschland der Schöpfer einer, der Thatkraft entfremdeten, in empfindsames Hinbrüten sich versenkenden Periode ward, kam zu Upham bei Winchester zur Welt, erhielt von seinem Vater, einem gebildeten Geistlichen, eine vorzügliche Erziehung und widmete sich auf der Schule zu Winchester der Jurisprudenz, aber ohne besondern Erfolg; denn nur die Poesie nahm seinen Eifer in Anspruch, ohne daß er jedoch seinem poetischen Talente eine bestimmte Richtung hätte geben können. Da er mit Gelegenheitsgedichten wenig Aufmerksamkeit auf sich zog, so wählte er das jüngste Gericht zum Gegenstande eines Gedichtes, erntete aber damit eben so wenig Beifall, als mit dem didaktischen Versuche: „Die Stärke der Religion oder der Sieg über die Liebe." Er fing nun an, für das Theater zu arbeiten, aber auch hier genügte ihm die erhaltene Ermunterung nicht, und er sprang zur Satyre über. Seine „Satyren über die Ruhmsucht," welche dem Zeitgeschmacke entsprachen, erwarben ihm Ehre und Geld. Young verließ 1727 die juristische Laufbahn und trat in den geistlichen Stand. Georg II., dessen Thronbesteigung Young in einer schmeichelhaften Ode besang, ernannte ihn zu seinem Hofkapellan. Aus des Dichters Feder flossen fortwährend moralische, politische und poetische Schriften in Fülle, aber erst im weit vorgerückten Alter gelang es ihm, sich einen dauernden Ruhm zu gründen. Der tiefe Schmerz, welchen er über den Tod einer geliebten Gattin empfand, veranlaßte die so berühmt gewordenen „Nachtgedanken," die eine unübersehbare Menge schlechter Nachahmungen auf dem Kontinente hervorriefen. Youngs Geist blieb bis in sein hohes Alter thätig; die „Resignation" ist sein letztes Gedicht. Er starb 1765 zu Wellwyn. Seine „Nachtgedanken" sind jedenfalls ein außerordentliches Geisteswerk, so groß auch ihre Fehler sein mögen. Sie drehen sich um die immer-

währenden Betrachtungen des Todes, der Eitelkeit der irdischen Dinge, des Lasters, der Bestimmung des Menschen und der Unsterblichkeit der Seele. Das Ganze wird dadurch zwar eintönig, aber die Gedanken schlagen wie Blitze immer anders aus diesen schwarzen melancholischen Nächten hervor und der durch sie hervorgebrachte Eindruck ist groß und erhebend, aber auch oft wie eine Bußpredigt niederdrückend und somit völlig unpoetisch. Ferner ist das stete Haschen nach Frappantem und Außerordentlichem, nach zugespitzten Sentenzen und epigrammatischen Wendungen zu tadeln. Dieselben Fehler haften an seinen sonst treffenden und scharfen „Satyren auf die Ruhmsucht." Youngs Trauerspiele („Busiris," „die Rache" und „die Brüder") leiden an falschem Pathos und Ueberspannung; die Situationen sind meist gut gewählt, aber die Charaktere stets gemein. Seine lyrischen Gedichte zeichnen sich oft durch Wärme des Gefühls, Kühnheit der Phantasie, männliche Gedanken und Würde des Styls aus, lassen aber fast durchgehends den berechnenden Verstand zu sehr durchblicken.

Lorenz Sterne.

Geboren 1713. Gestorben 1768.

In Lorenz Sterne stellt sich jenes wohlthätig erschütternde, geheimnißvolle Etwas, das wir Humor nennen, und das nach ihm so oft den widerlichsten Kapriolen erkünstelter Lach- und Weinkrämpfe ebenfalls den Namen leihen mußte, in der liebenswürdigsten Natürlichkeit heraus. Er wurde den 24. November 1713 zu Clanwell in Irland geboren. Nachdem er zu Halifax einigen Schulunterricht empfangen, durch welchen aber seine Talente wenig entwickelt wurden, ging er 1732 nach Cambridge, um Theologie zu studiren. Hier zeichnete er sich mehr durch seine Fröhlichkeit, als durch seinen Fleiß, mehr durch eigenthümlichen Gang seiner Ideen, als durch seine Kenntnisse aus, und die Akademie ertheilte ihm deshalb das

Zeugniß, daß er zwar ein harmloses, aber höchst seltsames Subjekt sey. Indessen erhielt er doch durch die Vermittelung seines Oheims die Pfarre zu Sutton, und späterhin noch die Pfarre zu Stillington und eine Präbende an der Kathedrale zu York. 1741 verheiratete er sich und stand seinen beiden Pfarren zwanzig Jahre hindurch vor. Sutton war sein Wohnort und er belustigte sich, wie er sagt, hier die Zeit über mit Lesen, Zeichnen, Malen und Schießen. 1759 erschienen die beiden ersten Bände von seinem „Leben und Meinungen des Tristam Shandy," ein Roman von höchst eigenthümlichem Charakter, der mit außerordentlichem Beifalle aufgenommen wurde. Den beiden ersten Theilen folgten von 1761 bis 1766 noch sieben andere. Ein bejahrter Landedelmann, der sich einbildet, ein Philosoph zu sein, und seine seltsamen, wunderlichen Grundsätze durch die Erziehung eines einzigen Sohnes, welche er bereits vor dessen Geburt beginnt, offenbart, spielt in diesem Buche die Hauptrolle. Das Lächerliche der Schulphilosophie und Gelehrsamkeit, die Menge komischer, mit rührenden Zügen untermischter Schilderungen von Auftritten und Charakteren aus dem häuslichen Leben, die feinen Bemerkungen über das menschliche Herz, und die launigen Ansichten und Meinungen, welche mit auffallender Uebertreibung hier ausgesprochen sind, bilden ein so buntes Ganzes, wie vielleicht keine Sprache ein ähnliches aufzuweisen hat. Tristam Shandy's Leben und Meinungen sind fast in alle gebildeten Sprachen übersetzt. 1769 gab Sterne seine „empfindsame Reise durch Frankreich und Italien" heraus. Sie ist das Resultat einer Reise, die Sterne 1761, durch seine Gesundheitsumstände, seine Unbeständigkeit und seine Neigung zum Umgange mit Menschen veranlaßt, nach jenen Ländern unternahm. Er gab jedoch die Beschreibung unter dem Namen »Yorik" heraus, welches der von Shakespeare in seiner Tragödie Hamlet angeführte Narr des Königs von Dänemark war. Daß er aber auch seinen Predigten eben diesen Namen vorsetzte, ist wohl ein Beweis, daß er entweder ihnen, oder dem geistlichen Stande keine große Achtung schuldig zu sein glaubte. Yorik's Reisen sind übrigens ein Werk voll der feinsten Kenntniß des menschlichen Herzens, der lieblichsten, schalkhaftesten Laune und zarter Empfindungen. Seine eben erwähnten Predigten unter dem Namen Yorik erschienen schon 1760 und im Jahre 1766 ließ er ihnen noch zwei Bände folgen, denen er aber seinen eigenen Namen vorsetzte. Es sind lehrreiche, moralische Aufsätze, die durch unmethodische, aber geistvolle und launige Schreibart an die übrigen Werke des Verfassers erinnern. Sterne belustigte nicht blos durch seine witzigen

Einfälle, sondern auch durch seine auffallende Gestalt, und durch seine noch sonderbarere Art sich zu kleiden. Viele Männer von Geist, sowohl in England als Frankreich, schätzten und liebten ihn. Ungeachtet der großen Einkünfte von seinen Pfründen und dem großen Ertrage seiner Schriften (die letzte Ausgabe allein brachte ihm 24,000 Pfund Sterling ein) fanden doch seine Gattin und Tochter, als er im März 1768 starb, in seinem Nachlasse nur Schulden; doch wurden sie durch Geschenke, welche sie von Sterne's Freunden erhielten, vor Dürftigkeit gesichert. Seine Tochter, die an einen französischen Edelmann verheiratet war, gab 1775 eine Sammlung von ihres Vaters Briefen in drei Duodezbänden heraus, denen Denkwürdigkeiten über sein Leben und seine Familie vorgesetzt sind. Diese Briefe sind in dem vertraulichen und eigenthümlichen Style des Verfassers geschrieben. In eben dem Jahre erschienen auch die Lettres from Yorik and Eliza, welche für einen Briefwechsel zwischen Sterne und Mistreß Draper, einer westindischen Dame, gehalten werden. Sie sind in dem Tone der glühendsten Freundschaft geschrieben. Traurig ist es, bemerken zu müssen, daß Sterne's häuslicher und Privatcharakter auf keine Weise den Gesinnungen der Zärtlichkeit, Gutmüthigkeit und Großmuth entsprach, welche so häufig in seinen Werken sich finden.

Fürst Pückler-Muskau.

Geboren 1785.

Hermann Heinrich Fürst von Pückler-Muskau, geboren den 30. Oktober 1785 zu Muskau in der Lausitz, studirte anfangs in Leipzig die Rechte (1800 — 1803), trat dann in Dresden bei den Gardes du Corps ein, bereis'te als verabschiedeter Rittmeister Oesterreich, Frankreich und Italien, nahm 1813 wieder Kriegsdienst bei den Russen, und nach dem Kriege, in dem er sich besonders in den Niederlanden durch seine Bravour auszeichnete und bis zum Obristlieutenant avancirte, wieder seine Entlassung (1814), besuchte dann England, fand seit seiner Rückkehr (1816) in die ihm früher

schon durch den Tod seines Vaters zugefallene und von ihm mit großartigen Parkanlagen verschönte Standesherrschaft Muskau nie Ruhe, ging deshalb wieder hinaus in die Welt, nach England und Frankreich (1828), über Frankreich nach Algier und anderen Theilen Afrikas (1835), noch einmal nach Afrika, nach Aegypten zu Mehemed Ali (1837), und über Kleinasien, Konstantinopel und Ungarn nach Deutschland zurück (1840). Im Jahre 1845 verkaufte er seine Herrschaft Muskau und hielt sich seitdem abwechselnd an mehren Orten auf. 1817 hatte er sich mit der Tochter des preußischen Staatskanzlers Fürsten Hardenberg, Luzie Anna, bisherigen Reichsgräfin von Pappenheim, vermält, welche Ehe aber neun Jahre später getrennt wurde. Im Jahre 1822 erhob ihn der König von Preußen in den Fürstenstand. Er liebte es — wie er dies gewissermaßen selbst eingesteht — Aufsehen zu erregen und von sich reden zu machen, und hat dies durch seine Schriften (Reisebeschreibungen) gewissermaßen erreicht. Diese sind leicht und mit Redegewandtheit geschrieben; sie sind, wie man im gewöhnlichen Sinne zu sagen pflegt, pikant, aber höhere Anmuth des Styles geht ihnen ab, und an deren Stelle ist ihnen nur eine gewisse Zierlichkeit eigen, die jedoch gern in einer affektirten Nonchalance sich selbst aufgibt. Man möchte sagen, daß in seinem Style halb die Sauberkeit der französischen legitimen Noblesse, halb die Derbheit einer modernen deutschen Manier sich verschwistern; die Männlichkeit und den Ernst jedoch, die auf den Höhen der Zeitliteratur eigentlich thronen wollen, vermißt man in seinen Schriften. Das Interessante daran sind die an sich freilich nicht erheblichen kleinen Geheimnisse, die er den großen Zirkeln, in denen er sich bewegt, abgelauscht hat und in seiner eifrigen Sprachseligkeit nach allen Seiten zum Besten gibt. Er spottet dabei über Manches, was, genauer betrachtet, doch seiner vollständigen Ueberzeugung angehört und kleidet sich momentan in das Gewand des Liberalismus. Dem unschuldigen Bestreben, Aufsehen zu erregen, dienten auch seine vielfachen Zweikämpfe, seine Luftfahrten mit der Luftschifferin Reichard (1817), seine scherzhaften Abenteuer auf den Töpfmärkten kleiner Städte, seine abyssinische Sklavin und seine arabischen Pferde. Was nicht die Zeitungen davon erzählten, hat er harmlos selbst erzählt. — Seine Schriften erschienen anonym: „Briefe eines Verstorbenen, Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich 1830;" „Briefe eines Verstorbenen, Tagebuch aus Deutschland, Holland und England 1831;" „Tutti Frutti, aus den Papieren des Verstorbenen 1834;" „Jugendwanderungen, Tagebuch aus Frankreich und Italien 1835;" „Südöstlicher Bilder-

saal. Griechische Leiden 1840;" „aus Mehemed Ali's Reich" (1844); „die Rückkehr" (1846). Eben so verdienstvoll sind vielleicht die „Andeutungen über die Landschaftsgärtnerei, verbunden mit der Beschreibung ihrer praktischen Anwendung in Muskau." Er hat vieles Günstige über den Zustand Aegyptens unter Mehemed Ali in der Augsburger allgemeinen Zeitung veröffentlicht, von dem er auf das Freundlichste aufgenommen und behandelt worden war.

Des Fürsten Charakter ist edel-stolz und großmüthig. Alles Gute und Löbliche erweckt seine warme Theilnahme, die er neuerlich auch bei der Errichtung eines deutschen Hospitals in London und bei der beabsichtigten List-Stiftung bewährt hat.

Joseph Russegger.

Geboren 1802.

Unter den neueren Reisenden, welche die Fundgruben fremder Welttheile öffneten, wird der Name Joseph Russegger's mit Ruhm und Auszeichnung genannt. Der Sohn eines Magistratsrathes in Salzburg, kam er daselbst am 18. November 1802 zur Welt, und genoß die erste Ausbildung im älterlichen Hause und auf dem Lyceum seiner Vaterstadt. Frühzeitig schon entwickelte sich in ihm durch das Lesen von Reisebeschreibungen ein starker Hang zu weiten Reisen in noch wenig bekannte Länder, und die freundliche Aufnahme, welche er bereits als Knabe in dem Hause des Regierungsrathes Schroll, des damaligen Berg- und Salinen-Direktors von Salzburg, fand, leitete ihn frühe zur Wahl des Bergmannsstandes hin. Mathematik und Physik waren seine Lieblingsstudien, und gaben von vorn herein seinem Leben eine ernste, praktische Tendenz, ohne daß er sich dabei der genußreichen Seite desselben entzog, die er vielmehr mit aller Wärme des Bewußtseins einer regen Lebenskraft auffaßte.

Im Oktober 1822 ging er auf die Bergakademie zu Schemnitz in Ungarn, absolvirte hier die Berg- und Forst-Kollegien, ließ sich aus der höheren Mathematik und Halurgie prüfen, trat 1825 als Praktikant in österreichische Staatsdienste, und kehrte im folgenden Jahre in sein Vaterland zurück, wo er dem k. k. Berg- und Hüttenamte in Mühl-

bach zur Verwendung zugetheilt wurde. Während seines Aufenthaltes auf der Bergakademie unternahm er Reisen im Banat, in Galizien und im preußischen Schlesien. 1826 wurde er als Praktikant zum k. k. Bergamte Böckstein in Gastein übersetzt, rückte ein Jahr später daselbst zum Kontrolor vor, und wurde 1835 zum Bergverwalter dort ernannt. Diese Stelle, in welcher er nebstbei den Betrieb der Goldbergbaue in Rauris (Steiermark), der höchstgelegenen in Europa, zu leiten hatte, bekleidete er bis 1835. Während dieser Zeit erhielt er einen Ruf nach Brasilien. Diese Reise kam nicht zu Stande; wohl aber wurde er im September 1835 zum Leiter der auf Mehemed Ali's Ansuchen nach Aegypten abgehenden österreichischen montanistischen Expedition bestimmt. Am 20. November desselben Jahres verließ er Böckstein, ging, der einzuholenden Instruktionen wegen, über Wien nach Triest, und langte erst am 9. März 1836, da er seine Route über Griechenland nahm, in Alexandria an. Seine Reisen außer und in Europa dauerten nun ununterbrochen bis zum 21. Februar 1841, an welchem Tage er wieder in Wien eintraf. Den näheren Verlauf dieser wichtigsten Periode seines Lebens hat er in der Einleitung zum ersten Bande seines mit Recht berühmt gewordenen Reisewerkes (Reisen in Europa, Asien und Afrika rc. Stuttgart 1841 u. f.) niedergelegt. 1838 war er allein in das Innere Afrikas gegangen, und bis zu den Goldwäschereien von Kiamil gekommen. 1839 bereis'te er Palästina, 1840 den Archipel und Griechenland, Sizilien und Malta, Frankreich, die schottischen Hochlande, Dänemark, Norwegen, Schweden, Deutschland rc.; überall lebhafte Eindrücke in sich aufnehmend und nutzreiche wissenschaftliche Resultate erzielend. Unter seinen mehrfältigen literarischen Arbeiten ist auch die in Leonhards Zeitschrift erschienene geognostische Skizze der Appenninen in Modena mit Auszeichnung zu nennen.

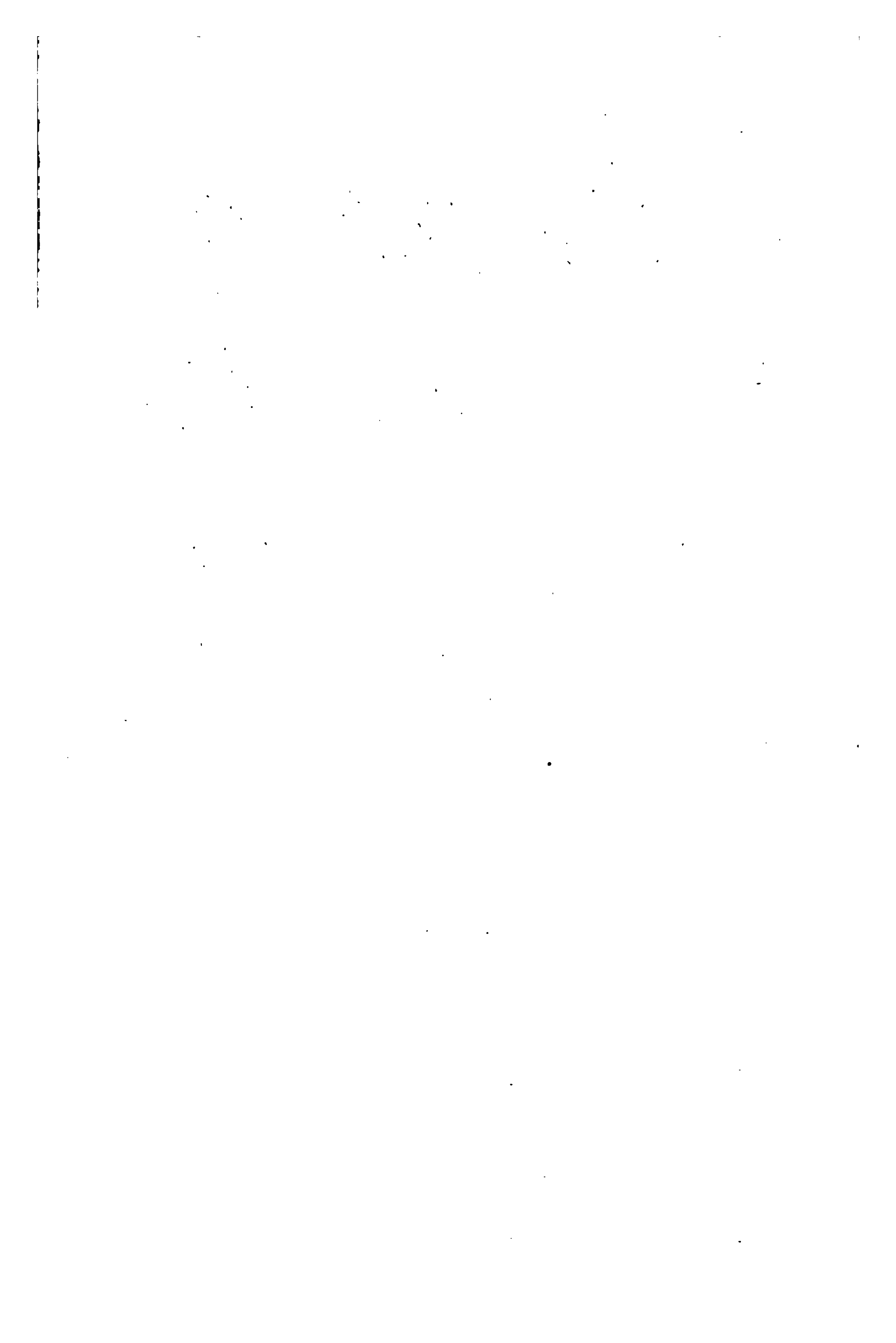
Im Jahre 1840, als er sich zu Mailand auf der Durchreise nach dem Norden Europas befand, erhielt er seine Ernennung zum k. k. Bergrathe, und im folgenden Jahre, als er von seiner großen Reise, die sich über 61 Breitegrade, also durch alle Klimate der Erde, erstreckte, nach Wien zurückgekehrt war, wurde er als Bergrath der k. k. Hofkammer im Münz- und Bergwesen zur Dienstleistung zugetheilt. Noch im Jahre 1841 machte der wanderlustige Gelehrte wieder Reisen im Banat und in Siebenbürgen, so wie im folgenden Jahre in Oberungarn, und 1843, auf Veranlassung des verstorbenen Erzherzogs Franz IV. von

England, wiewohl damals Wellington noch Minister war. Als in Belgien die Revolution ausbrach, erklärte Molé, wenn die Preußen dort einrückten, so würden die Franzosen das Gleiche thun. Das erste Ministerium Ludwig Philipps war zu uneinig, als daß es lange hätte bestehen können; Lafitte und Périer riethen in Allem zu einem durchaus entgegengesetzten Systeme. Zuerst traten Guizot und Broglie aus, dann Molé und Périer. Als sich das Ministerium Thiers am 25. August 1836 zurückzog, erhielt Molé, der sich besonders der Intervention in Spanien feindlich gezeigt hatte, vom Könige den Auftrag zur Bildung einer neuen Verwaltung. Nach einer mehrwöchentlichen Krisis kam endlich in Verbindung mit den Doctrinairs ein Kabinet zu Stande, in welchem er selbst die Präsidentschaft und das Auswärtige übernahm. Doch die harten, dem konstitutionellen Prinzip zuwider laufenden Maßregeln, welche dieses Ministerium nach dem Attentate des Prinzen Ludwig Napoleon und dem Mordversuche Meuniers den Kammern vorschlug, führten schon im März 1837 dessen Auflösung herbei. Die Doctrinairs schieden aus; aber Molé, der allerdings weniger Angriffe erlitten, sich auch der Auflösung der Kammer widersetzt hatte, blieb nach dem Wunsche des Hofes, und brachte endlich nach langem Bemühen das Kabinet vom 15. April 1837 zusammen, in welches Montalivet, Salvandy, Lacave-Laplace und Barthe eintraten. Eine solche Kombination entsprach aber den Wünschen der parlamentarischen Majorität und der öffentlichen Meinung noch weniger, als die frühere. Ungeachtet der Siege in Algier und des kriegerischen Auftretens gegen das wehrlose Mexiko, rief die politische Reaction der ganz dem Hofe ergebenen Minister nicht nur die Erbitterung der Liberalen, sondern selbst der Doctrinairs hervor. Die Adresse der Kammer, die am 4. Januar 1839 zur Berathung kam, war eine offene Kriegserklärung an die Regierung und enthielt eine Anspielung auf die Abhängigkeit des Kabinets vom Willen des Königs. Molé dankte unter heftigen Angriffen am 22. Januar 1839 ab, mußte aber bei den Schwierigkeiten, die Soult erhob, auf den Wunsch Ludwig Philipps die Zügel der Regierung nochmals ergreifen. Die Kammer wurde aufgelöst; allein die Wahlen fielen so ungünstig aus, daß er mit seinen Kollegen am 9. März 1839 definitiv den Rückzug nahm. Nach der Februarrevolution 1848 erklärte er der Republik seinen Beitritt.



Verlag von C. A. Hartleben in Pesth

Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst Anstalt in Nürnberg



Joseph Graf von Villèle.

Geboren 1773.

Der einstige französische Finanzminister Villèle ist zu Toulouse geboren, trat in früher Jugend in französische Seedienste, nahm an einem Feldzuge in St. Domingo Theil, kehrte 1791 nach Frankreich zurück, begleitete alsdann den nachmaligen Vizeadmiral St. Felix nach Indien und folgte ihm, als dieser wegen seiner Anhänglichkeit an die monarchische Konstitution 1793 von seinem Posten flüchten mußte, auf die Insel Bourbon, wo Villèle Mitglied der Kolonialversammlung wurde und sich bis zum Jahre 1807 aufhielt. Alsdann kehrte er nach Frankreich zurück, lebte aber bis 1814 in Zurückgezogenheit zu Toulouse und machte sich während dieser Zeit nur durch die Herausgabe einer Gelegenheitsschrift bekannt, worin er seine Abneigung gegen jede Verfassungsurkunde auf das Entschiedenste aussprach. Im folgenden Jahre 1815 von dem Departement der Obergaronne zum Deputirten für die sogenannte Chambre introuvable erwählt, stimmte er stets für eine auf den Grundpfeilern der Aristokratie ruhende Monarchie, wiewohl er seine Ansicht mit vieler Vorsicht und Mäßigung vortrug. Als jedoch die Kammer zufolge der Ordonnanz vom 5. September 1816 aufgelös't wurde, kehrte Villèle nach Toulouse zurück, trat aber schon im folgenden Jahre aufs Neue in die Deputirtenkammer ein. Der Mangel an großen Rednertalenten in derselben machte es ihm möglich, seine Gewandtheit im Sprechen geltend zu machen; von noch größerem Einflusse für seine künftige Laufbahn war jedoch sein genaueres Studium der finanziellen Verwaltungszweige. Als nach der Ermordung des Herzogs von Berry die Partei, welcher Villèle angehörte, von Neuem ihr Haupt erhob, wurde Letzterer zum Vizepräsidenten der Kammer ernannt, und bald darauf gelang ihm nebst Corbière der Sturz des Ministeriums, dessen Stütze Beide bisher gewesen waren. Villèle

trat nun selbst nebst Corbière und Peyronnet als Finanzminister in das Kabinet, unterstützte als solcher vorzüglich den Feldzug des Herzogs von Angoulême nach Spanien, bewirkte die Erhebung der Jesuiten, schuf die Septennalität der Kammern, erfand die Dreiprocents und brachte das Sacrilegiengesetz in Vorschlag. Endlich fing aber selbst in der, der Regierung sehr ergebenen Deputirtenkammer sein Ansehen an zu schwanken und die öffentliche Meinung sprach sich besonders stark wider sie bei seiner Unterstützung des Pascha von Aegypten gegen die Griechen aus. Dagegen behauptete sich Villèle in der Gunst des Königs Karl X. Indeß wirkte er auch für die Erhaltung des auswärtigen Friedens, so wie für die Herstellung der inneren Ruhe in Spanien und für die gesteigerte Entwickelung des Kredits in Frankreich. Als er sich nunmehr auf seinem Posten ganz befestigt zu haben glaubte, entfernte er sich von der bisher beobachteten Mäßigung, und bot in Aufstellung seiner ultraroyalen Grundsätze der öffentlichen Meinung Trotz; aber dennoch fand er selbst in der Pairskammer öfteren Widerstand; denn dieselbe verwarf nicht nur den Gesetzesentwurf über das Recht der Erstgeburt (1826), sondern motivirte auch die neuen Preßgesetze so sehr, daß sich Villèle genöthigt sah, dieselben zurückzunehmen. Indeß stieg die Erbitterung des Volkes gegen ihn immer höher; als sich aber selbst unter der Pariser Nationalgarde bei einer Heerschau laute Stimmen des Unwillens gegen die Minister äußerten, wurde dieselbe aufgelöst, welches Schicksal auch bald darauf die Deputirtenkammer hatte, deren Stimmenmehrheit sich Villèle umsonst durch Ernennung von 76 neuen Pairs zu sichern gesucht hatte. Als sich der König nun genöthiget sah, die Censur aufzuheben, erklärten sich alle Stimmen gegen Villèle, die neuen Wahlen fielen nicht zu Gunsten der Minister aus und es kam am 19. und 20. November 1827 selbst zu blutigen Auftritten in den Straßen von Paris. Da indeß Villèle seinen nahen Fall voraussah, so unterhandelte er durch Flandrin mit Lafitte, Perrier, Collard und Anderen über die Bildung eines konstitutionellen Ministeriums, ohne dadurch seinen Zweck zu erreichen, und da auch die darauf erfolgten Wahlen ihrer Mehrheit nach gegen das Ministerium waren, so sah sich Villèle genöthigt, mit den übrigen Ministern, außer Chabral und Frayssinous, am 4. Januar 1828 seine Entlassung zu nehmen; der König erhob ihn jedoch jedoch nebst Peyronnet und Corbière zum Zeichen seiner vollkommenen Zufriedenheit mit ihrer Amtsführung zu der Pairswürde. In der Deputirtenkammer wurde zwar ein Anklageprozeß gegen ihn eingeleitet, aber noch vor seiner Beendigung niedergeschlagen. Villèle, der

auch als Finanzminister großem Tadel ausgesetzt war, zog sich nun nach Toulouse zurück und entging dadurch glücklich der Verantwortlichkeit nach dem Ausbruche der Julirevolution 1830.

Ferdinand von Schill.

Geboren 1773. Gestorben 1809.

Unter den Helden, welche in der Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands den Glauben seiner Wiedererhebung durch Wort und That erweckten, und freudig für ein Vaterland bluteten, das sie damals nicht anerkennen durfte, sie ächten mußte, steht der kühne Schill in der vordersten Reihe. Zu Sothof bei Pleß in Oberschlesien geboren, nahm er, siebzehn Jahre alt, in demselben preußischen Husarenregimente Dienst, in welchem früher sein Vater gestanden, wurde aber bald zu dem Dragonerregimente der Königin versetzt. Er lebte still und eingezogen, und widmete sich mit großem Eifer den Studien höherer Militärwissenschaften, vernachlässigte aber darüber öfter den praktischen Dienst, und zog sich deshalb manchen Verweis von seinen Oberen zu, die, wie auch seine übrigen Kameraden, eben keine günstige Meinung von seinen militärischen Talenten hegten. 1806, bei Ausbruch des Krieges gegen Frankreich, war Schill, nach sechzehnjähriger Dienstzeit, noch einer der jüngsten Secondelieutenants im Regimente, und hier erst schien der Kanonendonner von Jena seinen schlummernden Heldensinn mit Einem Male erweckt zu haben. In der Schlacht vom 14. Oktober von seinen Leuten getrennt, vertheidigte er sich gegen die ihn umringenden feindlichen Kavalleristen mit wahrem Löwenmuthe, verschmähte den ihm angebotenen Pardon, und entging, durch zwei schwere Kopfwunden fast besinnungslos, nur wie durch ein Wunder dem Tode oder der Gefangenschaft.

Unverbunden schleppte er sich nach Magdeburg, von da unter den größten Anstrengungen nach Kolberg, wo sein geübter Blick schnell die Wichtigkeit dieser, von feindlicher Einschließung bedrohten Festung erkannte. Er drang daher so lange in den Kommandanten, bis dieser ihm, zur Ausführung seines Planes, einige versprengte Dragoner seines ehemaligen

Regiments überließ, denen sich jedoch bald mehre Freiwillige anschlossen, mit welchen er Rekognoszirungen unternehmen konnte. Durch das von ihm ausgesprengte Gerücht einer Landung russischer Truppen an den Küsten der Ostsee verführte er die Feinde, sich nur langsam und vorsichtig zu nähern, und benutzte diesen Zeitgewinn, die Festung zu verproviantiren. Es gelang ihm, einzelne Detachements aufzuheben, Transporte wegzunehmen rc., und mit Gefangenen und Beute kehrte er nach Kolberg zurück. Aehnliche Erfolge ermuthigten ihn zu größeren Unternehmungen, und da von allen Seiten ihm Freiwillige zuströmten, erstreckte er seine Streifereien bis an die Oder und nach der Neumark hin.

Nunmehr faßte er den Gedanken, ein unmittelbar unter seinem Befehle stehendes Freikorps zu errichten, womit er in Pommern den kleinen Krieg auf eigene Hand führen wollte, erhielt hierzu die Ermächtigung seines Monarchen, und alsbald standen vier Schwadronen Husaren, eine reitende Jägerkompagnie mit einigen leichten Fußtruppen, zusammen gegen tausend Mann, von tüchtigen Offizieren geführt, völlig organisirt und nothdürftig ausgerüstet, im Felde. Schill wagte mehre Gefechte, die jedoch nicht alle gleich günstig ausschlugen, bezog dann mit seinem Korps am linken Ufer der Persante in einem befestigten Hölzchen, die Maiküble genannt, ein Lager, und vertheidigte diesen sogenannten Schlüssel Kolbergs vier Monate lang mit der größten Tapferkeit. Sein erfinderischer Kopf sah sich auch in Schwedisch-Pommern und England nach Hilfsquellen um. Zwar unterbrach der Tilsiter Friede Schill's weitere Plane, aber seine Verdienste wurden vom Könige von Preußen gebührend belohnt. Zum Major ernannt, erhielt er gleichzeitig den Verdienstorden; seine Truppe wurde zum Leibhusarenregimente erhoben und ihr Berlin zum Standquartiere angewiesen. Unter dem Jubel der Bevölkerung, welche seine Heldenthaten begeistert hatten, zog er 1808 mit seiner Truppe in Preußens Hauptstadt ein.

Wie bescheiden er auch diese Huldigungen hinnahm, so wurde doch dadurch sein Selbstvertrauen gesteigert, und der Gedanke erwachte in ihm, die Rettung seines Vaterlandes zu versuchen und die erlittene Schmach zu rächen. Krieg gegen Frankreich war sein und aller Patrioten Gedanke. Die Mißvergnügten schlossen sich an ihn, und selbst von oben her ergingen Andeutungen an ihn: es sei jetzt an der Zeit, Etwas zu wagen, und wenn er das Beispiel gäbe, würde ganz Preußen der Schilderhebung gegen Napoleon folgen. Oesterreichs Kriegserklärung an Frankreich, Dornberg's Insurrektion in Hessen, so wie Unruhen, die im Hannover'schen

auszubrechen drohten, brachten Schill's Entschluß zur Reife. Ohne Vorwissen seines Königs verließ er (28. April 1809) an der Spitze seines Regiments Berlin, gefolgt von noch einer Anzahl Offizieren und einer ganzen Kompagnie Fußjäger, wendete sich, da er die Stimmung für ihn in Sachsen nicht günstig fand, nach dem Anhaltischen und streifte bis in die Gegend von Halle. Hier erfuhr er mit Bestürzung den Ausgang der Regensburger Schlacht, der es ihm unmöglich machte, sich an Oesterreich anzuschließen. Er hielt hierauf mit seinen Offizieren einen Kriegsrath, und man war der Meinung, in Westphalen und Hessen scheine noch nicht Alles verloren, Norddeutschland sei von feindlichen Truppen entblößt und nach allen Seiten hin zum kleinen Kriege geeignet. Schill zog nun die Elbe abwärts nach Köthen, in die Altmark, wendete sich nach Mecklenburg, besetzte auf kurze Zeit Dömitz, und marschirte gegen Rostock und Wismar, wo er auf englische Unterstützung hoffte. Aber seine Aufnahme entsprach nicht den gehegten Erwartungen, und die Lage des Korps ward immer mißlicher. König Hieronymus hatte einen Preis auf Schill's Kopf gesetzt; in Hannover sammelten sich holländische, in Holstein dänische Truppen, welche ihn bald hart bedrängten, so daß Stralsund sein letzter Zufluchtsort blieb. Bei Demgarten sprengte er einige mecklenburgische Truppen, welche ihm den Paß verlegten, auseinander, nahm Stralsund ohne große Mühe, und stellte die Festungswerke, so gut es sich in der Eile thun ließ, wieder her. Am 31. Mai erschienen die vereinigten Holländer und Dänen, zehntausend Mann, also doppelt so stark, als Schill, vor der Stadt und eröffneten gegen dieselbe eine heftige Kanonade, unter welcher sie, trotz der tapferen Gegenwehr, stürmend eindrangen. Die Weichenden setzten das Gefecht noch in den Straßen fort; Schill selbst focht da, wo der Kampf am heißesten war, stets an der Spitze seiner Getreuen, und hieb mit eigener Hand den holländischen General Cateret vom Pferde. Aus mehren Wunden blutend und im Sattel schwankend, wurde er beim Zurücksprengen nach einer Seitenstraße von einigen Flintenschüssen getroffen, und herbeieilende holländische Jäger tödteten den Sinkenden.

So endete, von seinem Vaterlande, freilich nur im Drange der Umstände, geächtet, dieser heldenmüthige Mann in der Blüte seiner Jahre, einer wahrhaft deutschen Idee zum Opfer fallend, die ihn wenige Jahre später zuverlässig auf eine der höchsten Stufen der Ehren und des Ruhmes geführt haben würde.

Andreas Hofer.

Geboren 1767. Hingerichtet 1810.

Andreas Hofer, das Haupt des Tiroler Aufstandes im Jahre 1809, wurde am 22. Oktober 1767 auf dem Wirthshause zu St. Leonhard, am Sand genannt (daher Hofer auch der Sandwirth hieß), zu Passeyr in Tirol geboren und trieb, gleich seinen Vorfahren, bis zum Jahre 1809, wo seine Theilnahme an dem Kampfe gegen Frankreich ihm einen historischen Namen erworben hat, das Geschäft eines Korn- und Weinhändlers, welches Geschäft ihn wohlhabend machte, so daß er sich ein zweites Wirthshaus, zum hohen Jauchen genannt, kaufte. Schon bei dem Ausbruche des ersten Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich 1796 führte Hofer eine selbstgebildete Schützenkompagnie bis an den Gardasee gegen die Franzosen, und nach dem Lüneviller Frieden entwickelte er große Thätigkeit bei der Errichtung der tirolischen Landmiliz. Aber noch ungleich merkwürdiger war im Beginne des Aufstandes 1809 sein Auftreten als Haupt und gleichsam als Mittelpunkt des Tiroler Befreiungsbundes. Seine hohe, kräftige Gestalt, sein schöner, ehrwürdiger Bart, sein angeborner treuherziger Sinn, sein unerschütterliches Festhalten an der vaterländischen Sitte, seine volksthümliche Beredtsamkeit, seine auf früheren Handelsreisen erworbene Kunde von allen Wegen und Stegen des Landes — dies Alles machte den an sich einfachen und schlichten Sandwirth, der auch nicht den geringsten Begriff von kriegs- oder staatskünstlerischem Verkehre besaß und nicht einmal der Rechtschreibung mächtig war, auch niemals eine eigentliche Disposition zum Marsche oder Angriff entwarf, und, außer etwa in dem Gefechte am Berge Isel, nie persönlich im Feuer gewesen sein soll, zum Manne des Volkes und zum geeignetsten Helden des verhängnißvollen Momentes. Es standen ihm Gefährten zur Seite, die größten Theils mehr Anführertalent hatten, als

er, z. B. Speckbacher, Eisenstecken, Haspinger, Martin Schenk, Auer, Holzknecht, Peter Mayer und Andere, zu deren Unternehmungen er oft nur seinen weitgefeierten und gefürchteten Namen hergab. So entstand Hofers Aufruf aus St. Leonhard vom 12. April 1809 an die Geistlichen im Passeyr-Thale, der alle waffenfähigen Mannschaften entbot; so auf Anregung seiner Gefährten der Befehl zum „braven Mitarbeiten" am Berge Isel an die Oberinnthaler vom 28. Mai, so in der zweiten Hälfte des Mai, nach dem Treffen bei Wörzel, auf fremdes Anrathen, der von dem Sandwirth angenommene Titel: „Andre Hofer, so lang es Gott gefällt, Graf von Tyrol." Als am 12. Juli der Znaimer Waffenstillstand geschlossen worden war, kraft dessen Tirol und Vorarlberg von den Oesterreichern geräumt wurden, zog sich Hofer, lange zwischen Entschlüssen hin- und herschwankend, endlich in eine Felsenhöhle des Passeyr-Thales zurück, von wo aus er seine Verfügungen gewöhnlich mit den Worten unterzeichnete: „Andre Hofer, dermal unwissend wo?" Doch als die bereits von allen Seiten in Tirol eingedrungenen Franzosen und Baiern durch das für seine Freiheit abermals kämpfende Bergvolk, durch Speckbacher, Haspinger und Peter Mayer vom 3. bis 7. August 1809 wiederholte Niederlagen erlitten, trat auch der Sandwirth Hofer wieder aus seiner Höhle hervor, und zwar jetzt als Oberkommandant des für seinen alten Herrn und für sein altes Recht heldenmüthig aufgestandenen Tirols. Am 15. August hielt Hofer seinen Einzug in Innsbruck, wo er der jubelnden Menge mit den Worten Stillschweigen gebot: Bst, bst! jetzt beten und nit schreien! I nit und Des nit — der droben!" und dann vom Fenster aus seine unnachahmlich naive, kunstlose, aber herzkräftige Rede mit den Worten schloß: „Meine Waffenbrüder sullen mi nit verlassen, i wear Enk a nit verlassen, so wahr i Andre Hofer hoaßen thue. Nu, gsogt hab' i Enks, gsoyhn habts mi, so bhiat Enk halt Gott!" — In Innsbruck trat er an die Spitze der Militär- und Civilverwaltung. Er führte sie unter den sonderbarsten Anomalien, und zu den Verordnungen oft nur seinen Namen hergebend, fast bis zum Wiener Frieden, welcher am 14. Oktober von den großen Streitmächten abgeschlossen ward, und Tirol wieder an Baiern überlieferte. Nichts desto weniger hoffte Tirol immer noch auf eine günstige Wendung seines Schicksals, und Hofer selbst, nicht weitblickend genug, um die politischen Verhältnisse richtig würdigen zu können, beharrte auf dem harnäckigsten Widerstande. Größere Streitmassen, namentlich unter dem Oberbefehle des Vizekönigs Eugen von Italien, rückten in das insur-

girte Land, und am 30. Oktober ging nach einem verzweifelten Widerstande die verschanzte Stellung auf dem Iselberge verloren. Das Unterinnthal legte die Waffen nieder; Hofer dagegen, obwohl er nach Bekanntmachung des geschlossenen Friedens dem Vizekönige von Italien seine Unterwerfung eingereicht und das Volk zu Niederlegung der Waffen ermahnt hatte, glaubte noch das Letzte versuchen zu müssen, indem er das Passeyr-, Pinzgauer- und Oberinnthal nochmals unter die Waffen rief. Allein auch dieser letzte Versuch scheiterte an der Ueberlegenheit und Wachsamkeit seiner Feinde. Der Landsturm ward fast schon im Entstehen unterdrückt, und dem kühnen Anführer, der sich endlich verlassen sah, blieb zuletzt nichts übrig, als die Flucht. Er suchte mit seiner Familie Schutz auf einer vier Stunden nordwärts von Passeyr sehr hoch gelegenen, schwer auffindbaren Berghütte, das Joch genannt, und wies hier, aus Anhänglichkeit an die Heimat, alle Ermahnungen zur Flucht aus dem Lande von sich. Da er durch seinen letzten Aufruf die ausgesprochene Amnestie verwirkt hatte, so setzten die Gegner einen Preis auf seinen Kopf. Lange hielt es schwer, in diesen Bergen einen Verräther zu finden. Versprechungen und Drohungen aber erpreßten endlich das Geheimniß, Hofer's Aufenthalt wurde verrathen, am 20. Januar 1810 von einem Detaschement Franzosen umzingelt und der gefürchtete Anführer ohne Widerstand gefangen genommen. Der Unglückliche ward unter einer starken Eskorte nach Mantua gebracht, dort vor ein Kriegsgericht gestellt, und ein telegraphischer Befehl aus Mailand sprach sein Todesurtheil. Er vernahm es ohne Zittern, bereitete sich fromm und andächtig auf sein Ende vor, und starb am 20. Februar den Tod eines Soldaten. Aufrecht stehend, mit unverbundenen Augen, gab er selbst das Kommando zum Feuern an das Detaschement französischer Grenadiere, welche damit beauftragt waren; erst die dreizehnte Kugel tödtete. Der den Märtyrer der Tiroler Freiheit zum Tode begleitende Arciprete Manifesti hatte Muth genug, in seiner Relation anzuführen: Hofer sei gestorben „wie ein unerschrockener Held und christlicher Märtyrer.“ Der treue Tirolerheld sollte nicht für immer in fremder Erde ruhen. Im Jahre 1823 wurden, auf des Kaisers Befehl, Hofers Gebeine, kenntlich durch die Lage der Wunden, welche die fränkischen Kugeln in sein Haupt gebohrt, von Mantua nach Innsbruck gebracht, wo sie am 19. März anlangten, und zwei Tage später, nachdem man dem Leichnam die vom Kaiser an Hofer verliehene goldene Kette umgehangen, von sechs seiner Kampfgefährten getragen, feierlich in der dortigen Hofkapelle beigesetzt wurden. Dort ruht Hofer

nunmehr unter den Vorfahren seines Kaisers, in der von ihm so heiß-geliebten vaterländischen Erde. 1834 wurde ihm ebendaselbst, auf kaiserliche Kosten, ein von Schaller in Wien verfertigtes schönes Standbild errichtet. Schon im Jahre 1809 war Hofer in den Adelsstand erhoben, und das Diplom hierüber 1818 ausgefertigt worden; seine Verdienste wurden in seiner hinterlassenen Familie von dem Kaiser großmüthig belohnt. — „Für sich selbst" — so hieß es in dem, von den tirolischen Ständen wegen Hofer's Todtenfeier an den Kaiser gerichteten Dankschreiben — „suchte Andreas Hofer Nichts, weder Ruhm noch Gold. Das Vaterland, „das Land der Treue," wollte er seinem alten Herrn wiedergeben, die alte Schuld wollte er abtragen, zu der sich jeder Tiroler dem Erzhause mit Gut und Blut verpflichtet fühlt. — Ueber den inneren Werth der That entscheidet nicht der Erfolg, sondern die Gesinnung; und so konnte er denn hintreten der Blutzeuge von Passeyr vor den ewigen Richter mit einem Gewissen das kein Vorwurf befleckte, mit einem Segenswunsche für seinen bis in den Tod geliebten Kaiser — seinem letzten Vermächtnisse — mit christlichem Heldenmuthe und mit freudiger Hingebung in den Willen der Vorsehung."

Karoline Neuber.

Geboren 1692. Gestorben 1760.

Diese berühmte Frau, die Begründerin der neueren deutschen Bühne in würdigerer Gestalt und muthige Bezwingerin des theatralischen Barbarismus, verdient hier um so mehr eine ausführlichere Biographie, je unbefriedigender die meisten Lebensbeschreibungen derselben sind und je bessere Quellen wir über sie besitzen.

Friederike Karoline, geborne Weissenborn, kam zu Reichenbach in Sachsen zur Welt. Ihre Mutter verlor sie frühzeitig, und die oft unweibliche Härte, die später ihren Charakter bezeichnete, mag in diesem frühen Vermissen einer sanften mütterlichen Leitung den ersten Anlaß gefunden

haben; denn ihr Vater, ein Doktor der Rechte, der sich später nach Zwickau gewendet hatte, war ein strenger, aufbrausender Mann, dessen üble Begegnung nur die Willenskraft des lebhaften Mädchens in den Kampf rief. Als er einst, in der üblen Laune des Podagras, sie mißhandeln wollte und die Thüre verschloß, entsprang sie durch ein Fenster und entfloh mit ihrem Geliebten, Johann Neuber, einem Zwickauischen Schüler, zu der Spiegelberg'schen Schauspielergesellschaft, welche damals in Weissenfels Vorstellungen gab. Als diese in Verfall gerieth, setzte Karoline sich selbst an die Spitze derselben, warb tüchtige Mitglieder, verschaffte sich 1727 vom Dresdener Hofe ein Privilegium, das sie und ihren Mann zu „Hofkomödianten" machte und stiftete nun (zuerst in Leipzig) ein Theater, das um die Schauspielkunst sich große Verdienste erwerben sollte.

Die Neuberin — unter diesem Namen ward sie seitdem gefeiert — besaß von Natur alle Eigenschaften einer guten Prinzipalin: Wachsamkeit, Thätigkeit, Geistesgegenwart, Strenge gegen ihre Schauspieler, die sie zum Anstand und zur Ehrbarkeit verhielt, Liebe zur Ordnung und Eifer für die Unterhaltung der Zuschauer. Anfangs bewirthete sie die Letzteren noch mit denjenigen Gattungen von Schauspielen, welche sie vorfand, nämlich mit Haupt- und Staatsaktionen, extemporirten Stücken, Burlesken und dgl. Aber bald nahm ihr Wirken eine höhere und eigenthümlichere Tendenz an, indem sie der Bühnenreform Gottsched's (siehe dessen Biographie im 4. Bande des „Neuen Plutarch" Seite 217) thätig die Hand bot. Freilich schien man sich hierbei von der Idee einer deutschen Nationalbühne noch weiter zu entfernen; denn Gottsched wies ausschließend auf französische Muster hin und brachte nur Uebersetzungen; aber trotz der steifen Regelrichtigkeit, in welche er das deutsche Drama einpferchte, wurden doch die bisherige Barbarei und der groteske Ungeschmack beseitigt und zum Würdigeren eingebahnt. Für die Ausbildung der Schauspielkunst wirkte zugleich die Neuberin durch That und Vorbild. Vorzugsweise auf tragische Rollen sich verlegend, stellte sie auch zuerst ein Muster der tragischen Deklamation auf; zwar blieb ihr Ton noch immer etwas schwülstig und skandirend, aber vor ihr hatte man fast noch gar nicht tragische Verse vorzutragen verstanden. Mit den neuen ausländischen Stücken führte die Neuberin auch einen besseren Geschmack im Anzuge ein, der bisher entweder ganz ins Steife und Hölzerne, oder ins Burleske fiel. Daß sie die unbändigen Fischbeinröcke, die panzerartigen Schnürbrüste, die gewaltigen Haarbollwerke, die thurmähnlichen Fontangen und andere

Auswüchse des weiblichen Putzes nicht völlig abschaffte, war zu entschuldigen, denn Auge und Geschmack hatten sich nur zu lange daran gewöhnt. Auch war es nicht das Kleinste ihrer Verdienste, daß Lessing und Weisse durch sie angeregt wurden, sich mit dem Theater zu beschäftigen.

Bald traten jedoch widrige Umstände ein. Der Tod des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, Friedrich Augusts I., nöthigte die Neuberin (1733), ihr Theater in Leipzig zu schließen und einstweilen nach Hamburg und Braunschweig zu gehen, wo sie sich ebenfalls gute Privilegien zu verschaffen wußte. In ihrer Abwesenheit erschlich sich der Schauspieler Joseph Ferdinand Müller — vormals Harlekin bei ihrer Gesellschaft — das sächsische Privilegium, und nahm sogar ihr Theater im Fleischhause zu Leipzig ein. Vergebens suchte die Neuberin dies zu hindern, und um nicht ganz zu weichen, sah sie, nach Leipzig zurückgekehrt, sich genöthiget, in einer Bude vor dem Grimma'schen Thore zu spielen. Daß sie die Konkurrenz mit Müller aushalten mußte, verringerte natürlich ihre Einnahmen; sie verließ daher später Leipzig wieder, reisete von einem Ende Deutschlands zum andern, und spielte zu Straßburg, Frankfurt am Main und Kiel. Am letzteren Orte erhielt sie von dem leidenschaftlich für das Theater eingenommenen Herzoge von Holstein große Freiheiten. Die geistreiche Frau hatte schon Manches für die Bühne geschrieben, besonders viele Prologe; denn das Publikum fand damals an solchen Anreden, besonders von allegorischem Inhalte, so entschiedenen Geschmack, daß sie beinahe nothwendig wurden. Einen jener in Versen abgefaßten Prologe ließ sie jetzt (1736) zu Lübeck unter dem Titel: „die von der Weisheit wider die Unwissenheit beschützte Schauspielkunst" im Drucke erscheinen; sie selbst prangte als Titelkupfer vor dem Buche im Kostume der Alzire, und wir entlehnten demselben ihr hier gegebenes Porträt.

Im folgenden Jahre (1737) kehrte sie nach Leipzig zurück, und setzte hier ihren Bühnenreformen durch die Verbannung des Harlekin die Krone auf; Gottsched's vielleicht übereilter Eifer trug nicht wenig zu dieser ästhetischen Demonstration bei, und auch der Groll gegen ihren Nebenbuhler Müller, dessen Unternehmung sich vorzüglich auf „Harlekins-Lustbarkeit" stützte, hatte Theil an jenem Entschlusse der Neuberin. Sie hatte, gemeinschaftlich mit Gottsched, nach einer älteren Farce ein Nachspiel bearbeitet und ihm den hochtrabenden Titel: „der Sieg der Vernunft," beigelegt, welches in der Neuber'schen Bude vor einem zahlreichen Publikum aufgeführt wurde und damit schloß, daß Harlekin nach vielfältigen Freveln

gegen Vernunft und Geschmack, einen Zweikampf mit der beleidigten Dichtkunst bestehen muß und von ihr getödtet wird, worauf sein feierliches Begräbniß und an seinem Grabe eine Standrede der gesunden Vernunft erfolgte. Wie sehr auch der Zeitgeschmack sich noch eine Weile gegen die Verbannung des ihm theuer gewordenen Harlekins sträubte, so wurde doch sein Name bei der Neuber'schen Gesellschaft nicht mehr gehört, obwohl er noch einige Male unter anderen Namen auftauchte; ja, die Neuberin selbst erschien auf der Bühne zu Kiel in der Tracht Harlekins, doch nur um seiner zu spotten.

In Hamburg erhielt sie (1740), auf Empfehlung des Herzogs Biron von Kurland, durch die Kaiserin Anna einen Ruf nach Rußland; und in ihrem künstlerischen Uebermuthe war sie unvorsichtig genug, aus Hamburg mit einem Epiloge zu scheiden, der ein förmliches Pasquill auf die Vornehmsten der Stadt enthielt, und wodurch sie sich auf immer die Erlaubniß, dort zu spielen, verscherzte. Ihr Aufenthalt in St. Petersburg war, als die Kaiserin starb und Biron in Ungnade fiel, von kurzer Dauer, und schon 1741 kehrte sie nach Leipzig zurück, doch ohne hier ihr einstiges Glück wiederzufinden. Die Entfernung hatte ihre Verdienste im Andenken ehemaliger Freunde verwischt; ihre besten Jahre waren vorüber, und die Kritik fing an, sich an ihr zu reiben, zumal die stolze Künstlerin Spott und Trotz entgegensetzte. Als sie zuletzt auch den kritischen Launen ihres Gönners Gottsched sich zu fügen aufhörte, brachte sie diesen ebenfalls gegen sich auf, und er wendete, um sie zu ärgern, seine Protektion ihren Nebenbuhlern zu. Karoline untergrub dafür sein Ansehen, indem sie ihn der Lächerlichkeit Preis gab. Weil er auf eine genauere Beobachtung des Kostüms, wenigstens auf einen Versuch, drang, ließ sie in seinem „Cato" die Schauspieler in übertriebenem antiken Kostüme spielen und auch in Ton und Pantomime etwas Antikes affektiren, wodurch eine vollkommene Farce entstand; Karolinens Gatte, der den Pharnaces spielte, enttäuschte am Schlusse die Zuschauer mit den Worten: „Nun, das war der Versuch," wobei Gottsched freilich die Lacher gegen sich hatte. Als Letzterer durch diese Verhöhnung sich zu noch heftigeren Angriffen verleiten ließ, brachte die erzürnte Schauspielerin in einem von ihr verfaßten Vorspiele: „der allerkostbarste Schatz," Gottsched selbst in der Person des Tadlers, im Sternenkleide der Nacht, mit Fledermausflügeln, einer Blendlaterne und einer flittergold'nen Sonne auf die Bühne (18. September 1741), und nun war der Bruch für immer entschieden.

Immer tiefer neigte sich mittlerweile Karolinens Stern. Zuletzt (1748) sah sie durch Bedrückungen und karge Einnahmen sich genöthigt, ihre Gesellschaft aufzulösen, und in Oschatz kümmerlich zu privatisiren. Doch der häuslichen Stille abhold, sammelte sie schon im folgenden Jahre eine neue Gesellschaft, und betrat selbst wieder die Bühne, leider zu ihrem Unglücke; denn ihr Ruf war nicht mehr der frühere, der Zeiger ihres Lebens stand schon zu hoch, Sparsamkeit war ihr fremd, und auch andere Umstände vereinigten sich gegen sie. Der Frankfurter Magistrat hatte sie (1745) zur Kaiserkrönung Franz I. eingeladen, und gleichwohl fand sie, als sie dort ankam, schon die besten Plätze mit italienischen Operisten, französischen und deutschen Schauspielern besetzt, so daß sie in Eile und mit großen Kosten eine Bude erbauen mußte, wodurch sie sich in Schulden stürzte, welche die geringe Einnahme nicht deckte. In Zerbst, wo ihre Gesellschaft (1750) sich abermals auflös'te, scheiterte ihr Glück völlig. Einst gesucht und gefeiert, zog sie nun als Budenkomödiantin umher, und kam als solche nach Wien, wo sie »die Herbstfreude, ein erdichtetes Lustspiel von dem glorreichen allerhöchsten Namenstage Maria Theresia's" verfaßte und (15. Oktober 1753) zur Aufführung brachte. Da auch hier ihre Lage sich nicht besserte, kehrte sie (1755) nach Dresden zurück, und spielte nun im dürftigsten Aufzuge und mit wahrem Komödiantenpöbel in den umliegenden Bädern. Der königliche Leibarzt, Dr. Löber in Dresden, gewährte ihr aus Mitleid freie Wohnung in seinem Hause, in welchem Karolinens Gatte starb. Sie selbst mußte, als während des preußischen Bombardements (1760) dieses Asyl niedergeschossen wurde, alt und krank nach dem Dorfe Laubegast an der Elbe flüchten, wo sie ein kleines Kämmerchen bezog. Der Besitzer desselben, der Bauer Mehle, machte anfangs große Schwierigkeiten, eine Komödiantin, gegen welche das Vorurtheil der Zeit sich noch immer heftig aussprach, bei sich aufzunehmen, wurde aber durch ihr Elend, wie durch ihre Frömmigkeit bald dergestalt gerührt, daß er ihr nicht nur dann und wann eine warme Mahlzeit verschaffte, sondern auch mehrmals mit Lebensgefahr (denn die Preußen machten die Wege unsicher) nach dem am entgegengesetzten Ufer liegenden Dorfe Loschwitz ging, um bei dem dort wohnenden berühmten Steuerrathe Rabener Unterstützung für seine Hausgenossin zu erbitten. Endlich (30. Dezember 1760) befreiete der Tod die Tiefgebeugte von ihren Leiden. Ihre Leiche wurde auf dem Schubkarren nach dem Dorfe Leuben gefahren und hier — am Rande des Kirchhofes, hart an der Mauer — denn der

Komödiantin gönnte man keinen Platz in der Mitte entschlafener Christen — beerdigt.

So endete die einst Hochgefeierte, von Fürsten Gesuchte, von Dichtern Besungene. Durch zehn Jahre war ihr Ansehen gestiegen, zehn Jahre hatte es abgenommen, und wieder zehn Jahre brachte Karoline im Elend zu; theils Schuld ihrer eigenen Prunkliebe und Verschwendung, theils fremder Kabale. Daß sie den Vorsatz, ihre Lebensbeschreibung aufzusetzen, nicht ausführen konnte, bleibt ein Verlust für die Geschichte des Theaters. Ihr großer Zeitgenosse Lessing charakterisirt sie mit den Worten: „Man müßte sehr unbillig sein, wenn man dieser berühmten Schauspielerin eine vollkommene Kenntniß ihrer Kunst absprechen wollte. Sie hat männliche Ansichten; nur in Einem Artikel verräth sie ihr Geschlecht: sie tändelt ungemein gern auf dem Theater. Alle Schauspiele von ihrer Erfindung sind voller Putz, voller Verkleidung, voller Festivitäten, wunderbar und schimmernd.“

Sechzehn Jahre nach ihrem Tode wurde ihr durch „einige Kenner ihrer Verdienste und Liebhaber der Kunst“ in Laubegast — denn ihrem Grabe in Leuben versagte die dortige Gemeinde hartnäckig jeden Schmuck — in reizender Gegend ein würdiges steinernes Denkmal gesetzt, mit der bezeichnenden Inschrift: „dem verdienten Andenken einer Frau voll männlichen Geistes, der berühmtesten Schauspielerin ihrer Zeit, der Urheberin des guten Geschmackes auf der deutschen Bühne.“



Geboren 1755. Gestorben 1831.

Die gefeierte „tragische Muse“ der Bühne Englands, Sara Kemble, entsproßte einem theatralischen Stamme. Ihr Vater war Prinzipal einer Schauspielertruppe in der Provinz, ihre Mutter die Tochter eines eben solchen Prinzipals. Beide Aeltern hielten fest an Rechtlichkeit und Sitte,

und dieser Charakterzug ging auch auf ihre berühmten Kinder über. Sara, ihre älteste Tochter, kam den 5. Juli 1755 in Brecon zur Welt, und wurde schon von frühem Kindesalter an für die Bühne erzogen. Kaum siebzehn Jahre alt, liebte sie einen gewissen Siddons, Schauspieler bei der Gesellschaft ihres Vaters, und wurde, nach einigem Widerstreben ihrer Aeltern, im November 1773 mit ihm vermält. Ihre Ehe ward anfangs zur Quelle mancher Sorgen, denn ihr Gatte besaß als Schauspieler geringe Verdienste, und durch neun Jahre, bevor sie Ruf in der Hauptstadt erlangte, hatte sie viele Arbeit bei spärlichem Lohne. Die erste Aufmunterung, welche auf ihrer Laufbahn ihr widerfuhr, geschah durch Miß Boyle, nachmalige Lady O'Neil, eine eben so sehr durch Geburt und Schönheit, als durch seltene Geistesgaben ausgezeichnete Dame, welche (1774) in Cheltenham sich durch eine Darstellung der jungen Schauspierin dergestalt hinreißen ließ, daß sie dieselbe in ihrer Dunkelheit aufsuchte und ihr eine warme und dauernde Freundschaft widmete. Wahrscheinlich in Folge dieser Bekanntschaft wurde Sara bei Garrick eingeführt und bei ihm am Drury-Lane-Theater angestellt, wo sie am 29. Dezember 1775 zuerst als Porzia auftrat. Sie wurde mit Gleichgiltigkeit aufgenommen, auch erhielt sie während dieses ganzen Engagements keine Hauptrolle, und obgleich Garrick, der ihr Talent erkannte, bei seinem Rücktritte von der Leitung des Drury-Lane-Theaters ihr ein vortheilhaftes Engagement bei seinem Nachfolger auszuwirken versprach, so erhielt sie doch (1776) plötzlich die Entlassung. Daß sie keinen besondern Beifall gefunden, beirrte sie nicht, denn sie kannte ihre Kraft, und wußte recht gut, daß dieselbe noch nicht ihre Reife erlangt, sondern noch der höheren Ausbildung bedürfe; aber jene Verabschiedung schlug sie nieder und sie glaubte anfangs hierdurch alle ihre Hoffnungen zerstört.

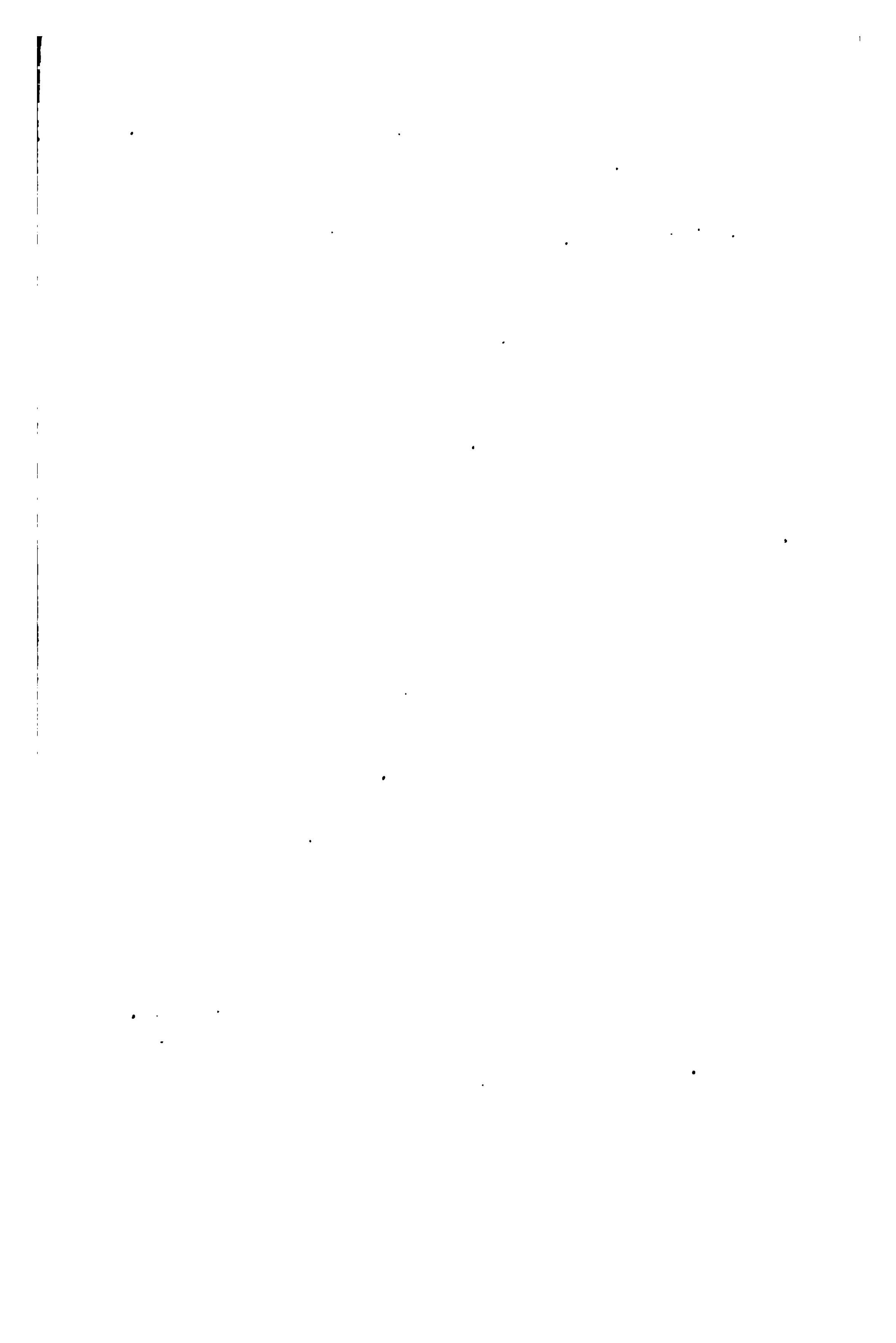
Ihre Besorgnisse widerlegten sich, und die erlittene Kränkung wurde durch ehrenvolle Erfolge aufgewogen, die sie an verschiedenen Provinzbühnen erfuhr. In Birmingham spielte sie die bedeutendste Rolle und begründete ihren Ruf. Besonders erwarb sie sich die Bewunderung des Schauspielers Henderson, welcher kaum ein Jahr nach ihrem gezwungenen Abgange von Drury-Lane von ihr sagte: sie sei eine Schauspielerin, welcher Keine gleiche und die auch künftig nicht zu übertreffen sei. Auf seine Empfehlung erhielt sie im folgenden Jahre ein dauerndes Engagement zu Bath, wo sie die größte Auszeichnung erntete und so lange blieb, bis ihr zunehmender Ruhm ihr eine Einladung bewirkte, an das

Drury-Lane-Theater zurückzukehren. Sie folgte derselben nicht ohne Bangen; aber gleich ihr erstes Auftreten (10. Oktober 1782) verbürgte ihre künftigen Triumphe. Schon im folgenden Jahre malte Reynolds Sara's berühmtes Porträt als tragische Muse. Sie glänzte nun besonders in Shakespeare'schen Rollen von verschiedenstem Charakter, und zeigte sich in jedem Fache gleich groß und bewunderungswürdig; so als Lady Macbeth, Desdemona, Ophelia, Julia, Cordelia, Imogen, Königin Katharina. In mehren Stücken gab ihr ebenfalls gefeierter Bruder Kemble neben ihr die männliche Hauptrolle, wie z. B. in Macbeth und Coriolan, und man konnte dann nichts Vollendeteres sehen, als das Zusammenspiel der kunstgeweihten Geschwister. Nach ihrem Abgange von Drury-Lane nahm Mrs. Siddons ein Engagement im Covent-Garden-Theater an, dem sie vom 27. September 1803 bis zum 29. Juni 1812 angehörte, an welchem Tage sie der Bühne Lebewohl sagte. Doch betrat sie bei einzelnen Gelegenheiten auch späterhin noch die Breter, namentlich bei der Benefizvorstellung ihres Bruders Karl. Ihr letztes Auftreten war (1819) als Lady Randolf in „Douglas."

Ihr häusliches Leben wurde durch mancherlei Unfälle getrübt. Der Tod entriß ihr zwei liebliche Töchter und ihren ältesten Sohn; verunglückte Spekulationen ihres Gatten zerrütteten ihren Wohlstand. Nach ihrem Abgange von der Bühne hielt sie, auf ausdrückliche Einladung der Universitäten Cambridge und Oxford öffentliche Vorlesungen über Dichtkunst; zu Hause entzückte sie den Kreis ihrer Freunde durch Vorlesungen über Shakespeare. Mit ungeschwächter Geisteskraft und selbst in ihrem Aeußern von dem Finger der Zeit nur schonend berührt, verschied sie den 8. Juni 1831 in ihrem sechsundsiebenzigsten Lebensjahre.

Im tragischen Gebiete war sie die unvergleichliche Schauspielerin ihrer Zeit, obwohl in gewissen Rollen Manche mit ihr die Sympathie des Publikums getheilt haben mögen. Aber in Einer Beziehung stand sie allein auf ihrer Höhe; sie war die gebildetste aller Schauspielerinen, eine Frau von tiefer Einsicht und eine geborne Erforscherin der Natur in Absicht auf Vervollkommnung ihrer Kunst. Tag für Tag studirte sie Shakespeare und was auf ihn Bezug hatte, nicht als wäre er der alleinige Dichter der Bühne gewesen, dessen Zeichnungen sie mit ihrem eigenen schöpferischen Vermögen ausfüllen konnte, wohl aber weil sie in ihm den Hohepriester und Erklärer der menschlichen Natur erblickte, dessen Lehren sich anzueignen und, nachdem sie dieselben erfaßt, sie weiter zu verbreiten, die Aufgabe ihres Lebens war.


XCII
NICOL ZRINYI D J
1616
1664
SHERIDAN
1816
GARRICK
P C HARTMANN



Sie zählte nicht nur Männer, wie Johnson, Reynolds, Burke, Fox, zu ihren Freunden und Bewunderern, sondern erfreute sich auch der Achtung König Georgs III. und seiner Gemalin, und wurde oft in die Zirkel des Hofes gezogen; sie genoß die Verehrung Aller, die Liebe und Bewunderung derer, die sie näher kannten. Sie hatte einen gewissen Ernst in ihrem Wesen, und Solche, die ihr entfernter standen, wurden dadurch bewogen, ihr einen strengen Charakter zuzuschreiben. Daß dies nicht der Fall, daß sie vielmehr wohlwollend, heiter und zärtlich besorgt für das Wohl Derer war, welchen sie ihre Freundschaft schenkte, ist durch das Zeugniß Vieler und durch ihre eigenen Handlungen außer Zweifel gestellt. In der Westminsterabtei soll ihr jetzt ein Denkmal errichtet werden.

Niklas Zrinyi, der jüngere.

Geboren 1616. Gestorben 1664.

Wie unter den Deutschen Ulrich von Liechtenstein und Ulrich von Hutten, so glänzt unter den Ungarn als Ritter und Sänger der Graf Niklas von Zrinyi, der jüngere, der Urenkel des gleichnamigen Helden von Szigeth (siehe dessen Biographie im 1. Bande dieses Werkes, Seite 309). Sein Vater, Georg Zrinyi, Ban von Kroatien, der 1626 im schönsten Mannesalter, angeblich, doch unerweislich, von Wallenstein vergiftet, starb, führte seinen Sohn als Knaben mit sich auf das Schlachtfeld, und flößte ihm dadurch frühzeitig Muth, ritterlichen Sinn und Liebe zum Kriegshandwerke ein. Doch auch die sanfteren Seiten seines Geistes entwickelten sich neben seinen kriegerischen Eigenschaften; die Muse des Gesanges küßte ihn als einen ihrer Geweihten, und Held und Dichter zugleich führte er in einer, den poetischen Formen sich bereits entfremdenden Zeit ein wahrhaft ritterliches Leben. Zum Jünglinge erwachsen, brachte er, an der Spitze seiner Ungarn, den Schweden bei Skalitz empfindliche Verluste bei,

und züchtigte die Osmanen bei Kanisa. Durch seinen kaiserlichen Gönner, Ferdinand III., wurde er schon in Jünglingsjahren zum Oberststallmeister, nachmals zum Obergespan von Zala und Sümegh ernannt, und endlich 1647 zur Würde eines Banus von Kroatien erhoben. In dieser Eigenschaft wurde er 1647 den Ständen zu Warasdin feierlich vorgestellt und in sein Amt eingeführt, bei welchem Anlasse er in einer sinnigen Rede seine Bescheidenheit, seine Vaterlandsliebe, seinen Seelenadel an den Tag legte. Seitdem wird sein Name bei vielen wichtigen Vorfällen genannt. 1650 bestätigte er zu Légrád den mit der türkischen Besatzung von Kanisa geschlossenen Frieden, und im folgenden Jahre entriß er den Türken Kostainicza. Gleichzeitig schlichtete er die Unruhen zu Sziszek und Nowograd, vereitelte einige Streifzüge der Türken, jagte ihnen reiche Beute ab, und zauberte mit wunderbarer Eilfertigkeit, an der Einmündung der Mur in die Drave, die zur Schutzwehr gegen die Einfälle der Türken nach Steyermark bestimmte Feste Ujzriny hin. Ueberhaupt war er in den häufigen Fehden, die, trotz des bestehenden Friedens, an der Gränze, besonders an der kroatischen, zwischen den türkischen Begen und den ungarischen Gränzhauptleuten vorfielen, die hervorragendste Erscheinung. Im Jahre 1663 siegte er bei Ofen, dann bei Ujzriny und bei Gran, über die Türken. Ein Jahr darauf nahm er, an der Spitze von fünfundzwanzigtausend Streitern, den Türken mehre Festungen ab, legte die Eszecker Brücke in Asche, erschwerte hiedurch die Verbindung der Türken mit Steyermark, und stellte in diesem Lande und in Kroatien Ruhe und Sicherheit her. Abermals erschien er vor Kanisa, mußte aber, nach dem Willen des Kriegsrathes, seinen Planen entsagen. Auch seine kühne Absicht, dem Großwesire im offenen Felde die Stirne zu bieten, wurde durch Montecucculi vereitelt. Auf des Letzteren Verfügung mußten die ungarischen Truppen sogar Ujzriny räumen; daher kam es, daß die von Italienern und Franzosen schlecht vertheidigte Feste im Juni 1664 in türkische Gewalt gerieth und, ungeachtet der eifrigen Vorstellungen Zrinyi's und anderer Magnaten, mit der Pforte Frieden geschlossen wurde. Diese Vorgänge erfüllten Zrinyi's Seele mit Schwermuth, und in dieser Stimmung zog er sich auf seine Ahnenburg Csáktornya (Csákáthurn) zurück, wo Coligny und Feuillade vor ihrer Heimkehr bei ihm einsprachen und ungarische Gastfreundschaft fanden. Dem Ende seiner Lebensfreude folgte auch bald sein Lebensende; auf einer Jagd, am 18. November 1664, schlug dem erst achtundvierzigjährigen, kraftvollen Manne der Zahn eines

wilden Ebers eine tödtliche Wunde. Wie im Leben geliebt und ausgezeichnet, so wurde er im Tode allgemein beklagt. Der König von Spanien hatte ihn mit dem Orden des goldenen Vließes, Ludwig XIV. mit der Pairswürde beehrt; der deutsche Reichstag betrauerte ihn, und in Paris ordnete man ihm eine Todtenfeier an. Zrinyi, umsichtig in den Staatsgeschäften, verwegen im Kampfe, war einer der hochgebildetsten Männer seines Zeitalters; seine Burg, deren Pfeiler den Türkenschwärmen Trotz boten, umschloß in ihrem Innern eine Bibliothek, ein Münzkabinet und andere Sammlungen; auch war er mehrer Sprachen mächtig und besaß gediegene Kenntniß der alten und neuen Literatur. Unter seinen dichterischen Erzeugnissen ist sein Hauptwerk die »Zrinyade,» ein feuer- und kraftvolles Heldengedicht, in welchem er die Vertheidigung von Szigeth durch seinen gefeierten Ahnherrn besang, und bei dessen Abfassung ihm Tasso's „befreites Jerusalem» vorschwebte. Ein Buch über die Kriegswissenschaft, welches von ihm erschien, erregte zu seiner Zeit großes Aufsehen. Auch gibt es noch andere Gedichte von ihm an Viola. Ob dies eine wirkliche oder eine erdichtete Person, oder nur eine Blume sei (denn Veilchen heißt auf ungarisch Viola), läßt sich nicht bestimmen. Neuerdings ist das Andenken dieses berühmten ungarischen Dichters, durch Herausgabe seiner Werke und durch einen Roman, dem er als Held dient, mehrfach erneuert und angeregt worden.

Georg Rákóczy II.,

Großfürst von Siebenbürgen.

Geboren 1629. Gestorben 1660.

Dieser Träger eines berühmten Namens, nicht ohne Glanz im Leben, nicht ohne Ruhm im Tode, folgte seinem Vater, Georg Rákóczy I., dessen Abstammung und Thaten im zweiten Bande unseres Werkes (Seite 280 u. f.) geschildert worden, 1648 auf dem siebenbürgischen Fürstenstuhle.

Wortgetreu stellte er die Stadt Kaschau, die Burgen Tokaj, Diosgyör, Onod und die fünf Gespanschaften Ugocs, Beregh, Zemplin, Börsöd und Abaujvár, die seinem Vater auf seine Lebenszeit verliehen gewesen, dem Kaiser zurück, mußte aber, bei dem steten Herüberdrohen des türkischen Halbmondes, sich die Gunst der Wesire durch außerordentliche Geschenke, so wie jene des Sultans Mohammed IV. durch nachträglichen erhöhten Tribut erkaufen. Nachdem er, als eifriger Kalviner, seine Regierung mit feindseligen Maßregeln gegen die Jesuiten begonnen, ließ er von einigen Unruhigen sich zu einer Einmischung in die polnischen Angelegenheiten verleiten, hoffend mit Hilfe Schwedens den polnischen Thron zu besteigen oder doch ein Paar Provinzen zu erobern. Der ehrgeizige Plan schlug, nachdem Polen ein Waffenbündniß mit Oesterreich geschlossen, zum Verderben des jungen Fürsten aus. Mit einem zahlreichen Heere fiel er 1657 in Polen ein, und machte anfangs rasche Fortschritte. Aber bald sah er sich vom Glücke verlassen, verlor wichtige Plätze, wie Krakau, Posen und Brzesc, an die vereinigten Oesterreicher und Polen, mußte in dessen Folge einen beschwerlichen Rückzug antreten, endlich um Frieden bitten und eidlich angeloben, durch eine Gesandtschaft den König von Polen, den Tatarchan und den Großwesir wegen seines unternommenen Zuges um Verzeihung zu bitten, und Schadenersatz zu leisten. Entmuthigt zog er sich auf die Ecseder Burg zurück; aber sein Feldherr, Johann Keményi, welcher mit dem Reste des siebenbürgischen Heeres folgte, fiel in einen Hinterhalt der Tataren, wurde geschlagen, und verlor dreitausend Mann an Todten, dreiundzwanzigtausend an Gefangenen. Der unnütze und verderbliche Feldzug Rákóczy's erweckte diesem in Siebenbürgen selbst Unwillen und Feindschaft; die türkische Pforte sprach seine Absetzung aus, und beauftragte, kraft ihres angemaßten Einflusses, die Stände, einen neuen Fürsten zu wählen. Ihre Wahl traf den Franz Rhédey. Aber Rákóczy sammelte ein Heer, nahm den Fürstentitel wieder an, und bot die Siebenbürger zur Heerfahrt wider die Türken auf. An der Spitze eines Kriegshaufens überfiel er den zu Megyes versammelten Landtag, und zwang denselben, ihn abermals als Fürsten anzuerkennen, indem die Absicht der Pforte nicht sowohl gegen seine Person, als gegen des Landes Freiheit und Einheit gerichtet sey. Rhédey dankte hierauf freiwillig ab, mit dem eidlichen Versprechen, die Fürstenwürde selbst auf ausdrücklichen Befehl der Pforte nie wieder anzunehmen. Rákóczy aber zog voll frischen Muthes dem gegen ihn anrückenden Pascha von Ofen entgegen, schlug ihn bei Lippa, und schleifte die

eroberte Festung Arad. Als aber der Großwesir Mohammed Köprili mit hunderttausend Türken vor Borós-Jenö anlangte und diese Festung nahm, sich auch der Plätze Lugos und Karansebes bemächtigte, flüchtete Rákóczy, dem furchtbaren Gegner nicht gewachsen, in Wälder und Gebirge. Auch der Tatarchan fiel, mit den Woiwoden Silistriens, der Walachei und der Moldau vereinigt, in das Burzenland ein, brandschatzte Kronstadt und Hermannstadt, und verwüstete die Umgegend, bis die Stände gegen ein auferlegtes Strafgeld und Erhöhung des Zinses sich vom Großwesir Schonung erkauften, worauf, unter türkischem bewaffneten Beistande, Bartsay 1658 als Fürst von Siebenbürgen eingesetzt wurde. Von Rákóczy vertrieben, entsagte Bartsay alsbald seiner Würde. Rákóczy, durch ein Bündniß mit dem Woiwoden der Walachei gegen die Pforte verstärkt, erhob noch einmal trotzig sein Haupt, erzwang die Eröffnung eines Landtages zu Maros-Vásárhely, und ließ sich hier wieder als Fürst Siebenbürgens anerkennen. Sofort brach der Ofener Pascha Sidi Ahmed gegen ihn auf, und schlug ihn (21. November 1659) im Hetzeger Thale. Gleichwohl setzte Rákóczy den Kampf gegen den schwachen Bartsay erfolgreich fort, vermochte denselben sogar, mit ihm in geheime Unterhandlungen zu treten, mußte aber, von Sidi Ahmed neuerdings bedroht, die Belagerung von Hermannstadt aufheben. Nach neuen gewaltsamen Anstrengungen und Rüstungen entschloß er sich endlich, den Türken eine Hauptschlacht zu liefern, welche am 22. Mai 1660 am rechten Ufer der Szamos zwischen Klausenburg und Szamosfalva blutig entbrannte. Rákóczy focht heldenmüthig gegen die Uebermacht, und achtete nicht seiner Wunden. Da traf ihn ein Hieb in den Kopf, und bewußtlos wurde er vom Kampfplatze getragen. Sein Heer wurde umzingelt und größtentheils niedergemacht; er selbst starb am achtzehnten Tage nach der Schlacht (9. Juni) auf der Großwardeiner Burg an seinen Wunden. Mit seinem Urenkel Joseph, dem Prätendenten von Ungarn und Siebenbürgen, erlosch 1738 der Mannesstamm des berühmten Geschlechtes der Rákóczy.

anlaßte, und Pitt das Staatsruder mit so fester Hand ergriff, daß es ihm weder durch die Kunstgriffe, noch durch die Beredsamkeit der Oppositionspartei entrissen werden konnte. Von dieser Zeit an zeichnete sich Sheridan durch Energie unter jener Partei aus; seine Reden verfehlten nie, durch das Beißende ihres Witzes und das Hinreißende ihrer Sprache die öffentliche Bewunderung zu erregen. Beim Ausbruche der französischen Revolution erfuhr Sheridan sehr beleidigende Kränkungen von seinem alten Freunde und Bundesgenossen Edmund Burke, der ihn wegen seiner Schwachheit, eine gewisse Popularität durch Clubbs zu erlangen, freilich mit Recht, auf eine sehr bittere Weise Preis gab. Uebrigens muß man gestehen, daß Sheridan ächten Patriotismus zeigte, besonders zur Zeit der Empörungen unter den Seeleuten, und als die Gemeinden zur Vertheidigung des Königreichs aufgefordert wurden. Nach dem Tode seiner ersten Gattin 1792 heiratete er Miß Ogle, die Tochter des verstorbenen Dechanten Winchester, und da seine Partei nach Pitt's Tode wieder die Obergewalt erhielt, wurde er zum Schatzmeister des Seewesens ernannt. Als neun Monate nachher dieses Ministerium wieder aufgelöst wurde, erhielt Sheridan auf Verwendung des Prinzen von Wales das sine cura Amt eines Obereinnehmers des Herzogthums Cornwallis, welches 2000 Pfund einträgt. Ueberdies blieb er Mitdirektor von Drurylane bis an seinen Tod. Sheridan, welcher durch die Bearbeitung des Kotzebue'schen Trauerspiels „Rolla's Tod" unter dem Titel »Pizarro" sich mit dem Hofe und mit dem Ministerium aussöhnte, hätte unter solchen Umständen reich werden können; aber Neigung zum Trunke und üble Gesellschaften verleiteten ihn zu manchen unwürdigen Handlungen. Er starb in so dürftigen Umständen, daß er wenige Wochen vor seinem Tode von seinen Gläugern verhaftet worden wäre, wenn sich nicht zwei Freunde für ihn verwendet hätten. Seine Leiche wurde in der Westminsterabtei neben Shakespeare, Goldsmith und Händel beigesetzt. Mit seinem dramatischen Talente vereinigte er die Gabe eines angenehmen und lehrreichen Gesellschafters.

David Garrick.

Geboren 1716. Gestorben 1779.

Dieser große Mann erblickte das Licht der Welt in einer Schenke zu Heresford in England den 20. Februar 1716. Sein Vater war Hauptmann und lebte in angenehmen Umständen. Schon 1727 spielte Garrick in einer Schulkomödie den Sergeanten Kihl in dem Lustspiel: „The recruting officer" mit besonderem Talente. 1734 besuchte er einen Onkel, Kaufmann in Lissabon, kam aber 1738 zurück und hörte Samuel Johnsons Vorlesungen über die griechischen und römischen Klassiker. 1737 ging er nach London, um sich dem Studium der Rechte zu widmen. Aber nach dem bald erfolgten Tode des Vaters eröffnete er mit seinem Bruder ein Weingeschäft, gab dasselbe indessen bald wieder auf, um nur dem Theater zu leben, das seit der Kindheit seine ganze Seele erfüllte. Er betrat in Ipswich als Alboan im Trauerspiele Oroanoko das Theater unter dem Namen Lyddal mit gutem Erfolge. Nur einen Sommer hielt er das Jammerleben englischer herumziehender Gesellschaften aus; er ging dann nach London, wo er indessen trotz aller Mühe kein Engagement bei den großen Theatern fand, und ein Anerbieten Gifford's, des Eigenthümers von Goodmansfield-Theater, annehmen mußte, um nur angestellt zu werden. Im Oktober 1741 trat er hier zum ersten Male vor einem Londoner Publikum als Richard III. auf. Sein Erscheinen setzte alles in Erstaunen und Verlegenheit. Es war noch nicht erhört worden, daß ein junger Mensch von 24 Jahren, der erst vor Kurzem das Theater betreten, Besseres und Gediegeneres leistete, als alle Schauspieler Londons. Das Publikum drängte sich bald nach dem kleinen Theater und die großen Nationaltheater standen leer; Garrick erregte das Interesse von ganz London und den Neid aller Kollegen. Demungeachtet ging er 1742 nach Irland, wo man Alles aufbot, ihn festzuhalten; aber die vortheilhaften Anträge, die man ihm nun vom Drurylane-Theater machte, zogen ihn zurück und er spielte mit

immer steigendem Beifalle bis 1745 in London. Dann ging er abermals nach Irland, wo er im Vereine mit Sheridan die Direktion des Theaters in Snock-Alley leitete. Aber 1746 spielte er bereits wieder in London und zwar diesmal im Coventgarden-Theater; hier sammelte er in kurzer Zeit so viel Vermögen, daß er im Vereine mit Lacy dem banquerott gewordenen Fleetwood sein Eigenthumsrecht auf Drurylane abkaufte. 1747 eröffnete er sein Theater mit einer sehr tüchtigen Truppe, unter deren Mitgliedern Barry, Brithard und Cibber besonders glänzten. Die Gunst des Publikums wandte sich seinem neuen Unternehmen entschieden zu, und bald war Garrick reich und unabhängig. Bis 1776 blieb er in diesem Wirkungskreise als Direktor, erster Schauspieler und Theaterdichter, nur unternahm er 1763 und 1764 eine Reise nach dem Kontinent. Am 10. Juni 1776 trat Garrick zum letzten Male als Don Cäsar in Donna Diana auf, und nachdem er das Publikum noch einmal entzückt hatte, zog er sich ganz von der Bühne zurück. Leider konnte er die wohlverdiente Ruhe nicht genießen, Steinschmerzen quälten ihn unausgesetzt bis zu seinem Tode, der am 20. Januar 1779 in London erfolgte. Er wurde mit fast königlichem Pompe in der Westminsterabtei begraben. Garrick war einer der größten Schauspieler, die je gelebt; ohne von der Natur besonders vortheilhaft ausgestattet zu sein, wirkte er durch sein Genie unwiderstehlich auf das Publikum. Er war von Mittelgröße, angenehmer, aber nicht ausdrucksvoller Gesichtsbildung und hatte kein besonders starkes, aber sehr weiches, biegsames und klares Sprachorgan. Nennt man Garrick auch in tragischen und komischen Rollen gleich groß, so waren doch die ersteren sein eigentliches Element; mit nie geahnter Gewalt griff er in die Seele der Zuschauer und riß sie mit gleicher Sicherheit auf die Höhe des Jubels und in die Tiefe der innersten Schmerzerschütterung hin. — Als Mensch war er höchst achtungswerth, als Theaterdirektor unermüdlich, arbeitsam und unparteiisch, und erwarb sich wesentliche Verdienste um die innere Gestaltung und Fortentwickelung des englischen Theaters. Als Theaterdichter gehört er zu den wenigen Schauspielern, die sich einen bedeutenden Platz unter den Dichtern aller Nationen errungen; Garrick schrieb 27 Stücke, unter denen The Ling Valet, High life below stairs u. s. w. noch heute mit Beifall gegeben werden. Garricks Erscheinung, sagt A. W. Schlegel, macht Epoche in der Geschichte des englischen Theaters, weil er sein Talent hauptsächlich den großen Rollen Shakespeare's widmete, und auf die steigende Bewunderung für diesen Dichter seinen eigenen Ruhm baute. Bisher hatte man Shakespeare nur

in verstümmelten und entstellenden Bearbeitungen auf die Bühne gebracht. Garrick kehrte im Ganzen zu den wahren Originalen zurück; jedoch erlaubte er sich noch sehr unglückliche Veränderungen. Ohne Zweifel war Garrick ein sehr großer Schauspieler. Ob er Shakespeare's Rollen immer ganz im Sinne dieses Dichters gefaßt, möchte man selbst nach den lobpreisenden Beschreibungen seines Spieles bezweifeln. Indessen hat er einen edlen Wetteifer erregt, den Lieblingsdichter der Nation würdig darzustellen.

Phil. Karl Hartmann.

Geboren 1773. Gestorben 1830.

Hartmann gehört unter die seltenen, und man muß wohl sagen, immer seltener werdenden Männer, deren Leben, Denken, Lehren und Wirken in stiller Folgerichtigkeit, in gleichmäßiger Entwickelung, in ungetrübter Harmonie, ein in sich abgeschlossenes, vollendetes Ganze darstellt. Die Betrachtung eines solchen Lebensganzen hinterläßt ein besonders wohlthätiges und tröstendes Gefühl in einer Zeit wie die gegenwärtige, die, in die vielfachsten Interessen verschlungen, getheilt und zerstreut, ihr Leben mehr nach Außen lebt, und nur selten mehr einen Blick in das schöne, ruhige Innere eines geordneten, den Frieden in sich selbst suchenden und findenden Gemüthes gewährt.

Am 20. Januar 1773 zu Heiligenstadt bei Eichsfeld in preußisch Sachsen geboren, schien dem Knaben Hartmann bereits das Loos vorbestimmt, das ihn zu dem Manne bilden half, der er ward, das Loos: der Schmied seines eigenen Glückes zu sein. Im sechsten Lebensjahre des Vaters, im achten der Mutter beraubt, stand er, frühzeitig auf sich allein angewiesen, mit einem weichen Gemüthe und einem früh erwachten idealen Sinne und Streben, in der rauhen, kalt abweisenden Welt. Spärlich war das Erbtheil, das seine redlichen Eltern ihm hinterlassen hatten, und so hatte er mit dem Leben und zugleich mit dem Bedürfnisse seines höher strebenden Geistes zu ringen. Denn schon der erste Unterricht im väterlichen Hause

hatte vorzügliche Gaben in ihm gezeigt und entwickelt. Als es galt, einen Lebensberuf zu bestimmen, sollte Hartmann der Theologie sich widmen. Allein ein wohlhabenderer Oheim, der seine Liebe zu den Naturstudien und seine große Denkfähigkeit bemerkte, machte es ihm durch eine kleine Geldzulage möglich, nach Göttingen zu gehen, und dort der Philosophie und der Medizin seinen Eifer und seine Kräfte zuzuwenden. Das that er denn auch aus voller Seele; und hier war es, wo er die Liebe zur Philosophie faßte, die ihn bis an das Ende seines Lebens nicht mehr verließ; wo er die Keime zu jener ernsten, gründlichen, folgerichtigen Denk- und Forschweise legte, die dann so reife und gedeihliche Früchte gebracht haben. Um aber zum praktischen Arzte sich vollends durchzubilden und als solcher sein Glück zu suchen, was seinem philantropischen Sinne in idealem Lichte vorschwebte, ging er nach Wien, wo eben Peter Frank's Lehre und großes Beispiel Aller Augen auf sich zogen. Hier erhielt er am 31. Januar 1799 den Doktorgrad. Allein die hiemit verbundenen Geldopfer hatten den Rest seiner Baarschaft aufgezehrt. Mit unablässiger Mühe, bei Tag und Nacht, als Assistent eines beschäftigten Arztes in einer der Vorstädte der Residenz, sich besonders der Behandlung und Pflege der Aermeren und Aermsten hingebend, arbeitete sich der junge Mann die Dornenpfade der beginnenden Praxis hindurch. Im Jahre 1803 suchte er um die Stelle eines Physikers in der Versorgungsanstalt zu Mauerbach bei Wien an, und erhielt sie. Hier, in einer seinem ganzen Wesen zusagenden ländlichen Einsamkeit und Stille, fand er endlich den ersehnten Hafen, wo es ihm gegönnt war, seinem dringendsten inneren Bedürfnisse: der Wissenschaft, zu leben. Hier schrieb er sein erstes Werk, und mehre Aufsätze, die bereits das Gepräge seiner bleibenden Eigenthümlichkeit und ihres friedlichen Entstehungsortes an sich zeigten: eine stille, ruhige, versöhnende Abgeschlossenheit, Einheit mit der Natur und mit sich selbst. Sogar die poetische Muse scheint ihn hier zuweilen besucht zu haben; wenigstens ist gewiß, daß er ein Trauerspiel hier dichtete, welches jedoch nie, weder zur Aufführung noch zum Drucke gelangt ist. Eines seiner Werke, welches von hier ausging, ein Versuch, die Lebensweise der Menschen auf den Maßstab des Naturbedürfnisses zurückführen, unter dem Titel: »Glückseligkeitslehre,« hat erst später eine nachhaltigere Wirkung geäußert. Es besitzt viele der Vorzüge, die Hartmann eigen waren, ohne noch die an der Erfahrung geprüfte Reife seiner späteren Werke zu zeigen.

Doch war eine so entschiedene Geisteskraft nicht bestimmt, in dem stillen Wirkungskreise eines Waldthales eingeschlossen zu bleiben. Drei hier zugebrachte Jahre waren kaum abgelaufen, als Hartmann die Stelle eines Professors der Medizin am Lyceum zu Olmütz erhielt, und nun entfaltete sich in einer weiteren und höheren Lebenssphäre sein eigentliches Talent, sein ganzer Werth; so daß er bald darauf zum Rektor desselben Lyceums erwählt, und im Jahre 1811 als Professor an die hohe Schule Wiens berufen ward. Hier lebte, lehrte, schrieb und wirkte sofort Hartmann, als ein Stern erster Größe am Horizonte der Wissenschaft, durch siebzehn Jahre; und man würde diese Zeit die Epoche seines Glanzes nennen können, wenn Hartmann je geglänzt oder zu glänzen gewünscht hätte. Eine Reihe von Schriften, welche Mit- und Nachwelt als klassisch anerkennen, bezeichnet diesen Zeitraum. Die Eine derselben: „die Theorie der Medizin," seit Gaubius das gediegenste Lehrbuch zur Bildung des Arztes, ist zum Kodex für die Lehranstalten jener Zeit, im In- und Auslande, geworden; die andere: »der Geist des Menschen in seinen Verhältnissen zum physischen Leben,« unstreitig das Gründlichste und Klarste, was über diesen dunkeln Gegenstand geschrieben worden ist, hat auf die ganze gebildete Welt gewirkt, und man lernt, je tiefer man durch die schlichte Hülle eindringt, desto mehr den inneren Werth ihres goldenen Kernes schätzen. Aber nicht nur durch Schriften, vielleicht eben so sehr durch sein lebendiges Wort, als Lehrer, war Hartmann segenbringend. Alle, die ihn hörten, worunter viele der ausgezeichnetsten noch lebenden Aerzte gehören, rühmen die Klarheit, Besonnenheit, Ruhe, das schrittweise Entwickeln, die edle, begeisterte Wärme, die lehrreiche Ausführlichkeit seines Vortrages, der dann und wann durch freundlichen, schuldlosen Scherz gewürzt war.

Solche Verdienste fanden Anerkennung. Hartmann erhielt von Franz II. eine Gehaltszulage für seine Person, und als sein Name, durch Schüler und Werke, sich immer weiter verbreitete, mehrfache Auszeichnungen durch gelehrte Vereine und Institute. Ja, er erhielt dreimal einen ehrenvollen Ruf in fremde Länder: im Jahre 1814 vom Kaiser von Rußland, im Jahre 1819 von der Universität Bonn, im Jahre 1820 nach Berlin, um dort zu lehren und den Krankenanstalten vorzustehen; allein er nahm keine dieser, zum Theile glänzenden Einladungen an, und — obwohl an Geburt ein Fremder — zog er es vor, in Wien zu bleiben, und seinen gewohnten Wirkungskreis mit gewohnter Liebe und Treue auszufüllen. Es lag diesem Entschlusse noch ein anderes Motiv, ein länger im

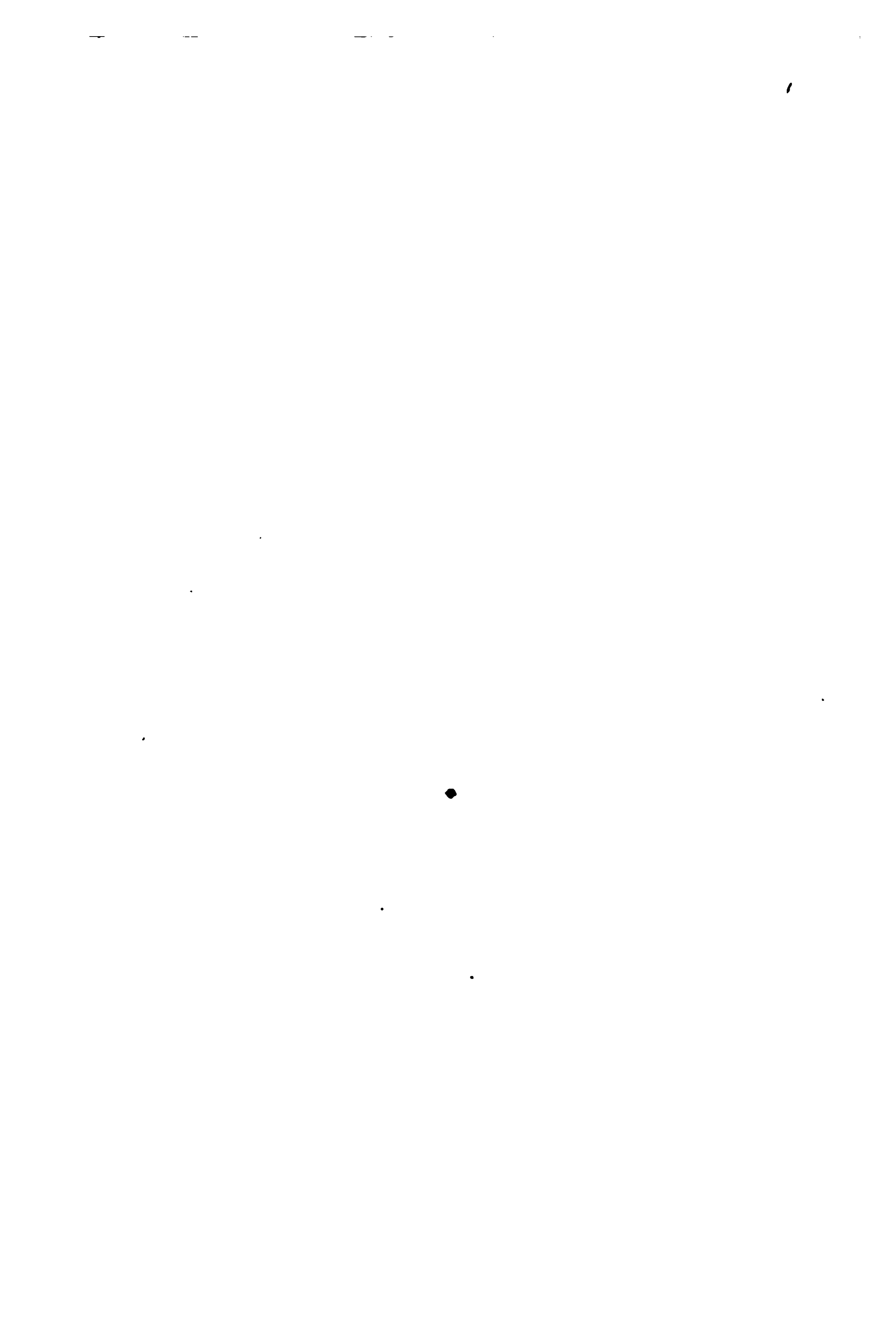
siebzig Akademien und Vereine — zu einer Zeit, als das noch eine wahre Auszeichnung war — zu ihrem Mitgliede gewählt. Eine neu entdeckte Pflanzengattung erhielt seinen Namen und eine wohlthätige Stiftung verewigte das Andenken an seine Jubelfeier. Aber nicht dieser Ruhm, wenn gleich als verdienter Ruhm, ein schönes, und für einen Deutschen ein seltenes Zeichen seines Werthes, sondern dieser Werth selbst, noch seltener als der Ruhm, machen uns den herrlichen Naturforscher, in dem sich weltbürgerliche Vielseitigkeit, deutscher Ernst und deutsche Gemüthlichkeit innig verbanden, so bedeutend.

Zu Gotha am 11. Mai 1752 geboren, studirte Blumenbach in Jena und Göttingen. Hier erhielt er im Jahre 1775 den medizinischen Doktorgrad, bald darauf die Aufsicht über das dortige Naturalienkabinet, dann eine außerordentliche und zuletzt eine ordentliche Professur der Medizin. Sein Vater, selbst Professor und ein warmer Freund der Naturbeschreibung, hatte frühzeitig die, dem Jugendleben so gemäße Liebe zu diesen Studien in ihm geweckt; der Besitz vieler Kupferwerke und Landkarten nährte und erhielt sie; eigene Bemühungen, besonders aber spätere Reisen, vollendeten sie und gaben ihr die Reife des Erlebten. Die erste dieser Reisen unternahm Blumenbach im Jahre 1783 in die Schweiz, das Lieblingsland der Natur; die zweite nach England, wo ihm besonders das Wohlwollen des berühmten Banks förderlich war, so, daß ihn der König zum großbritannischen Hofrathe ernannte; eine dritte nach Holland, und zuletzt im Jahre 1806 nach Paris, wo er bei Napoleon und, als Deputirter der Universität, im Hauptquartiere bei Bernadotte, dem nachmaligen Könige von Schweden, in ämtlicher Beziehung erschien und eine ehrenvolle Aufnahme fand. Der Orden der Ehrenlegion und Dankbezeigungen seiner hohen Schule waren die Folgen dieser Dienstleistungen.

Als Schriftsteller eröffnete Blumenbach seine Laufbahn durch seine Inauguralschrift: „von der ursprünglichen Verschiedenheit des menschlichen Geschlechtes.“ Nie hat wohl eine Inauguralschrift eine Bedeutung erlangt wie diese, und sie verdiente es auch. Sie erlebte viele Auflagen, und ward Anlaß zur Gründung einer merkwürdigen Schädelsammlung, welche mehre Monarchen beschenkten und die Regierung zu einem hohen Preise ankaufte. Die Naturgeschichte des Menschen bildete von jener Zeit an den Kern von Blumenbach's wissenschaftlicher Thätigkeit. Mehr als siebzig, man darf sagen an Gehalt gleichverdienstliche Schriften, sind die bleibenden Zeugnisse derselben. Sein Lehrbuch der Naturgeschichte, das in eilf Auflagen,

XCIII





die Nachdrücke nicht gerechnet, erschien, war ebenfalls des Meisters würdig. Im Interesse seiner ferneren anthropologischen Studien legte er eine Schädelsammlung an, die nachmals zu den größten aller vorhandenen Collectionen erwuchs und ihn wiederum zu zwei werthvollen Schriften, so wie zur Herausgabe von Abbildungen der Racenschädel veranlaßte. Als Physiolog zog er die Aufmerksamkeit des gelehrten Europa durch seine Abhandlung: „Ueber den Bildungstrieb und das Zeugungsgeschäft," auf sich, indem seine Ideen von den damals herrschenden sehr abwichen, außerdem noch durch die „Institutiones physiologicae." Nicht minder großen Beifall fand in jener Zeit sein „Handbuch der Naturgeschichte." Sein letztes und bleibendes Verdienst ist es, daß er der vergleichenden Anatomie zuerst Eingang in Deutschland verschaffte, theils durch Vorträge, theils durch sein „Handbuch der vergleichenden Anatomie und Physiologie," welches fast in alle Hauptsprachen Europa's übersetzt worden ist. Er starb zu Göttingen am 22. Jänner 1840.

Graf Radetzky.*)

Geboren 1766.

Joseph Graf Radetzky von Radetz wurde den 2. November 1766 zu Trebnitz in Böhmen aus einem altadeligen, dem deutschen Radeck stammverwandten Geschlechte jenes Landes geboren. 1784 begann er seine militärische Laufbahn als Privatcadet im 2. k. k. Kürassier-Regimente; der Türkenkrieg 1788 und 1789 fand ihn in den Reihen des österreichischen Heeres. Seine ausgezeichneten Talente brachte der italienische Feldzug von 1799 an's Licht; er stieg zum Obersten im 3. Kü-

*) Diese Abbildung, so wie die meisten der nachfolgenden ruhmgekrönten Heerführer Oesterreichs, entnahmen wir dem in seiner Art einzigen Werke: „Radetzky und die Helden Oesterreichs 1848—1849. Gezeichnet vom Herrn Hauptmann W. Stallitzky," der uns die Benützung auf das Gefälligste zugestanden, wofür wir ihm hier unseren innigsten Dank abstatten, und zugleich auf diese großartigen Prachtbilder in ganzer Figur und in Groß-Folio, alle Jene aufmerksam zu machen wünschen, denen sie noch nicht bekannt sein sollten.

rassier-Regimente, focht als solcher bei Hohenlinden, und wurde nach beendigtem Kampfe mit dem Theresienkreuze geziert. 1805 stieg er zum Generalmajor, 1809 zum Feldmarschall-Lieutenant. Bei Wagram widerstand er den heftigsten Angriffen des Feindes, und deckte den Rückzug. Seine Belohnung war die Ernennung zum Chef des Generalstabes und das Commandeurkreuz des Theresienordens. Während der Feldzüge 1813—1815 dem Generalissimus der verbündeten Heere, Fürsten Karl Schwarzenberg, als Chef des Generalstabes zugetheilt, ward ihm die Lösung tausend verwickelter, diplomatischer und militärischer Fragen aufgegeben, bei denen nicht das treue Schwert, sondern die eiserne Ausdauer des Geistes, Rath schaffen mußte. — An seine Verdienste um ganz Europa in jenen großen Kriegen erinnern mehr als zwanzig Insignien der vornehmsten europäischen Orden, welche ihm damals oder seitdem verliehen wurden. 1829 wurde er zum General der Cavallerie und zum Festungs-Commandanten in Olmütz, 1831 zum commandirenden Generale im lombardisch-venetianischen Königreiche ernannt; 1836 erfolgte seine Erhebung zum Feldmarschall.

Die lange Friedensepoche ließ der denkende Feldherr nicht in Unthätigkeit vorübergehen. Neben seinen gewohnten Dienstleistungen beschäftigte ihn die Ausbildung eines Systems der Taktik, und seine tiefdurchdachten Ideen brachte er nunmehr bei den jährlichen großen Manoeuvren an der Etsch und am Mincio auf den nämlichen Feldern zur Vollziehung, wo in unseren Tagen auch deren praktische Anwendbarkeit vor dem Feinde sich so glorreich bewähren sollte.

Als Italiens Revolution immer heißer unter dem Boden brannte, wo Radetzky mit seinen Tapferen stand, sprach dieser in seinem berühmten Armeebefehle vom 19. Jänner 1848 mit fast prophetischem Bewußtsein aus, was die Empörung zu fürchten und zu hoffen habe: „Möge man uns nicht zwingen, die Fahne des Doppeladlers zu entfalten; die Kraft seiner Schwingen ist noch nicht gelähmt!“ — Als aber dann Mailand im wüthenden Aufruhre sich erhob, und ringsum in weiten Kreisen die Feuersäule der Rebellion wogte, da zeigte Radetzky sich in der vollen Selbstbeherrschung des wahren Helden; denn weit entfernt, einem kriegerischen Starrsinne das Heer und Oesterreichs Zukunft zu opfern, bewältigte er die Umstände vielmehr dadurch, daß er für den Augenblick ihnen wich. „Es war ein furchtbarer Entschluß, aber Mailand mußte geräumt werden.“ Radetzky war eigentlich nicht gewichen, er hatte nur

den Schauplatz seiner Siege gewechselt. Allen Hindernissen, allen Gefahren, Mühseligkeiten und Entbehrungen zum Trotze, stand er plötzlich wieder in der trefflichst gewählten Stellung, in welcher er seinen Feinden, die ihn vernichtet, sein Heer zerstäubt wähnten, furchtbarer als jemals Schach bot, und das ganze große Feld des künftigen Kampfes von da aus beherrschte. Am 6. Mai wurde die vereinigte italienische Armee bei dem Angriffe auf Verona blutig zurückgewiesen; am 29. Mai die neapolitanischen und toscanischen Hilfstruppen bei Curtatone völlig vernichtet; am 10. und 14. Juni das päpstliche Hilfscorps in Vicenza und Treviso zur Capitulation genöthigt, und vom 23. bis 27. Juli bei Sona, Sommacampagna, Custozza, Volta und Goito nicht nur die glänzendsten Siege erfochten, sondern auch der Rest der flüchtigen sardinischen Armee am 6. August in Mailand zur Capitulation gezwungen. Das österreichische Italien war zurückerobert, und nur die Lagunen Venedigs setzten der Herrschaft des Doppeladlers noch ein vorübergehendes Ziel.

Noch einmal eilte im folgenden Jahre der bethörte Sardenkönig herbei, um das gesunkene Banner der Revolution auf's Neue zu erheben. Aber Radetzky's Schwert traf ihn tief und tödtlich mit dem Doppelstreiche bei Mortara und Novara (22. und 23. März), und die Macht der eisernen Krone war wieder gesichert. Milde und Verzeihung gingen im Gefolge des schnellen Siegers, und gewannen ihm die Herzen selbst der Widerspänstigen. Radetzky, der Mann im Gewühle der Feinde, hat keinen Feind.

Wie die Menschen, so scheint auch die Natur ihn mit Vorliebe zu behandeln, und ihre strengen Gesetze nicht auf den hochbejahrten Helden zu erstrecken. Die Spannkraft seines Geistes wird durch die Zeit, statt gelockert, vielmehr gehärtet; sogar das Glück, die wankelmüthige Braut der Jugend, schmiegt sich mit der Treue einer rechtmäßigen Gattin an den greisen Gebieter der Schlachten, und die Jahre, die Alles um ihn her altern, verjüngen diese wunderbare, geheimnißvolle Menschennatur.

Albrecht (Friedrich Rudolph),

Erzherzog von Oesterreich.

Geboren 1817.

Wie sein Vater, der Sieger von Aspern, so ist auch Erzherzog Albrecht ein würdiger Träger jenes angestammten Erbe von Heldenthum und Kriegsberufe, das dem Hause Habsburg-Oesterreich noch in keiner Generation entzogen war. Frühzeitig für die militärische Laufbahn vorbereitet, trat der junge Erzherzog 1837 in die praktische Dienstleistung, kam, 1840 zum Generalmajor befördert, als Brigadier nach Graz, wurde 1843 zum Feldmarschall-Lieutenant und ad latus bei dem mährisch-schlesischen General-Commando, 1845 zum commandirenden General von Oesterreich ob und unter der Enns nebst Salzburg ernannt. Als solcher machte er die theoretische und praktische Ausbildung der ihm unterstehenden Truppen zu einem seiner Hauptaugenmerke, gab auch einen eigenen praktischen Vorposten-, Lager- und Felddienst zum Unterricht heraus, und ließ denselben in den Lagern bei Neustadt einüben. Sein leutseliges Benehmen, seine stets eifrige Sorge für das Wohl des Mannes, erwarb ihm die Verehrung und Liebe aller Soldaten. Aber eben diese Beliebtheit im Heere war es auch, die ihm den Haß einer im Finstern schleichenden Umsturzpartei und des seit den Märzvorgängen 1848 entfesselten Pöbels, so wie der Führer und Meister des letzteren, zuzog. Des Erzherzogs biederer und aufrichtiger Charakter vertrug sich zwar sehr wohl mit seiner Treue für Kaiser und Vaterland, mit seiner ehrlichen und wahren Liebe zum Volke, hielt ihn aber ab, auf unwürdige Weise um die Gunst der schwankenden Menge zu buhlen. Unter diesen Verhältnissen legte er daher seine Stelle in die Hände des Kaisers nieder. Die Hoffnung, welche er dabei aussprach, daß er und die Truppen, von welchen er schied, sich auf der Bahn des Ruhmes und der Ehre vereinigt wiederfinden würden, sollte sehr bald sich erfüllen. Er ging zur Armee nach Italien, wo er sich den Operationen des Feldmarschalls Radetzky freiwillig anschloß und, nach dem ausdrücklichen Zeug-

nisse des Feldmarschalls, als Brigadier nicht allein durch persönlichen Muth, das Erbtheil seines Hauses, sondern auch durch Aufmunterung und Aneiferung aller Untergebenen, durch Eindringen in den Geist der Bewegungen in Schlachten, somit in die Vorschule seines einstigen Wirkens, sich des hohen militärischen Berufes würdig zeigte.

Als 1849 der abermalige Krieg gegen Piemont losbrach, öffnete sich dem Erzherzoge, welcher mittlerweile ein Truppen-Divisions-Commando bei der Armee übernommen hatte, der ersehnte erweiterte Wirkungskreis. Schon bei dem forcirten Uebergange über den Ticino bei Pavia und dem dabei stattgefundenen kleinen Gefechte bei Gravellone gab der Erzherzog Beweise eines seltenen persönlichen Muthes. Bei dem Angriffe auf Mortara hielt er sich mit seiner Division gegen eine feindliche Uebermacht von mehr als 16,000 Mann, und unbedingt sprach ihm der Feldmarschall einen Hauptantheil an dem Gelingen der Einnahme von Mortara zu. Eine nicht minder eingreifende und entscheidende Thätigkeit entwickelte der tapfere Prinz in der darauf folgenden Schlacht bei Novara. Der Feldmarschall stellte in seiner Relation das Verdienst des Erzherzogs dem des Feldzeugmeisters d'Aspre zunächst, und empfahl ihn für den Theresienorden. Der Kaiser übersendete ihm daher das Ritterkreuz des letzteren; auf den Antrag des Ordenscapitels aber erhielt er das Commandeurkreuz. Zu vielen ausländischen Orden gesellte sich dann auch das k. k. Militär-Verdienstkreuz. Im Herbste 1849 wurde er zum Commandanten des 3. Armeecorps in Böhmen, nebstdem auch zum Gouverneur der Bundesfestung Mainz, 1850 zum General der Cavallerie ernannt und mit der Führung des Landes-Militärcommando in Böhmen beauftragt. Am 12. September 1851 erfolgte seine Ernennung zum Commandanten der dritten Armee, und zum Militär- und Civilgouverneur des Königreichs Ungarn, wo er gleich im Beginne seiner neuen Wirksamkeit durch energische Leitung der Verwaltung, durch Wohlwollen und ehrende Rücksicht auf die Nationalität des Landes, die Bewohner des letzteren zu seinen wärmsten Verehrern gemacht hat.

Freiherr v. Heß.

Geboren 1788.

Wien ist die Vaterstadt dieses tieferfahrenen Generals. 1805 trat Heinrich Ritter von Heß in die Armee. Im Feldzuge 1809 zeigte er bei mehreren Gelegenheiten seinen militärischen Beruf und seine Bravour, und erntete bei Wagram die Anerkennung des Erzherzogs Carl. 1813 im General-Quartiermeisterstabe zum Hauptmanne befördert, machte er die folgenden Feldzüge bei der Armee in Deutschland mit, und wurde in der Schlacht bei Leipzig, so wie 1814 in den Gefechten bei Genf und Lyon, unter den Ausgezeichneten genannt. 1815 rückte er zum Major, 1822 zum Oberstlieutenant, 1829 zum Oberst und Regiments-Commandanten vor. 1830 mit der Direction der Generalstabs-Abtheilung bei dem mobilen Armeecorps in Oberitalien beauftragt, entwarf er nach Andeutung des Feldmarschalls Radetzky die treffliche neue Feld- und Manoeuvrir-Instruction für die Infanterie, Cavallerie und Artillerie. 1834 wurde er zum Generalmajor und Brigadier in Mähren ernannt, und 1840 mit der Leitung der Geschäfte des General-Quartiermeisterstabes beauftragt. 1842 zum Feldmarschall-Lieutenant mit Beibehaltung seiner Anstellung befördert, wurde er 1844 zum Inhaber des Infanterieregimentes Nr. 49, und 1848 zum General-Quartiermeister bei der Armee von Italien ernannt.

Bei seinem Eintreffen in Verona war er es, der, nach der Verstärkung der Armee durch das Corps des Grafen Nugent, jenen kühnen Plan zu dem raschen Marsche nach Mantua, Curtatone und Vicenza entwarf. Der Feldmarschall nennt unter den Namen aller jener seiner Kriegsgefährten, welche sich durch Einsicht, Muth und Entschlossenheit bei dieser Operation ausgezeichnet haben, den Feldmarschall-Lieutenant Heß obenan.

Bei den Kriegsbegebenheiten der österreichischen Armee in Italien, vom 13. Juni bis 9. August 1848, hatte Heß, im Auftrage des Feldmarschalls, nach einer genauen Recognoscirung aller feindlichen Auf-

stellungen, den großartigen Plan zu den rein offensiven Bewegungen der österreichischen Armee entworfen, in dessen Folge das Centrum des Feindes durchbrochen, die Piemontesen bei Custozza geschlagen, und dann in rastloser, unaufhörlicher Verfolgung bis über die Gränzen des österreichischen Gebietes zurückgeworfen wurden.

Als Sardinien im März 1849 den Waffenstillstand kündigte, entwarf Heß den Plan zu jenem fünftägigen Feldzuge, der in den Annalen der Kriegsgeschichte für immer ein außerordentlicher genannt werden wird. Hochherzig bezeugte es der Feldmarschall, daß der bei weitem größte Antheil an den Erfolgen, den die Waffen des Kaisers in jenem Feldzuge errungen, dem Feldmarschall-Lieutenant von Heß gebühre.

Schon 1848 hatte Heß die höchste militärische Auszeichnung, den Maria-Theresienorden, erhalten. Das folgende Jahr brachte ihm neue Ehren. Er wurde zum Feldzeugmeister, zum wirklichen geheimen Rathe, zum Chef des Generalstabes der gesammten Armee ernannt, und aus dem Ritter- in den Freiherrnstand erhoben. 1850 wurde die administrative Section der Centralkanzlei des Kaisers dem Feldzeugmeister Freiherrn von Heß unterordnet. Auch von auswärts krönten Ehrenbezeigungen aller Art den Mann, der mit Kopf und Arm die Siegesepoche Oesterreichs vorzubereiten und herbeizuführen so erfolgreich mitgewirkt hatte.

Freiherr d'Aspre.

Geboren 1789. Gestorben 1850.

Konstantin Freiherr d'Aspre, der würdige Sohn des bei Wagram auf dem Felde der Ehre gefallenen Generals, kam in Brüssel zur Welt, und trat 1806 in die österreichische Armee, in welcher er den Feldzügen 1809 und 1812 beiwohnte. Zum Hauptmanne avancirt, war er während des Feldzuges 1813 bei der Armee von Italien als Generalstabsofficier, und erprobte als solcher bereits durch mehrere glänzende Waffenthaten seinen Muth, so wie seine Geschicklichkeit in der Leitung

von Bewegungen Noch größern Ruhm erntete er als Major 1815 in dem Feldzuge gegen Murat, hielt selbst im Rückzuge vor den überlegenen Streitkräften des General Manes den Feind fortwährend im Schach, und krönte dann sein Werk durch die kühne Eroberung des neapolitanischen Lagers bei Mignago. Der Kaiser ernannte ihn dafür außer dem Capitel zum Maria-Theresia-Ordens-Ritter. 1820 nahm er Theil an der Expedition gegen die neapolitanischen Insurgenten, und wurde 1821 zum Oberstlieutenant, 1825 zum Obersten und Regimentscommandanten befördert. 1830 wohnte er dem Zuge gegen die Insurgenten in den Legationen bei, stieg 1833 zum Generalmajor und Brigadier in Böhmen, wurde 1840 Feldmarschallieutenant und Divisionär in Italien, 1846 Commandant des zweiten Armeecorps in Italien.

Bei Ausbruche des italienischen Aufstands 1848 zog d'Aspre schnell die verfügbaren, nahen Truppentheile an sich, setzte sich in Verbindung mit dem Feldmarschall Radetzky, und leitete während der glänzenden Gefechte des ersten Armeecorps auf den Höhen von Vicenza mit großer Umsicht die Bewegungen und den Angriff des zweiten Armeecorps. In den ruhmreichen Schlachten und Gefechten von Sona, Sommacampagna, Custozza und Volta glänzt d'Aspre's Name unter den Heldengestirnen erster Größe. Bald öffneten sich ihm auch Brescia's Thore, und seine tapfere Brust schmückte jetzt, nebst anderen hohen Auszeichnungen, auch das Commandeurkreuz des Theresien-Ordens.

Zum Feldzeugmeister ernannt, pflückte d'Aspre in dem fünftägigen italienischen Feldzuge 1849 neue Lorbeern, und sein Name ist mit den Siegen von Mortara und Novara auf das Engste verknüpft. Der Feldmarschall nannte ihn, der, als Führer des zweiten Armeecorps, mit seinem Corps Mortara eroberte und bei Novara durch fünf Stunden den Frontangriff des Feindes mit der Minderzahl heldenmüthig aushielt, den „Ersten von Allen."

Später rückte er mit den, zur Intervenirung in das Toscanische bestimmten Truppen über den Po, nahm das widersetzliche Livorno mit Sturm, bewältigte hier mit fester Hand einen abermaligen Aufstandsversuch, und übernahm nach der neuen Armee-Eintheilung im Herbste 1849 das 6. Armeecorps in Piacenza. Von hier wurde dann das Hauptquartier jenes Corps nach Padua verlegt. Die Aufgabe dieses ruhmwürdigen Daseins war erfüllt, der Feind besiegt, Oesterreichs neue Zukunft verbürgt. Das tapfere Schwert sollte keinen Kampf mehr mitschlagen, denn

schon am 24. Mai 1850 schied der edle Feldherr zu Padua, nach kurzer Krankheit, aus dem Leben.

Freiherr v. Haynau.

Geboren 1786.

Julius Freiherr von Haynau, einem hessischen Adelsgeschlechte entsprossen, kam in Kassel zur Welt, trat 1801 als Lieutenant in österreichische Dienste, machte sich schon im Feldzuge 1805 durch Tapferkeit und militärische Einsicht bemerklich, und wurde beim Beginne des Feldzuges 1813 außer seiner Tour zum Major befördert. Als solcher erhielt er den Auftrag, ein nur aus Ausländern bestehendes, sogenanntes »deutsches leichtes Bataillon" zu errichten. Er entledigte sich dieses Auftrages mit solchem Eifer und Geschicke, daß er nach sechs Wochen nach Italien marschiren konnte, wo das Bataillon die Feldzüge von 1813 und 1814 mitmachte. 1815 erhielt er den Befehl, das Commando der Vorhut im Corps des Feldzeugmeisters Colloredo zu übernehmen. Hier entwickelte er jene Kühnheit, jenen Unternehmungsgeist, jene Wachsamkeit und unermüdliche Thätigkeit, welche ihn bis auf die neueste Zeit charakterisirt haben. 1824 wurde er Oberstlieutenant, 1830 Oberst, 1835 Generalmajor und Brigadier in Italien, 1844 Feldmarschall-Lieutenant und Divisionär in Graz, 1845 Inhaber des Infanterieregimentes Nr. 57. Zwei Jahre später wurde er als Divisionär nach Temesvar versetzt.

Bei dem Ausbruche des Krieges in Italien 1848 trat er freiwillig als Oberst in das nach ihm benannte Regiment. Dann wurde er mit unbeschränkter Vollmacht Festungscommandant in Verona, in welcher Eigenschaft er entscheidenden Einfluß auf den glücklichen Ausgang der Schlacht bei Custozza übte, und nach einigen Monaten Commandant des 3. Armeecorps. Im Feldzuge von 1849 unterdrückte er den Aufstand in Brescia mit blitzschneller Entschlossenheit. Seitdem wurde sein Name, den die Italiener charakteristisch „Einhau" aussprechen, ein Schrecken aller Revolutionärs. Er wurde zur Leitung der Belagerung des Forts

von Malghera berufen, dessen Fall er vorbereitete, aber nicht mehr sah, da er (30. Mai), unter gleichzeitiger Ernennung zum Feldzeugmeister, das Obercommando der Armee in Ungarn erhielt.

Der ermattende Feldzug in Ungarn nahm mit Haynau's Auftreten schnell eine andere, kraftvollere und zuversichtlichere Gestalt an. Das Vertrauen der Truppen wurde wieder erweckt und gesteigert, und der kühne, entschlußreiche Wille des Oberfeldherrn riß die Armee im freudigen Vorwärts mit sich fort. Die mit reißender Schnelligkeit auf einander folgenden Siege bei Uj-Szegedin, Söregh und Temesvar waren gleichsam nur Ein Schwertstreich mit drei Wendungen, und dieses glänzende Dreiblatt von Siegen, das der Feldherr im Fluge pflückte, brach die Macht der Rebellion für immer.

Das Großkreuz des Maria-Theresien-Ordens schmückte, nebst vielen anderen Sternen der Ehre, die tapfere Brust des Siegers, und bei der im Spätherbste 1849 eingetretenen neuen Organisation der Armee erhielt Feldzeugmeister Haynau das 3. Armeecommando mit dem Hauptquartier in Ofen. Aber der Boden der friedlichen Staatskunst war für den greisen Helden schlüpfriger, als die blutige Erde der Schlachten, die er mit festem Fuße und ohne Straucheln betreten. Im Juli 1850 wurde er der Stelle als Befehlshaber der 3. Armee enthoben und in Ruhestand versetzt. Doch die Achtung seines Kaisers, die Liebe der Armee, die Bewunderung Aller, die für große und kühne Thaten ein Gefühl haben, folgte ihm in die Stille des Privatlebens nach. Standhaft, wie diese Sympathien der Guten, erwies sich ihm auch der Haß der Schlechten, die den Pöbel zu London zu ihrem Werkzeuge erwählten, und durch diesen, in der Meinung, den geehrten Feldherrn zu beleidigen, sich selbst beschimpften und brandmarkten.

Ritter v. Schönhals.

Geboren 1788.

Der Demosthenes der österreichischen Armee, Karl von Schönhals, wurde den 15. November 1788 zu Braunfels in der preußischen Rheinprovinz geboren, und trat, einer unwiderstehlichen Neigung zum Militärstande folgend, 1807 als Portepeefähnrich in das k. k. Jägerregiment Nr. 64 ein, in welchem er bald zum Unterlieutenant befördert wurde. Bei Aspern 1809 schwer verwundet, mußte er vier Jahre lang, neben körperlichen Schmerzen, auch das Weh über den unglücklichen Ausgang des Krieges im unthätigen Garnisonsdienste ertragen. Bei Dresden 1813 wurde er abermals so stark verwundet, daß er auf längere Zeit kampfunfähig und dadurch verhindert wurde, ferner an den Kämpfen in Deutschland Theil zu nehmen. 1814 zum Hauptmanne in dem italienischen Freicorps unter Schneider ernannt, wohnte er dem Feldzuge gegen Murat, und 1821 zum 3. Jägerbataillon versetzt, dem Feldzuge gegen die neapolitanischen Insurgenten bei. 1829 wurde er zum Major beim Infanterieregimente Nr. 17, und zum Generalcommando-Adjutanten zu Verona, 1830 zum Oberstlieutenant und zum Generaladjutanten des Generals der Cavallerie Frimont in Mailand ernannt, 1832 in dieser Eigenschaft dem Feldmarschall Radetzky zugetheilt und zum Obersten befördert. 1838 avancirte er zum Generalmajor, 1846 zum Feldmarschall-Lieutenant in seiner Anstellung.

Radetzky's Scharfblick lernte schnell das außergewöhnliche Talent seines Generaladjutanten kennen und nützen, und vornehmlich war es Schönhals, der die Ideen des Marschalls in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit zu erfassen wußte und zu ihrer praktischen Ausführung auf das Thätigste mitwirkte.

Bei dem Aufstande in der Lombardie 1848 konnte Schönhals seine militärische Fähigkeit in außerordentlicher Weise bewähren. Ihm vorzüglich ist das glückliche Gelingen des, bei aller Schwierigkeit stets geordneten und ohne Verlust ausgeführten Abzuges der Oesterreicher aus dem aufrührerischen Mailand, und die feste Haltung der Armee an der

Etsch gegen den dreifach überlegenen Feind zuzuschreiben, bis nach kurzer Erholung Radetzky unverweilt die Offensive wieder ergreifen konnte. Der glückliche Feldzug jenes Jahres in Italien ist ganz besonders Schönhals' Verdienst. Der von ihm mit besonnener Kühnheit entworfene Feldzugsplan fesselte den Sieg an Oesterreichs Fahnen, und gehoben wurde das Heer durch die glanzvollen, meisterhaften, aus Schönhals' Feder geflossenen Armeeberichte, durch welche Radetzky seine Siege der erstaunten Welt verkündete, und die als Muster schwungvoller, tief zu Herzen gehender militärischer Beredsamkeit anerkannt und gefeiert sind.

Den siegreichen Erfolg der kaiserlichen Waffen in dem fünftägigen Feldzuge 1849 schreibt Radetzky zum großen Theil selbst den Verdiensten seines ersten Generaladjutanten zu. Die Hand seines gerechten Monarchen schmückte ihn mit dem Maria-Theresien-Orden, und im October jenes Jahres wurde Schönhals zum Mitgliede der provisorischen Bundes-Centralcommission zu Frankfurt am Main ernannt. Die Aenderung in der Leitung der Bundesangelegenheiten veranlaßte jedoch im folgenden Jahre die Abberufung des Feldmarschall-Lieutenants, welcher in Wien zur Disponibilität gestellt und 1851 als Feldzeugmeister pensionirt wurde.

Nicht durch seine strategischen Vorzüge und den eigenthümlichen, ritterlichen, poetischen Glanz seines militärischen Styles allein, steht Schönhals so hoch; seine persönliche Tapferkeit, die Unbefangenheit, mit welcher er sich dem heftigsten Kugelregen aussetzt, seine Freundlichkeit auch gegen den Geringsten, seine gewinnende Rede und seine väterliche Fürsorge haben ihn den beliebtesten Führern der österreichischen Armee in Italien an die Seite gestellt.



Königin von Preußen.

Geboren 1776. Gestorben 1810.

Das Andenken dieser herrlichen Fürstin wird ihrem Volke ewig theuer bleiben. Sie ist die Märtyrin einer düstern, trostleeren Zeit, gegen die

sie mit zarter und doch kraftvoller Hand, obwohl vergebens, ankämpfte, und fast könnte man die edle Gestalt dieser Königin ein Bild des trauernden Deutschlands nennen, wie es damals unter den Streichen des fremden Eroberers ermattend und verblutend dahinsank.

Luise (Auguste Wilhelmine Amalie) war die Tochter des Herzogs Karl Ludwig von Mecklenburg-Strelitz, und erhielt eine, ihrem Geiste entsprechende, treffliche Erziehung. Auf einer Reise lernte sie 1793 zu Frankfurt am Main der damalige Kronprinz von Preußen kennen, wurde von ihrer körperlichen, wie von der Schönheit ihrer Seele gefesselt, und wählte sie zu seiner Gemahlin. Im stillen, häuslichen Kreise entfaltete sich von jetzt an der seltene Charakter der jungen Fürstin in seiner ganzen Anspruchlosigkeit und Liebenswürdigkeit. Klein nur war jetzt noch der Kreis, in welchem sie waltete, aber in ihm war sie angebetet, und mit froher Fassung blickte das Volk in die Zukunft, da es seinem einstigen Herrscher diesen Genius der Milde und Liebe an der Seite wußte. Laut äußerte sich daher die Begeisterung, als sie nach der Thronbesteigung ihres Gemahls, Friedrich Wilhelm III., im Jahre 1797 mit ihm ihrem Volke sich zeigte. Der Adel ihrer Gesinnung bewährte sich am sichersten in der Unwandelbarkeit ihres Charakters; denn sie betrachtete ihre hohe Stellung nur als eine Anforderung mehr, für das Wohl ihres Volkes Sorge zu tragen, und ihr größtes Verdienst bestand eben darin, daß sie als Königin die ganze Anspruchlosigkeit des Familienlebens zu bewahren wußte. So verlebte sie im vollen Genusse der Liebe des Königs und ihres Volkes glückliche Tage, bis das Unglück Preußens im Jahre 1806 ihr eigenes wurde. An der Seite ihres Gemahls hatte sie die Armee, den Stolz des Vaterlandes, bei Jena zertrümmern sehen; mit ihm eilte sie zurück nach Königsberg, dann nach Memel, tiefe Bekümmerniß im Herzen. Mit den Schlachten von Eylau und Friedland war der letzte Strahl der Hoffnung auf eine bessere Zukunft erloschen; dennoch ermannte sich die Königin, um vielleicht durch ihre persönliche Dazwischenkunft den Sieger zu milderen Bedingungen zu bewegen. Sie reis'te nach Tiflis in das feindliche Hauptquartier; aber der Zweck und die Hoffnung ihrer Reise blieb unerfüllt, Preußen wurde gedemüthigt. Tief erschütterte dieser Schlag die schwache Gesundheit der Königin, und seitdem welkte ihr schönes Leben dahin. Im Juni 1810 reis'te sie nach Strelitz, um ihren Vater nach mehrjähriger Trennung wiederzusehen. Hier aber befiel sie auf dem Lustschlosse Hohenzieritz plötzlich ein heftiges Un-

Fürst Windischgrätz.

Geboren 1787.

Alfred Candidus Ferdinand Fürst zu Windischgrätz, Graf zu Egloffs und Siggen, Freiherr auf Waldstein und im Thal, gehört einem Geschlechte an, welches nach Urkunden aus dem eilften Jahrhunderte seinen Ursprung von Werian, Herrn von Grätz im Windischen oder Windisch-Grätz, ableitet, und stammt in der weiblichen Linie von dem großen Friedländer, Albrecht von Waldstein, ab. Entschiedene Vorliebe führte ihn auf die kriegerische Laufbahn, auf welcher seine Talente ihn schnell vorwärts brachten. Im Befreiungskriege 1813 erntete er, als Oberstlieutenant im 3. Chevauxlegersregimente, für seine Tapferkeit das Theresienkreuz, zeichnete sich 1814 an der Spitze des Kürassierregimentes Konstantin bei mehreren Gelegenheiten aus, und leistete eines Tages drei Stunden lang dem vierfach überlegenen Feinde Widerstand. 1826 zum General und Brigadier in Prag befördert, behielt der Fürst bei seiner, 1833 erfolgten Vorrückung zum Feldmarschall-Lieutenant das Divisionscommando daselbst, und wurde 1840 commandirender General in Böhmen.

Die Stürme der Zeit konnten an dem starken und abgeschlossenen Charakter des Fürsten nichts ändern. Die Umsturzpartei von 1848, seine unbezwingbare Festigkeit kennend, mit welcher er sich jedem Versuche zur Unordnung und Empörung widersetzen würde, sparte deßhalb keine Mühe, ihn bei dem leichtgläubigen Volke zu verdächtigen. Als er daher in den Märztagen das Commando Wiens übernahm, wurde seinen energischen Maßregeln, einen Straßenkampf zu verhindern und die Sicherheit des Thrones zu wahren, die gehässigste Deutung gegeben, und die albernsten Gerüchte über ihn verbreitet, obwohl er bei jeder Gelegenheit sich versöhnlich und human zeigte. Müde dieser kleinlichen Angriffe, kehrte er, seinem Wunsche gemäß, auf seinen Posten nach Prag zurück. Als hier der Juniaufstand ausbrach, wurde sein hochherziges, würdevolles, tadelloses Benehmen selbst von seinen Gegnern anerkannt. Er bewies die größte Schonung, knüpfte wiederholt Unterhandlungen an, verließ in großartiger Selbstverläugnung den Weg der Mäßigung selbst dann

XCIV



LUISE,
KÖNIGIN VON PREUSSEN
1810
1770
FRIEDRICH WILHELM III
1840
1789
FREIHERR V WOHLGEMUTH
1851
1787
FÜRST WINDISCHGRÄTZ
1761
AUGUST VON KOTZEBUE
1819
A F CASTELLI
1781
C A Hartleben in Pesth

nicht, als seine Gemahlin meuchlings ermordet worden, und bewirkte so die Unterwerfung der Stadt.

Die Oktoberszenen in Wien, die gleichzeitige Empörung in Ungarn, hatten zur Folge, daß der Monarch wiederum die Treue und Tapferkeit des Fürsten in die Wagschale der Ereignisse legte, ihn zum Feldmarschall und zum Generalissimus aller kaiserlichen Truppen, mit Ausnahme der in Italien unter Radetzky stehenden, ernannte. Durch schnelle und gründliche Unterwerfung Wiens entsprach der Fürst seinem Auftrage; aber höher noch, als die Waffenthat selbst, ehrt ihn die Schonung, welche seine militärischen Maßregeln auch hier begleitete. Der Kaiser von Rußland schmückte ihn mit dem Großkreuze des St. Andreas-Ordens; der greise Radetzky rief ihm über die Alpen seinen Glückwunsch zu. Kaiser Ferdinand ehrte ihn unmittelbar vor seiner Thronentsagung, noch durch Verleihung des Großkreuzes des St. Stephansordens, und Kaiser Franz Joseph begrüßte ihn bei seiner Thronbesteigung als eine unerschütterliche Stütze seines Thrones.

Nach der Unterwerfung Wiens zog er gegen das empörte Ungarn, drang rasch gegen Buda-Pesth vor, das er besetzte, und siegte über die an Zahl ihm weit überlegenen Feinde bei Kapolna. Der strategische Plan des Fürsten: die Magyaren in den Kreisausschnitt des Theißthales zusammenzudrängen und sie von allen Seiten dergestalt zu umstellen, daß sie nirgends entschlüpfen könnten, scheiterte jedoch an mehreren Umständen. Im April 1849 berief ihn der Kaiser an das Hoflager zu Olmütz, um daselbst dessen Einsicht und vielseitige Erfahrungen bei der Berathung wichtiger Angelegenheiten zu benützen. Die ritterliche Treue, die eherne Charakterkraft und muthvolle Entschiedenheit, welche der Fürst weder gegenüber den Wechseln und Gefahren des Kampfes, noch vor der lärmenden Brandung des Aufruhres jemals verläugnete, Eigenschaften, die ihn in den verhängnißvollsten Momenten zum Retter der Monarchie machten, haben ihm mit Recht die Achtung und Bewunderung der Welt erworben.

Freiherr v. Wohlgemuth.

Geboren 1789. Gestorben 1851.

In Wien geboren, erhielt Ludwig Freiherr von Wohlgemuth seine Bildung in der Neustädter Militär-Akademie, trat 1805 in das 56. österreichische Infanterieregiment ein, und wohnte in demselben als Oberlieutenant den Feldzügen 1813 und 1814 bei. Nach dem Pariser Frieden trat er definitiv als Professor der Mathematik in jene Akademie, welcher er seine ausgezeichnete Bildung zu danken hatte, und tradirte dieses Lehrfach bis zu seiner, 1821 erfolgten Beförderung zum wirklichen Hauptmanne, indem er durch geniale Vorträge das Denkvermögen und den Scharfsinn der Zöglinge zu entwickeln verstand. Seine vorzüglichen Fähigkeiten beriefen ihn später bei manchen Gelegenheiten zum Generalstabsdienste. Nach Zurücklegung der übrigen Dienststufen 1844 zum Generalmajor ernannt, erhielt er eine Brigade in Mailand.

Nicht lange sollte der Zeitpunkt ausbleiben, wo Wohlgemuth seine glänzenden Talente, seinen Muth und seine Entschlossenheit geltend machen konnte. Es traten die Märztage 1848, und mit denselben die schweren, aber erfolgreichen Kämpfe in Italien ein, in welchen der General seinen Namen in die Kriegsgeschichte Oesterreichs unvergänglich einzeichnete. Bei der Räumung Mailands deckte er den Rückzug der Armee auf der Straße nach Lodi; bei Goito gab er den Truppen während eines vierstündigen, mörderischen Kampfes das nachahmungswürdigste Beispiel von Unerschrockenheit und Tapferkeit; eben so bei Pastrengo, wo der Erfolg des Tages ihm zuzuschreiben war. Aber schöner und rühmlicher verherrlichten die Tage von Vicenza und Custozza des Tapferen Verdienste, die in der Verleihung des Theresien-Ordens und anderen Auszeichnungen Würdigung fanden. Am 1. Dezember zum Feldmarschall-Lieutenant ernannt, blieb er noch einige Zeit in dem früheren Verbande, lange genug, um in dem kurzen italienischen Feldzuge 1849 neue Lorbeern zu pflücken.

Von dort eilte er zur Armee nach Ungarn und übernahm in Neutra ein selbstständiges Korps, welches die Granlinie gegen die große

feindliche Uebermacht sichern sollte; eine Unmöglichkeit, die sich durch den Tag bei Nagy-Sárlo (19. April) bestätigte. Indeß zog sich Wohlgemuth ungefährdet auf Neutra zurück, die Waag behauptend, welche bald darauf Zeuge seines Feldherrntalentes werden sollte. In der zweiten Periode des ungarischen Feldzuges wurde ihm nämlich das Kommando des 4. Armeekorps übertragen, und es war ihm vorbehalten, durch die siegreiche Schlacht bei Pered (21. Juni) zu den rasch darauf gefolgten glücklichen Resultaten jenes unheilvollen Krieges die Iniative zu eröffnen. Die Einnahme von Raab (28. Juni), die beiden Schlachten bei Komorn (2. und 11. Juli), an welchen er noch Theil nahm, bildeten den Schluß seines kriegerischen ausgezeichneten Wirkens.

Unmittelbar darauf erhielt er die ehrenvolle Bestimmung, als Civil- und Militärgouverneur nach Siebenbürgen zu eilen, um das, aus vielen Wunden blutende, in den Zustand der Anarchie verfallene Land zu heben und in das Geleise der Ordnung zu bringen. Nur seiner Energie und Kraft, seiner Leutseligkeit und gewissenhaften Unparteilichkeit konnte es gelingen, den Haß und die Leidenschaften der sich feindselig gegenüber gestandenen Nationalitäten jenes Landes zu mildern, denselben Vertrauen einzuflößen, und das Gedeihen der neuen Staatseinrichtungen zu sichern.

Einem höheren Rufe folgend, verließ er im Februar 1851 Hermannstadt, erkrankte aber unterwegs in Pesth, und starb daselbst, innig betrauert, am 18. April des genannten Jahres.

August v. Kotzebue.

Geboren 1761. Ermordet 1819.

Der Arme, der so lange mit Thaliens Jokusstabe tändelte, bis zuletzt das Schicksal ihm Melpomene's tragischen Dolch in das Herz drückte, erblickte in Weimar das Licht. Noch nicht sechs Jahre alt, ging sein lebhafter Geist schon in poetischen Arbeiten auf, und die Bühne seiner Vaterstadt weckte in ihm frühzeitig eine unbesiegbare Liebe zu den Bretern,

Ignaz Franz Castelli. Seinen Geburtsort brauchen wir kaum erst zu nennen; wer nur Etwas von ihm gelesen, wird unwillkürlich rufen: das ist ein Wiener. Schon als Kind machte er Reime. Die kleine bunte Welt der Bühne nahm seinen Sinn und sein jugendliches Denken gefangen, und diese Liebe wuchs mit ihm groß. Frühzeitig folgten Versuche, Komödien zu schreiben, und endlich auch der Versuch Komödie zu spielen, der auf einigen Liebhabertheatern Wiens gewagt wurde und über alle Erwartung gut gelang. Hierüber wurden zum Glück auch die ernsteren Studien nicht versäumt. Er wollte den Advokatenstand erwählen, und trat in die Jura. Aber das Schicksal machte, nach manchen Neckereien, 1801 einen Praktikanten bei der landständischen Buchhaltung in Wien aus ihm. Nachdem auf diese Weise ein fester Boden für das äußere Leben gefunden war, regte seine Muse sich freier und zuversichtlicher, und die Welt erhielt manche hübsche Erstlingsgaben aus seiner Hand. Dann plötzlich donnerten die Kanonen von 1805 in sein freundliches Stillleben, und scheuchten ihn als ständischen Lieferungskommissär nach Purkersdorf. Ernster noch nahm es der Krieg von 1809 mit dem harmlosen Dichter. Er hatte patriotische Kriegs- und Wehrmannslieder gedichtet, unter denen besonders eines den österreichischen Kriegern überaus wohlgefiel. Dafür wurde er im Moniteur in die Acht erklärt, und mußte froh sein, durch eine amtliche Sendung nach Ungarn der Gefahr zu entgehen.

Unterdessen machten seine dramatischen Arbeiten immer mehr Glück, vorzüglich sein Textbuch zu der bekannten Oper: „Die Schweizerfamilie," dem er es verdankte, daß er 1811, obwohl nur auf einige Jahre, als Theaterdichter im k. k. Hofoperntheater nächst dem Kärnthnerthore angestellt wurde. Inzwischen bildete sein, 1812 begonnenes und durch sieben Jahre fortgesetztes Taschenbuch: „Selam," eine wahre Pflanzschule für szenische Talente. Das Jahr 1815 führte ihn nach Frankreich, die folgenden Jahre in die österreichischen Alpenländer, in die Schweiz und nach Italien. 1826 fand ein von ihm auf die Genesung des Kaisers verfaßtes Gedicht in niederösterreichischer Mundart so großen Beifall, daß er veranlaßt wurde, seine zerstreuten Dialektlieder zu sammeln und herauszugeben. 1839 bereis'te er Deutschland, fand überall die ehrendste Aufnahme, und wurde von der Universität Jena zum Doktor ernannt. Dann erfolgte auf sein Ansuchen seine Pensionirung als Landschaftssekretär, und zwar nicht nur mit vollem Gehalte, sondern auch mit einer

namhaften Personalzulage und Vorbehalt seiner ferneren Verwendung als Herrenstands-Agent und ständischer Bibliothekar. Eine schöne Besitzung in der Nähe des reizend gelegenen Lilienfeld nahm den alternden, ruhebedürftigen Dichter auf. Das Jahr 1848 gab ihm Gelegenheit, manches volksthümliche, besonnene Wort an seine Landsleute zu richten, und häufig fiel es auf fruchtbaren Boden.

Ihm gebührt das Verdienst, den eigentlichen alt-wiener Typus auch in eine Zeit hinübergerettet zu haben, vor deren Augen abgeschlossene Perioden sonst selten Gnade finden, und er hat solchergestalt eine Versöhnung zwischen dem Aelteren und dem Neuen angeknüpft, welche hoffen läßt, daß das Gute und Preiswürdige, was frühere Zeiten geschaffen und geleistet, auch in der Zukunft in Ehren bleiben werde.

Ludwig Philipp,

König der Franzosen.

Geboren 1773. Gestorben 1850.

Ludwig Philipp, Herzog von Valois, später Herzog von Chartres, und endlich Herzog von Orleans, ist der Sohn des in der Revolution hingerichteten Herzogs von Orleans (Égalité). Die Revolution riß ihn in wechselvolle, widersprechende Verhältnisse, sogar in den Clubb der Jakobiner. Bei der Kanonade von Valmy sammelte er sich kriegerische Lorbern, ebenso in der Schlacht von Neerwinden. Mit Schmerz sah er dann durch das Gebahren des Konvents namenloses Unglück über Frankreich hereinbrechen. Er floh nach der Schweiz; aber nirgends wollte man ihm eine Zuflucht gewähren, und mit dem bittersten Mangel kämpfend, irrte er umher, bis er in dem Institute von Reichenau unter falschem Namen eine Lehrerstelle annahm. Aber auch hier verfolgte ihn der Odem der Revolution, und 1796 wanderte er endlich, weil das Direktorium nur unter dieser Bedingung seine Brüder aus dem Gefängnisse freilassen wollte, nach Amerika aus, wo er anfangs, durch eine orleanistische Partei unterstützt, Plane auf den französischen Thron betrieb, welche durch

Bonaparte's Aufschwung vereitelt wurden. Er kehrte 1800 nach Europa zurück, söhnte sich mit der älteren Linie seines Hauses aus, und machte dann einige vergebliche Versuche, eine Rolle in Spanien zu spielen. Nach Napoleon's Sturz 1814 ging er nach Paris zurück, wurde aber hier vom König Ludwig XVIII. und von den Royalisten mit Mißtrauen behandelt, weil die öffentliche Meinung an ihm Eigenschaften und Tugenden verehrte, die das alte Regime nicht besaß.

Die Julirevolution 1830, welche den Thron der älteren Bourbonen stürzte, erhob ihn auf denselben, und am 8. August wurde er als Ludwig Philipp I. zum Könige der Franzosen proklamirt. Seine Stellung inmitten einer Menge der Parteien, die ihn haßten, zum Theil, weil sie der vertriebenen Dynastie zugethan waren, oder eine Republik verlangten, zum Theil, weil er der gewünschten Zügellosigkeit hemmend entgegentrat, war eine schwierige, sorgenvolle, mühselige. Schmähungen und Beleidigungen aller Art mußte er ertragen, Aufruhre aller Art dämpfen, mehrere Verschwörungen und Mordversuche gegen sich gerichtet sehen; aber immer bewies er, neben großer Mäßigung, eine Staatsklugheit und Energie, die den unparteiischen Beurtheiler seiner Handlungen mit Achtung und Bewunderung für ihn erfüllte. Frankreich war unter ihm frei, glücklich, gesichert und wohlhabend, von allen Segnungen inneren und äußeren Friedens beschattet. Des Königs Hoffen und Streben war bescheidener Art. Die blendende Laufbahn eines Napoleon und der blinde Widerstand eines Karl X. waren gleich unmöglich; allein die nämlichen und sogar noch größere Resultate sollten erreicht werden durch die emsige Anwendung kleiner, aber mannigfaltiger Mittel, und diese Resultate galten in der That für schon so wirksam erreicht, daß nicht nur der Hof und das Ministerium mit festester Zuversicht auf ihren Erfolg bauten, sondern daß sogar die republikanische Partei die Ausführung ihrer Plane bis zum Tode des Königs vertagt hatte. Die Februarrevolution 1848 war daher gleicherweise unvorhergesehen von allen Parteien, und dieses Selbstvertrauen war ohne Zweifel auch die Ursache jener außerordentlichen Vernachlässigung der entscheidenden Maßregeln, welche der Revolution hätten vorbeugen können.

Der König, mit Gefahren vertraut, zögerte im entscheidenden Augenblicke, seinen Thron mit französischem Blute und um den Preis eines Bürgerkampfes zu erkaufen; er wich dem improvisirten Stoße, und die Krone der Orleans rollte in den Staub. Seine Flucht ging

XIV



LOUIS PHILIPP
LOUIS NAPOLEON
J L VON SCHEDIUS
FRANZ KAZINCZY
FERDINAND WOLF
FRANZ JOS HARTLEBEN



nach England. Hier lebte er noch über zwei Jahre, vom Alter und von Stürmen gebeugt, unter dem Namen eines Grafen von Neuilly, bis er am 26. August 1850 zu Claremont im Kreise der Seinigen mit der Ruhe des Weisen starb.

Ludwig Napoleon,

Präsident der Republik Frankreich.

Geboren 1808.

Napoleon Ludwig Karl Bonaparte ist der Sohn des ehemaligen Königs von Holland, Ludwig Bonaparte. Nach der Schlacht von Waterloo mit allen Napoleoniden aus Frankreich verbannt, sah er später auch seine an die Julirevolution 1830 geknüpften Hoffnungen vereitelt; denn die Kammern sprachen eine nochmalige Verbannung seiner Familie aus. Er begab sich nun mit seinem Bruder nach Italien, trat mit diesem in die Reihen der Insurgenten der Romagna, und floh dann vor den Oesterreichern nach England und in die Schweiz. Inzwischen erweckte der Tod des Herzogs von Reichstadt in ihm die Idee, als französischer Kronprätendent aufzutreten, indem er die beiden Parteien der Republikaner und Bonapartisten mit einander zu verbinden und durch ihre Hilfe die Orleans zu stürzen gedachte. Er suchte daher die öffentliche Meinung durch eine eigene Schrift (Rêveries politiques 1832) zu gewinnen, in welcher er ausführte, daß das Glück Frankreichs allein von den Napoleoniden ausgehen könne, indem nur diese die Freiheit des Landes schützen und ihm zugleich seine nationale Größe wiedergeben würden. Durch zwei andere Schriftchen empfahl er sich als Staatsmann, wie als kenntnißreicher Militär, und knüpfte unter dem kriegslustigen Heere Frankreichs viele Verbindungen an. Als Alles reif zu sein schien, brach er im Oktober 1836 von der Schweiz nach Straßburg auf, wo jedoch der ganze Anschlag an der Treue der Besatzung scheiterte. Er selbst fiel in Gefangenschaft, wurde nach Paris abgeführt und von da nach Nordamerika geschafft. Auf die Nachricht von der Erkrankung seiner Mutter kehrte er nach der Schweiz zurück, verließ jedoch dieses Land,

rühmten Geschichtschreiber von Ungarn, außer den theologischen und philologischen auch die philosophischen, historischen und politischen Wissenschaften studirte, Mitglied des philologischen Seminars unter Heyne wurde und mit eisernem Fleiße die literarischen Schätze der Bibliothek benutzte. Dabei versäumte er seine theologischen Studien keineswegs; da er im Jahre 1790 den königlich großbritannischen Preis gewann durch eine Abhandlung „de Sacris opertis Christianorum."

Nach seiner Zurückkunft ins Vaterland 1791 erhielt er die erledigte Lehrkanzel der Aesthetik und Philologie an der königlichen Landes-Universität in Pesth, — und wurde bald darauf zum Doktor der Philosophie und der schönen Künste promovirt.

Wie viel Segen er als Lehrer und Erzieher stiftete, ist in Ungarn allgemein bekannt. In seinem Amte nützte er hauptsächlich durch Verbreitung eines gründlichen Studiums der Philologie und der alten klassischen Literatur, besonders der bis dahin wenig betriebenen griechischen Sprache, in welcher er 1793—94 unentgeldlich Unterricht zu ertheilen anfing; welche Lehrkanzel auf höchsten Befehl 1806 systemisirt, durch ihn ein Menschenalter hindurch supplirt wurde. In seinen Vorlesungen, die immer aus freien Vorträgen bestanden, berücksichtigte er stets die neuesten wissenschaftlichen Fortschritte seiner Zeit, besonders des gelehrten Auslandes, mit den Resultaten eigener Forschungen verbunden, die er nach einer oftmaligen Umarbeitung in einem eigenen Handbuche darlegte. Auch hat er durch sein Anerbieten, über die Pädagogik öffentliche Vorträge zu halten, die oberste Schulbehörde veranlaßt, einen eigenen Lehrstuhl für diesen Zweig zu errichten.

Kein Wunder also, wenn seine Glaubensgenossen in Ungarn, auf einen so allgemein verehrten Mann stolz, ihn zum Direktor des Archivs der IV. Superintendentien erbaten, und ihn schon in dem ersten Lustrum des gegenwärtigen Jahrhunderts aufforderten, einen zeitgemäßen Plan zur Einrichtung der protestantischen Schulen des Vaterlandes auszuarbeiten, welcher auch 1806 erschien. Seinem unermüdeten Streben gelang es, durchzusetzen, daß an den protestantischen Lyceen seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts die Pädagogik und Methodologie in die Reihe der philosophischen Studien aufgenommen wurde; ferner bei der evangelischen Gemeinde die Schule in's Leben zu rufen und sie auf den Standpunkt zu bringen, wo sie sich des allgemeinen Zutrauens erfreut, indem er seit 1811—1837 als Schul-Inspektor die Gemeinde zu mate-

riellen Anstrengungen aneiferte, und die Lehrer bildete. Bekannt ist auch, wie er die Leiter und Lehrer der israelitischen Schulen sowohl in Pesth als auch in Altofen, ja auch der Privatanstalten, durch seine Aufmerksamkeit und herzliche Theilnahme begeisterte.

Aber auch auf die Förderung anderer Zweige der vaterländischen Literatur und Kultur wandte er seine Thätigkeit eben so vielseitig, als eifrig und unermüdet an. Daher suchte er theils mehrere inländische Zeitschriften durch Rath und thätige Theilnahme zu unterstützen und zu verbreiten, theils selbst zu begründen. Er wurde zum Ehrenmitgliede der ungarischen Akademie 1831 ernannt, deren Vorsitz er in Abwesenheit der übrigen Präsidenten mit wahrhaft inniger Theilnahme führte.

Unermüdet war auch sein Bestreben, die literarisch gebildeten Männer des Landes zu gemeinschaftlicher Wirksamkeit für die vaterländische Kultur zu verbinden; daher wurden auch mehrere literarische Vereine von ihm in's Leben gerufen.

1797 verband er sich mit Lipsky und Bogdanich zur Herausgabe einer Karte von Ungarn, welche auch in den Jahren 1806—8 in 12 Folioblättern zu Stande kam, und große Vorzüge vor allen bis dahin über Ungarn erschienenen Karten in sich vereinigt. Zu jener Karte wurde ein vollständiges Repertorium ausgearbeitet, als Vorläufer jenes großen geographischen Werkes, zu welchem er fünfzig Jahre lang Materialien mit einer unglaublichen Genauigkeit sammelte und nur durch die angehäuften Arbeiten und den Tod gehindert wurde, die letzte Hand an's Werk zu legen. — 1832 verband er sich mit dem Ingenieur Blaschenek zur Herausgabe einer General-Post- und Straßenkarte, welche Alles, was bisher in dieser Art erschien, übertrifft.

Als 1811 das große städtische Theater in Pesth erbaut wurde, übernahm er die Leitung desselben bis 1817 und wirkte sowohl hiedurch, als auch durch Förderung der Kunstvereine, schon im späten Alter kräftig auf die Läuterung des Geschmackes des großen Publikums. Eben so erfreuten sich mehrere wohlthätige Vereine seiner regsten Theilnahme und Mitwirkung. — Allgemein verehrt und geachtet, starb er am 12. November 1847.

Kazinczy.

Geboren 1759. Gestorben 1831.

Franz Kazinczy, zu Ér-Semlyen im Biharer Komitate Ungarns von adeligen Eltern geboren, erlernte als Kind in Käsmark die deutsche Sprache, vollendete 1779 im Kollegium zu Saros-Patak seine Studien, und praktizirte bald darauf in Kaschau, Eperies und Pesth im Fache der vaterländischen Jurisprudenz. In Pesth lernte er den Grafen Gideon Raday, der auf sein wißbegieriges Gemüth einen starken Einfluß ausübte, und den Baron Laurenz Orczy kennen, durch dessen Vermittelung er Vizenotär beim Abaujvarer Komitate wurde. Auf weitere Empfehlung wurde er von Kaiser Joseph II. zum Oberaufseher der Nationalschulen des Kaschauer Bezirkes ernannt, in welchem Amte er die Achtung und Liebe seiner zahlreichen Untergebenen gewann, und durch seine Schriften: Bacsmegyei, Geßner Liebling seiner Nation, durch sein „Magyar-Museum" ein einflußreicher Schriftsteller der auflebenden magyarischen Literatur ward. Später nebst allen anderen Protestanten vom Schulwesen entfernt, half er das zu Pesth entstehende magyarische Theater ordnen, und bereicherte das Repertorium desselben mit Dramen von Shakespeare, Goethe, Lessing, Molière u. a., die er in's Ungarische übersetzte. Die Martinovics'sche Verschwörung von 1794 verwickelte auch ihn ins Unglück. Zwar wurde ihm das Leben geschenkt; doch mußte er in Brünn, Kufstein und Munkács sieben Jahre im Gefängniß zubringen. Auch hier beschäftigte ihn die Literatur, und half ihm sein nicht unverschuldetes Loos ertragen; er arbeitete an Yorik, Sallustius, Clavigo und dem blinden Harfner. In Freiheit gesetzt, widmete er seine übrigen Lebenstage mit noch erhöhterem Eifer der Literatur, und starb den 22. August 1831 zu Pesth an der Cholera. — Zahlreiche Gedichte, eine Reise nach Siebenbürgen, mehrere Hefte von kleinen historischen, philosophischen und ästhetischen Ausarbeitungen, die Uebersetzungen mehrerer ausländischen neuen und alten Klassiker, waren die Erzeugnisse seiner Muse, und er hat zur Anregung und Kräftigung der aufstrebenden ungarischen Literatur durch solche Bereicherungen nicht wenig beigetragen.

Ferdinand Wolf.

Geboren 1796.

Dieser rüstige, geistvolle Gelehrte, welcher rastlos bemüht ist, den ermattenden Fruchttrieb unserer poetischen Literatur durch wärmende Sonnenblicke südlicher Dichtungen zu beleben, ist in Wien geboren, begann auf dem Universitätsgymnasium seiner Vaterstadt seine Studien, und zog dann 1809 mit seinen Eltern nach Graz, um die philosophischen und juristisch-politischen Studien an dem Gymnasium und der Universität daselbst zu vollenden. Zehn Jahre später kehrte er nach Wien zurück, wo er, dem Wunsche seiner Eltern gemäß, sich zur Advokatur vorbereiten sollte. Aber seine Vorliebe für literarische Beschäftigungen und vornehmlich für das Studium der Literaturgeschichte entschied anders über seinen künftigen Beruf; er suchte und fand eine Anstellung an der k. k. Hofbibliothek, deren erster Skriptor er später ward. Unter seinen selbstständigen Werken nennen wir: „Ueber die neuesten Leistungen der Franzosen für die Herausgabe ihrer Nationalheldengedichte;" „die Sage vom Bruder Rausch," welche er in Verbindung mit seinem Freunde Endlicher in nur fünfzig Exemplaren herausgab; »Floresta de rimas modernas castellanas;" „über die Lais, Sequenzen und Leiche;" „Rosa de romances" u. a. m. Außerdem lieferte er mehrere größere Aufsätze in gelehrte Journale, namentlich in die kürzlich eingegangenen Wiener „Jahrbücher der Literatur.« Einige dieser Aufsätze, z. B. die „Beiträge zur Geschichte der castilianischen Nationalliteratur," „über altfranzösische Romanzen und Hofpoesie," „über die Romanzenpoesie der Spanier," rc., »sind auch in Separatabdrücken erschienen; sein Aufsatz über die französische Literatur des Mittelalters wurde in's Französische übersetzt. Bei Errichtung der k. k. Akademie der Wissenschaften zu Wien wurde Wolf zum Mitgliede und zum Sekretär derselben ernannt, und widmete seitdem den Verhandlungen dieses Gelehrtenvereines seine gediegene Theilnahme. Ein Verzeichniß seiner Werke gibt der akademische Kalender für 1851. Durch Orden und Auszeichnungen, so wie durch Aufnahme in viele gelehrte Gesellschaften des In- und Auslandes, hat Wolf's verdienstvolles Wirken ebenfalls eine gebührende Anerkennung erfahren.

F. J. Hartleben.

Geboren 1740. Gestorben 1808.

Franz Joseph Hartleben wurde am 23. September des Jahres 1740 zu Düsseldorf geboren und als eine Waise von dem Beichtvater des Kurfürsten von der Pfalz erzogen, der ihn zum Jesuiten bestimmte. Um diesem zu entgehen, verließ er seine Vaterstadt, wurde Soldat, und stieg im siebenjährigen Kriege zum Offizier in einem preußischen Kavallerie-Regimente. Nach dem Frieden widmete er sich dem Studium der Rechte und promovirte 1769 zu Mainz, wo er auch mit großem Beifall, namentlich über die Pandekten, Vorlesungen hielt, und 1778 eine Professur erlangte. Später wurde er kaiserlicher Hofpfalzgraf, auch bei Gelegenheit des Restaurations- oder Jubelfestes jener Universität kurmainzischer Hof- und Regierungsrath, so wie Syndikus der Stadt Mainz, und Mitglied des dortigen Revisionshofes. Nachdem im Revolutionskriege Mainz den Franzosen wieder entrissen war, leitete er die Untersuchung gegen die dortigen Clubbisten mit solcher Mäßigung und Unparteilichkeit, daß selbst die Jakobiner dieses anerkennen mußten.

Als aber im Jahre 1797 Mainz den Franzosen definitiv übergeben wurde, begab er sich nach Wien, wo er als Privatmann im Jahre 1808 starb. Auszuzeichnen ist er insbesondere, weil er das erste kritische Journal in Süddeutschland herausgab, und die Meditationen des berühmten Leyser mit Umsicht theils widerlegte, theils ergänzte und vertheidigte. Schon 1768 hatte er aus Familienpapieren ersehen, daß er von der niederländischen adeligen Familie von Hartläven abstamme; allein er machte nie davon Gebrauch.

Seine zahlreichen, größtentheils juridischen Schriften sind in Meusel's „gelehrtem Deutschland" nachzusehen.

Wir entnehmen diese biographische Notiz dem großen Nationalwerk: Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, von Ersch und Gruber, um dem deutschen Biedermanne ein kleines Denkmal in unserm „Plutarch" zu setzen.

Zu den bedauerlichsten und sonderbarsten nächsten Folgen der französischen Revolution gehört unstreitig, daß ein im blühendsten

Wohlstande befindlicher und stets mild regierter Staat, wie das Kurfürstenthum Mainz, sich dem Freiheitsschwindel zuerst anschloß. Es war dieß das Werk und die Folgen der Bemühungen der um sich greifenden Illuminaten, der Vorläufer der Jakobiner, denen sich Hartleben offen entgegenstellte, wozu die Lesegesellschaft in Mainz, deren Direktor er war, die erste Gelegenheit darbot und die Heinrich Koenig in seinem merkwürdigen Romane: „die Clubbisten in Mainz" (3 Thle. Leipzig bei Brockhaus, 1847) so historisch getreu schildert. Alle zur Empörung aufreizenden Schriften wurden im Beginn der Revolution von Paris aus an die Lesegesellschaft eingesendet, und Hartleben glaubte, sie in derselben nicht auflegen zu sollen, ohne sie vorher dem kurfürstlichen Kabinet zu unterbreiten. Dieß erfuhren die schon kühner auftretenden Jakobiner, sie veranstalteten eine allgemeine Versammlung, in der die Frage aufgeworfen wurde, ob der Direktor das Recht habe, derlei Schriften vorzuenthalten. Geistreiche, aber vom Freiheitsschwindel ganz bethörte Männer, wie die Professoren Hoffmann, Metternich, Blau, Dorsch, Forster, Wedekind und andere, waren die Wortführer, welche die schändlichsten Anschuldigungen über Hartleben's Verfahren vorbrachten, weßhalb derselbe im höchsten Eifer seine Stelle niederlegte und, ohne sich von seinen Freunden aufhalten zu lassen, davoneilte. Diese Männer haben durch ihre nachherige Verrätherei bewiesen, wie richtig sie Hartleben als die Leiter der Demagogie durchschaut hatte, auch hat die Geschichte über sie bereits gerichtet.

Eine zweite Gelegenheit zu Hartleben's öffentlichem Auftreten gegen die Revolutionsideen fand sich bei Gelegenheit einer Doktorpromotion am Ende des Studienjahres 1791, wo er, als Promotor das rothe Doktor-Baret dem Promoventen aufsetzend, einen Vergleich zwischen diesem und der rothen Jakobinermütze aufstellte, in welchem er öffentlich seine Grundsätze aussprach und die Machinationen der geheimen Clubbs darlegte. Im Saale befand sich eine große Anzahl Zuseher der höchsten und höheren Stände, und solche Erklärungen gaben die Veranlassung zu den Verfolgungen, von denen selbst der damalige Koadjutor, nachherige Fürst-Primas, nicht frei war. Hartleben wurde hierdurch zweimal zur Flucht genöthigt, wobei er sein Vermögen und seine Stellung opferte, aber seinen Grundsätzen unerschüttert bis zu seinem Tode treu blieb.

Er hinterließ zwei Söhne. Der ältere derselben,

Theodor Konrad Hartleben, geboren in Mainz am 21. Junius 1770, erhielt seine allgemeine und juridische Ausbildung zunächst nur in seiner Vaterstadt, wo er 1790 Doctor juris, dann Lehrer der Rechte und Assessor der dortigen Juristenfakultät wurde. Dennoch vermochte ihn Johannes von Müller, diese Stelle aufzugeben, damit er sich in Wetzlar, Wien und Regensburg mit der Reichspraxis vertrauter machen könne.

Im Jahre 1793 erhielt er, mit dem Hofrathstitel versehen, eine Stelle als Oberamtmann zu Deidesheim in den Diensten des Fürst-Bischofs von Speier, und wirkte hier in seinem Kreise vielfach heilsam. Doch schon 1795 folgte er einem Rufe als ordentlicher Professor des Staatsrechts an die Universität Salzburg, wo er durch 10 Jahre mit Beifall Vorlesungen hielt, und bei Gelegenheit der Besetzung Salzburgs durch die Franzosen im Jahre 1800, durch seine zweckmäßigen polizeilichen Anordnungen sich den Titel eines Polizeidirektors erwarb.

Hier begann er auch seine bekannte und mit Recht geschätzte „allgemeine Justiz- und Polizei-Fama.“ Im Jahre 1803 aber folgte er einem Rufe nach Würzburg als pfalz-bayern'scher Landesdirektionsrath und Professor des Territorial-Staatsrechtes, und da er mit der salzburg'schen Regierung zuletzt, wie es scheint, nicht mehr in gutem Vernehmen gestanden hatte, so war es wohl natürlich, daß er im Jahre 1806 nach der Abtretung Würzburgs an den Kurfürsten von Salzburg, seine Stellen hier niederlegte, und sich ins Ausland begab. Zunächst wurde er in Koburg zum Mitgliede der herzoglichen Landesregierung, dann zum geheimen Regierungsrath, und endlich 1807 zum Direktor des neu errichteten Revisionshofes ernannt; allein schon im Sommer 1808 ward er seiner Dienste hier entlassen, und ging nun als ordentlicher Professor der praktischen Rechtswissenschaft und Mitglied der Regierung der Oberrheins nach Freiburg im Breisgau. Späterhin ward er zum Kreisrath bei dem Kreisdirektorium zu Durlach, und 1818 zum badenschen Kommissarius bei der Rheinschifffahrts-Kommission in Mainz ernannt. Im Jahre 1819 hatte er den Titel eines geheimen Regierungsrathes erhalten, aber schon im folgenden Jahre ward er von jener Kommission abberufen und in den Ruhestand versetzt, weßhalb? darüber sind sehr verschiedene Meinungen aufgestellt worden. Seitdem lebte er in Mannheim, wo er am 15. Junius 1827 starb.

Von seinen Schriften mögen einige hier genannt werden: De origine, incremento et fontibus jur. publ. territorialis Germanici. Salisb. 1796. 4. Methodologie des Staatsrechts. Salzburg 1800. 8. Deutsche Justiz-, Kameral- und Polizei-Fama für 1802—1827 (von 1808—1814 unter dem Titel: Polizeiblätter). Salzburg, dann Koburg, zuletzt Stuttgart bei Cotta. 4. Die deutsche Staatsverfassung nach vollbrachtem Entschädigungssystem. 1. Abth. Salzb. 1803. 8. Ueber das Recht des Papstes, die deutschen Synodalrichter zu bevollmächtigen. Bamberg 1805. 8. Auch gab er mit Justus Gruner 3 Hefte eines allgemeinen Archivs für Sicherheits- und Armen-Pflege (Würzburg 1805—1806 gr. 4.) heraus, und unter dem Titel: Napoleons peinliches und Polizei-Strafgesetzbuch (Frankf. a. M. 1811, gr. 4.). — Endlich ein: Geschäfts-Lexikon für die deutschen Landstände, Staats- und Gemeinde-Beamten. 2 Thl. Leipz. 1824 ff. 8. (Aus Ersch und Grubers Encyklopädie für Wissenschaft und Kunst.)

Der jüngere Sohn,

Konrad Adolf Hartleben, am 26. August 1778 in Mainz geboren, mußte hier von seinen früheren Jugendjahren an alle die Schicksale, die seinen Vater und seine Vaterstadt betrafen, mit durchleben, die ihm den tiefsten Widerwillen gegen alle Umsturzparteien nach den Grundsätzen seines Vaters fürs ganze Leben einflößten. Im Jahre 1793 trat er in das kurmainzische, damals Graf Hatzfeld'sche Regiment als Kadet ein, wo er in der fast ein Jahr dauernden Blockade allen militärischen Ereignissen beiwohnte. Im folgenden Jahre 1794 schied er aus dem Dienste, um nach dem Willen seines Vaters in jene eines größeren Staates einzutreten. Im Jahre 1795 mit seinem Vater nach Wien gekommen, dachte er sich den Studien zu widmen, und besuchte 1797 das erste Jahr die juridischen Vorlesungen der berühmten Professoren Zeiler und Fölsch, die ihm sehr ehrenvolle Testimonien über seine Fortschritte ertheilten. Als in demselben Jahre das allgemeine Aufgebot berufen wurde, ließ er sich der Universitäts-Brigade einreihen, wurde vom Marschall Prinzen von Würtemberg zum Offizier befördert, und erhielt bei der Auflösung des Korps die Offiziersmedaille. Familienverhältnisse bestimmten ihn, im folgenden Jahre von dieser Laufbahn abzutreten und sich mit literarischen Unternehmungen zu beschäftigen. Für die 1801 herausgegebenen »Malerische Darstellungen aus Oesterreich,« dem ersten Werke dieser Art, das so

auf britischem Boden eine Freistätte zu suchen. Von Zwickau, wo er den 25. Juli aufbrach, über Altenburg, Leipzig, Halle, Halberstadt, wo er ein westphälisches Infanterieregiment unter Wellingerode schlug, bahnte er sich den Weg nach Braunschweig, seiner Vaterstadt, wo er den General Reubell zurückwarf, und eilte nach einer kurzen Rast weiter, fast täglich im Gefechte mit den ihn verfolgenden Feinden und immer siegreich, über Hannover, Nienburg, dann über die Weser nach Elsfleth, wo er seine Mannschaft in der Nacht vom 6. auf den 7. August einschiffte und sich mit Gewalt die nöthigen Seeleute zur Ueberfahrt verschaffte. Am Morgen ging der Herzog selbst mit aufgezogener britischer Flagge unter Segel, und schon am 8. landete er auf Helgoland, von wo er am 11. mit seinem Korps nach England absegelte. Hier wurde er mit Bewunderung und Jubel empfangen, erhielt vom Parlament eine jährliche Pension von 6000 Pfund Sterl., und sein Korps wurde in Spanien und Portugal zum Kampfe gegen die Franzosen verwendet.

Am 22. Dezember 1813 kehrte er als regierender Herzog in seine Erblande zurück. Doch der anfangs mit unbeschreiblicher Begeisterung von seinen Unterthanen Aufgenommene wurde bald von ihnen verkannt, als er ein, weit über die Kräfte seines Landes reichendes Korps von 10,000 Mann errichtete, und so die drückenden Steuern fortdauern lassen, ja sogar neue auflegen mußte. 1815 zog er wieder mit seinen Schaaren in's Feld, und starb, bei Quatrebras den 16. Juni von einer Kugel in die Seite getroffen, den Heldentod. Sein Hintritt versöhnte alle Parteien; denn kein Redlichgesinnter konnte bestreiten, daß der Fürst aufrichtig das Beste gewollt und durch sein ganzes, von Stürmen und Unglücksfällen verfolgtes Leben die edelste Gesinnung, Heldenmuth und Feldherrngeist und namentlich einen unverfälschten, rastlosen Freiheitssinn für Deutschland erprobt hatte.



Wilhelm,

Prinz von Preußen.

Geboren 1797.

Dieser, durch Stellung und fest ausgesprochenen Charakter zu einem Manne der Zeit berufene Prinz ist der zweite Sohn des verstorbenen Königs Friedrich Wilhelm III. und der älteste Bruder des jetzt regierenden Königs von Preußen. Der Gebrauch des preußischen Regentenhauses, alle Prinzen die kriegerische Laufbahn einschlagen zu lassen, begegnete bei ihm der entschiedensten Vorliebe für den Militärstand, und einem Talente für diesen Beruf, das sich schon frühzeitig verrieth. Der Generallieutenant von Brause, später Chef des Kadetenkorps in Berlin, leitete seine militärische Erziehung, und daß diese Ausbildung keine einseitige werde, dafür sorgten die ausgezeichnetsten Lehrer in allen Fächern. Seinem Range gemäß stieg er rasch von Stufe zu Stufe empor bis zum Generallieutenant. Sein Eifer erwarb ihm die Liebe des Heeres, welcher seine Strenge keinen Eintrag that; auch erfüllte der Prinz selbst gewissenhaft alle Pflichten seiner militärischen Aemter, wodurch er namentlich in der späteren Zeit, als Regierungsangelegenheiten hinzukamen, mit einer Geschäftslast überbürdet wurde. Mit der Thronbesteigung des jetzigen Königs 1840 nahm er den Titel: Prinz von Preußen an, der dort für den muthmaßlichen Thronfolger gebräuchlich ist. Von nun an war er in stetem unmittelbaren Verkehre mit dem Könige, und es wurde ihm ein bedeutender Antheil an den Staatsgeschäften eingeräumt. In der Herrenkurie des vereinigten Landtages, wo er vermöge seiner Stellung einen Sitz einnahm, sprach er im entschieden konservativen Sinne. Während der Dauer einer Reise des Königs wurde ihm dann die oberste Leitung der Regierung übertragen. In den Märztagen 1848 lenkte sich der Groll des Pöbels hauptsächlich gegen ihn, weil man glaubte, er habe den Angriff auf die Barrikaden geleitet und zum äußersten Widerstande gerathen. Er ging nach England, besonders um dort für die Anfänge der deutschen Marine zu wirken, und trat nach seiner Rückkehr, als Abgeordneter für Wirsitz, in die Nationalversammlung,

wohnte aber nur einer einzigen Sitzung bei. Die konservative Partei in Preußen setzte seitdem ihre Haupthoffnungen auf ihn, und er ist als ihr vornehmster Hebel und Halt zu betrachten.
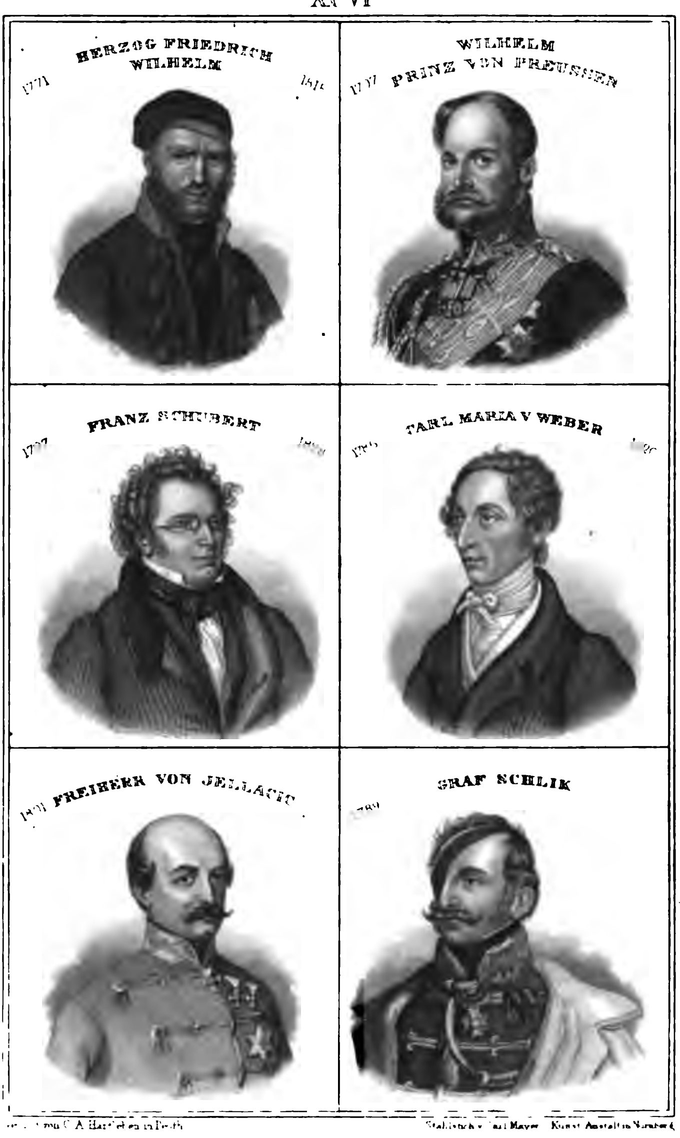
Das Vertrauen des Heeres ließ ihn als den erwünschtesten Führer erscheinen, als 1849 die Expedition nach der Pfalz und Baden beschlossen wurde. Der glänzende Erfolg dieses Zuges rechtfertigte jenes Vertrauen, und die Aneignung der bekannten Taktik Napoleons, mit zwei Truppenkörpern zu agiren, von denen der eine zum Frontangriffe, der andere zur Umgehung bestimmt ist, hat sich in diesem Falle bewährt. Bei den weiteren Vorgängen, besonders während der vorübergehenden Verwickelungen mit Oesterreich 1850, beharrte der Prinz streng auf dem preußischen Standpunkte. Hauptsächlich aber hat er sich jederzeit als der kraftvollste, wachsamste und unermüdlichste Bekämpfer der Revolution in Preußen gezeigt, die in ihm ein unverrückbares Gegengewicht findet.

Franz Schubert.

Geboren 1797. Gestorben 1828.

In Wien stand die stille Wiege Schubert's, dessen Lieder noch jetzt so viele Herzen erfreuen. Die Tonkunst winkte schon frühzeitig ihren Liebling an ihre Seite. Mit sieben Jahren erhielt er den ersten Musikunterricht; mit eilf Jahren paradirte seine schöne Stimme im Chore der Hofkapellknaben. Während seines fünfjährigen Aufenthalts im k. k. Konvikte erlernte er das Klavierspiel und das der Bogeninstrumente mit so raschem Erfolge, daß er in kurzer Zeit die Orchesterübungen an der ersten Violine leiten konnte. Sein Talent zog die Aufmerksamkeit Salieri's auf sich, der ihm Unterricht in der Komposition ertheilte. Um der strengen Konskription der Kriegsjahre zu entgehen, übte er eine Zeitlang den trockenen Beruf eines Schulgehilfen; aber all seine Muße weihte er dabei dem Selbstschaffen, wozu sein Genius ihn drängte, und wobei eine unglaubliche Leichtigkeit der Produktion ihn unterstützte. In alle Fächer der Komposition griff sein schaffensdurstiger

XCVI


HERZOG FRIEDRICH WILHELM
WILHELM PRINZ VON PREUSSEN
FRANZ SCHUBERT
CARL MARIA V WEBER
FREIHERR VON JELLACIC
GRAF SCHLIK



Geist ein; Opern, Symphonien, Chöre, Ouverturen, Kantaten, Psalmen, Messen, Graduale's, Offertorien, Stabat mater, Halleluja, Sonaten, Trio's, Variationen, Phantasien, Rondo's, Tänze, Märsche, Vokal- und Streichquartette u. s. w., entquollen in ungeduldiger Hast der Fülle seines Innern. Doch die Krone seines Wirkens errang er in der Ballade und im Liede, überhaupt in Gesängen mit Pianofortebegleitung. Originalität, tiefes poetisches Gemüth, überraschende Wahrheit des Ausdruckes, einfach reizende Melodien und Fülle der Phantasie, sind die hervorragendsten und wesentlichsten Elemente seiner Individualität; nur an Tiefe und Alles beherrschendem Kunstverstand steht er seinem erhabenen Geistesverwandten und Vorbilde, Beethoven, nach.

Schubert wurde bei seinen Lebzeiten nicht gebührend gewürdigt und anerkannt. Seine Eigenthümlichkeit stieß Manche ab; seine übergroße Fruchtbarkeit machte Andere mißtrauisch. Erst die Ueberlebenden erkannten seinen vollen Werth. Daher kam es auch, daß Er, der Alle mit seinen herrlichen Weisen beschenkt und bereichert hat, arm zu seinem frühen Grabe ging, welches ihm die Pforte der Unsterblichkeit öffnete. Schon am 19. November 1828 nahm der Tod die Harfe aus den Armen des lieblichen Sängers. Er ruht auf dem Friedhofe zu Währing, dessen Erde auch durch Beethovens Asche geheiligt ist.

Karl Maria v. Weber.

Geboren 1786. Gestorben 1826.

Von den Marken des nördlichen Deutschlands, aus Eutin im Holsteinischen, kam der Sänger des „Freischütz" daher. Malerei und Musik stritten sich anfangs um den Besitz des talentvollen Knaben; bis endlich die Letztere ihn gewann und ihn nie mehr aus ihren mütterlichen Armen ließ. Zu seinen Lehrern zählte er auch Michael Haydn in Salzburg.

Schon waren mehrere Instrumentalsachen von ihm erschienen, als er 1798 die Oper: „das Waldmädchen" komponirte, die auf vielen

Theatern mit großem Beifalle gegeben wurde. Ihr folgte 1801 »Peter Schmoll und seine Nachbarn,« welche, eines falschen Ringens nach Originalität wegen, in Augsburg nicht ansprach. Ein durch zwei Jahre fortgesetztes Studium klassischer Werke, das er unter Abt Vogler's Leitung unternahm, wies seinen Genius auf die richtige Bahn. Ein Ruf als Musikdirektor nach Breslau 1805 eröffnete ihm ein neues Feld, und er brachte daselbst den „Rübezahl“ mit großem Erfolge auf die Bühne. Als der Krieg ihn aus Schlesien vertrieb, ging er nach Stuttgart, wo er aus dem »Waldmädchen« die „Silvana“ schuf. Nach Beendigung einer großen Kunstreise komponirte er 1810 in Darmstadt die Oper »Abu Hassan.« Von 1813 bis 1816 leitete er als Musikdirektor die Oper in Prag, die er ganz neu organisirte, legte dann diese Stelle nieder, und folgte 1817 einem Rufe als Kapellmeister nach Dresden, wo er mit seltener Umsicht eine neue deutsche Oper herstellte. Hier schuf er den „Freischütz,“ welcher 1821 zuerst in Berlin zur Aufführung kam und bald seinen Weg durch die ganze zivilisirte Welt antrat. Daneben arbeitete er die liebliche, hochromantische Musik zur »Preciosa,« welche schon 1819 auf die Berliner Bühne kam. Der beispiellose Erfolg des »Freischütz« verschaffte ihm 1822 den Antrag, eine neue Oper: »Euryanthe,« für Wien zu komponiren, die er daselbst im folgenden Jahre zur Aufführung brachte, und in welcher er das edle Volksthümliche seines „Freischütz“ und seiner »Preciosa« gegen stolze, ritterliche Weisen vertauschte. 1826 ging er nach London, wo er seinen, für das Coventgarden-Theater komponirten „Oberon“ dirigirte. Hier starb der herrliche Meister plötzlich am 5. Juni 1826. Seine irdischen Ueberreste wurden, weil er der katholischen Kirche angehörte, in der Moorfieldskapelle beigesetzt, im Dezember 1844 aber auf Veranlassung und durch eine Sammlung seiner Verehrer nach Deutschland geführt, und feierlich auf dem katholischen Kirchhofe zu Dresden begraben.

Nie hat ein deutscherer Musiker gelebt, als Weber. Wohin ihn auch sein Genius trug, in welches ferne, bodenlose Reich der Phantasie, immer doch blieb er mit tausend zarten Fasern an dieses deutsche Volksherz gekettet, mit welchem er weinte und lachte, wie ein gläubiges Kind, wenn es den Sagen und Märchen der Heimat lauscht. Ja, diese Kindlichkeit war es, die seinen männlichen Geist wie sein guter Engel geleitete, ihn rein und keusch bewahrte, und in dieser

Keuschheit lag seine Eigenthümlichkeit. Er bewahrte sie bis an den Tod, diese höchste Tugend, er konnte nie dieses schöne Erbtheil seiner deutschen Abkunft opfern. Der Brite läßt ihm Gerechtigkeit widerfahren; der Franzose bewundert ihn; aber lieben kann ihn nur der Deutsche; er ist sein, wie ein schöner Tag aus seinem Leben, ein warmer Tropfen seines Blutes, ein Stück aus seinem Herzen.

Freiherr v. Jellacic.

Geboren 1801.

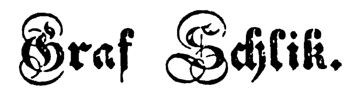
Joseph Freiherr Jellacic de Buzim, ein Sohn des 1810 verstorbenen Feldmarschall-Lieutenants und zu Peterwardein geboren, verrieth schon als Knabe große Anlagen, und bildete sich, in der Theresianischen Ritterakademie zu Wien erzogen, nicht zum Soldaten allein, sondern für das Leben im größeren Maßstabe. 1819 trat er als Unterlieutenant in das 3. Dragoner-Regiment. Als Hauptmann des Oguliner 3. Gränz-Regimentes focht er 1835 mit Auszeichnung gegen die bosnischen Räuber. Zum Obersten im Banal-Gränz-Infanterie-Regimente Nr. 10 befördert, erwarb er sich 1845 neues Verdienst im kleinen Kriege gegen die Bosnier. Das Jahr 1848 brachte ihm eine welthistorische Stellung. Als Kroatien, erbittert über das Gebahren der magyarischen Suprematie, und empört über die in Ungarn immer unverhohlener ans Licht tretende Rebellion, sich von dem Verbande mit diesem Lande lossagte, wurde Jellacic, auf die Bitte seiner kroatischen Landsleute, vom Kaiser zum Generalmajor und Banus der drei vereinigten Königreiche, zum wirklichen Geheimen Rathe, kurz darauf zum Feldmarschall-Lieutenant und kommandirenden Generale des vereinigten Banal-Warasdiner-Karlstädter-General-Kommandos ernannt. Er nahm nun mit Kraft und Umsicht die südslavischen Bestrebungen in seine Hand, belebte dieselben, ohne ihnen Uebergriffe zu gestatten, und lenkte sie ihrem nächsten, richtigen Ziele: der Vertheidigung und Aufrechthaltung der Gesammtmonarchie, zu. Eine ihm feindselige ungarische Partei wußte für kurze Zeit seine Tendenzen

selbst am Kaiserhofe zu verdächtigen, aber sein persönliches Erscheinen am Hoflager zu Innsbruck machte alle Anklagen zu nichte, und befestigte ihn in seiner Stellung.

Anfangs nicht ohne Hoffnung, die kroatisch-magyarische Streitfrage in gütlichem Wege auszugleichen, mußte er sich bald überzeugen, daß hier nur das Schwert das letzte Wort sprechen könne. Am 11. September 1848 überschritt er mit 40,000 Mann Gränztruppen die Drau, trieb die Magyaren über Stuhlweißenburg bis in die Stellung von Velencze, schlug sie daselbst, und operirte dann, an Artillerie, Kavallerie und sonstigen Kriegsbedürfnissen Mangel leidend, geschickt nach Altenburg. Hier traf ihn am 7. Oktober die Nachricht von den Gräueln in Wien. Schnell war sein Entschluß gefaßt: 12,000 Mann entsendete er zum Schutze nach Kroatien, mit den übrigen 27,000 brach er nach Wien auf, und stand schon am 9. vor den Mauern der aufruhrdurchtobten Hauptstadt. Eine ungarische Rebellenarmee eilte der Letzteren zu Hilfe; der Ban sendete sie am 30. bei Schwechat mit blutigen Köpfen nach Hause.

Nach der Bezwingung Wiens begann der Feldzug gegen Ungarn. Allen größeren Gefechten entging nicht die entscheidende Mitwirkung des Ban; bei Parendorf, Altenburg, Wieselburg und Raab blitzte sein gutes Schwert, und bei Moor schlug er am 30. Dezember den fast dreifach überlegenen Feind, den er auch am 3. Januar 1849 nach Promontor zurückdrängte, bei Tapio-Bicske am 4. März rühmlich mit ihm rang. Zum Feldzeugmeister und Befehlshaber der durch Kämpfe und Krankheiten zusammengeschmolzenen Südarmee ernannt, eilte er nach Essegg, rückte an die Römerschanzen vor, erstürmte Neusatz, unterzog sich im Juli der schweren Aufgabe, die 12 Meilen lange Linie des Franzenskanals in der Bacska gegen einen vielfach überlegenen Feind zu vertheidigen, focht löwenkühn bei Hegyes, führte dann mit seinen verringerten Streitkräften geschickt den schwierigen Rückzug aus, und verstärkte die Cernirungstruppen vor Peterwardein. Schon am 28. Juli ergriff der Unermüdliche wieder die Offensive, überschritt bei Szlankemen die Donau, nahm Perlaß und Pancsova, und stellte die Verbindung mit dem Oberfeldherrn Haynau her. Der heiße Kampf war jetzt ausgerungen, die Revolution besiegt; es gab wieder, was der Ban mit allen seinen Kräften und unter zahllosen Gefahren angestrebt: „ein großes, mächtiges Oesterreich.“

Friedliebend und versöhnlich, wo es sein darf, kampflustig und furchtlos, wo es gilt, von den Blitzen des Genies umleuchtet, und mit der mächtigen Waffe der Beredsamkeit bewehrt, seiner Idee und seiner Vaterlandsliebe unverbrüchlich treu, und für sie, der Abgott seines Volkes, unausgesetzt Streiter im Kriege wie im Frieden werdend, ist Jellacic eine hochromantische Erscheinung. Neben mächtiger Geisteskraft wohnt ihm eine innere Poesie bei, die nicht bloß in selbstgedichteten kräftig-zarten Liedern, sondern auch in jenem prophetischen Blicke in das Wesen der Zeit sich ausspricht, welches das Alterthum mit dem Begriffe eines Sängers verband. Daher sein stets schnelles und entschiedenes, scheinbar gewagtes, aber immer durch den Erfolg sich bewährendes Erfassen der Dinge, das ihn, auch bei der verworrensten Sachlage, jederzeit das Richtigste treffen, ihn da schon im ersten Momente klar wählen und gedeihlich handeln ließ, wo viele Andere noch lange zweifelten und schwankten.



Graf Schlik.

Geboren 1789.

Franz Graf von Schlik zu Bassano und Weißkirchen kam in Prag zur Welt. Im älterlichen Hause erzogen, dachte der lebhafte Knabe, obwohl von seinem Vater zur diplomatischen Laufbahn bestimmt, stets an Soldatenleben und Kriegsspiel. Nachdem er die Rechtsstudien durchgemacht, ging 1808 sein längst gehegter Wunsch in Erfüllung, indem er zum Oberlieutenant und Chef dreier, auf seinen Gütern errichteten Landwehrkompagnien ernannt wurde. Im Einüben dieser Truppe übte er selbst seine militärischen Krafte dergestalt, daß er 1809, ein brauchbarer Militär, als Lieutenant in das damalige Kürassier-Regiment Albrecht eintreten konnte. Feldmarschall-Lieutenant Graf Bubna wählte ihn zu seinem Adjutanten. Zum ersten Male im Feuer war Schlik bei Passau; dann folgte die Schlacht bei Wagram, nach welcher er zum Oberlieutenant bei Schwarzenberg Uhlanen befördert wurde. Zum zweiten Rittmeister avancirt, legte er aus Grund-

sätzen seine Stelle nieder, als der ausbrechende Feldzug 1812 Oesterreich als Verbündeten der Franzosen fand. Der Feldzug 1813 rief ihn wieder unter die Waffen, und wir finden ihn als Rittmeister bei Klenau Chevauxlegers und Ordonanzoffizier des Kaisers Franz. Er focht bei Dresden und Pirna, und warf bei Wachau an der Spitze der russischen Dragoner zweimal die französische Reiterei zurück. Dieser Angriff kostete ihm sein rechtes Auge. 1815 marschirte er an der Spitze einer Velitendivision in Frankreich ein.

Während der langen Friedensepoche rückte er vom Major bis zum Feldmarschall-Lieutenant und Regimentsinhaber vor. Die Wiener Revolution 1848 führte ihn wieder auf die Weltbühne; er übernahm das Kommando des Armeekorps, das über Dukla nach Ungarn zur Bekämpfung des Aufstandes einzumarschiren beordert war. Was er in diesem ungemein schwierigen Winterfeldzuge leistete, ist allein schon hinreichend, ihm einen bleibenden Namen zu sichern. Mit einer kleinen Macht begann er seinen Zug, und Schlag auf Schlag folgten sich die Siege, die er bei Budamér, Szikszö, Kaschau, Tarczal, Keresztur und Tokaj errang. Endlich auf drei Seiten von feindlichen Heeren umgeben, vollführte er jenen denkwürdigen Rückzug von Kaschau über die Akteleker Gebirge bei Schneegestöber und Glatteis. Hierauf wußte er durch musterhafte Operationen und durch das Zurückwerfen Dembinski's die Vereinigung der Korps bei Kapolna herbeizuführen, schlug sich bei Hatvan mit 11,000 Mann gegen dreifache feindliche Uebermacht, vollzog in imposanter Haltung seinen Rückzug, befreite durch ein geschicktes Flankenmanöver den vom Feinde hart bedrängten Ban bei Isaszég, und folgte darauf der Hauptarmee gegen Pesth, wo er, im Vereine mit dem Ban, viermal den andrängenden Feind zurückwarf. Als dann die zurückziehende Armee bei Komorn sich vereinigte, wußte Schlik, der in Eilmärschen herbeigekommen war, dem kühnen und schlauen Görgey den fast errungenen Lorbeer zu entreißen.

Bei dem neuen Feldzuge im Juni 1849 begann Schlik den Angriff auf Raab, und trug viel zu diesem glänzenden Siege bei. Nicht minder rühmlichen Antheil nahm er an den Schlachten von Acs und Komorn. Nach der Schlacht bei Szöregh rückte er gegen Neu-Arad, und schlug hier mit geringen Kräften den ungestümen Angriff Görgey's ab. — Zu vielen anderen verdienten Auszeichnungen gesellte sich auch des Grafen Erhebung zum General der Kavallerie.

Als Feldherr zeichnet ihn — nach dem Urtheile eines Sachkenners — jener rasche und sichere Blick aus, der schnell die Verhältnisse durchschaut und für den jeweiligen Fall auch sogleich die rechten Mittel zu finden weiß. Diesem angeborenen intuitiven Blicke nicht minder, wie seiner kaltblütigen Unerschrockenheit, so wie dem feurigen Muthe, mit dem er, seine Truppen aneifernd, voran ins Feuer geht, hat er großentheils seine glücklichen Erfolge zu verdanken; denn mehr Praktiker, als Theoretiker, entscheidet er nach den Verhältnissen des Augenblicks, und richtet sich nach ihnen. Darum ist er der Mann der raschen That, überall selbst wirkend, mehr handelnd, als befehlend, mehr Blücher, als Gneisenau.

Ferdinand I.,

Kaiser von Oesterreich.

Geboren 1793.

Der allverehrte frühere Beherrscher Oesterreichs, der jetzt in der Stille des Privatlebens Erholung nach den Stürmen der Zeit sucht, ist der Sohn des Kaisers Franz I. Für eine ruhigere, sanftere Epoche geboren, als es jene seiner Regierung werden sollte, hing sein Wesen frühzeitig mit Vorliebe an den Künsten und Gewerben des Friedens; seine rege Theilnahme an der Verbesserung der vaterländischen Industrie bezeugten seine eigenen reichhaltigen, diesem wichtigen Zweige der Kultur gewidmeten Sammlungen. Sein gütiges Herz und seine aufopfernde Menschenliebe bestanden die gefährliche Probe bei der großen Ueberschwemmung Wien's 1830, wo er, auf leichtem Kahne dem tobenden Elemente sich hingebend, Trost und Hilfe dort brachte, wo der erzürnte Wassergott Wunden geschlagen. In demselben Jahre wurde er als jüngerer König von Ungarn gekrönt, und fünf Jahre später führte ihn der Tod seines Vaters auf den angestammten Thron von Oesterreich.

Obwohl er bei seinem Regierungsantritte erklärte, dem Beispiele seines Vaters folgen, seine Regierung nur als eine Fortsetzung jener seines Vorgängers ansehen zu wollen, so machte doch in der that-

sächlichen Anwendung des beibehaltenen früheren Systems sich durchgehends jener Geist der Milde und Humanität geltend, der dem angeborenen Wesen des Monarchen so innig entsprach. Immer höhere Gnadenakte — die wichtigsten für die Staatsverbrecher des lombardisch-venetianischen Königreichs (von ihnen später so schlecht vergolten) — löseten einander ab, und in der Art, wie sie ausgesprochen und gespendet wurden, lag zugleich eine Anspruchlosigkeit, die sich fast geflissentlich dem Danke der Welt entzog.

Die friedlichen Beziehungen zu dem Auslande benutzte die Regierung des Kaisers vorzugsweise zu Gunsten des Handels und Verkehrs seiner Unterthanen, und demgemäß wurden zahlreiche Handels-, Schifffahrts- und Freizügigkeits-Verträge abgeschlossen. Die Gesetzgebung erfuhr mehrfache entsprechende Bereicherungen, die besonders auf Vereinfachung, Klarheit und Verständlichkeit hinzielten. Im Zollwesen schritt man von Verbesserung zu Verbesserung, von Milderung zu Milderung, und näherte sich immer mehr einem zeitgemäß liberalen, Verkehr und Absatz fördernden Systeme. Nicht minder wurde durch wesentliche Verbesserungen im Postwesen, durch Aufhebung des Frankaturzwanges u. dgl. viel für die Erleichterung des industriellen Verkehrs gethan. Ueberdieß wurde der Industrie durch Einführung von Gewerbs-Ausstellungen Gelegenheit zu einem edlen Wettstreite gegeben. Einen der wichtigsten industriellen Hebel aber bildete seit 1841 die Anlegung von Staatseisenbahnen, und zwar im großartigsten Verhältnisse. Auch das Heerwesen erfuhr manche Verbesserungen; die Zeit der Militärdienstpflicht setzte 1845 der gütige Kaiser von vierzehn auf acht Jahre herab. Eben so blieben Kunst und Wissenschaft nicht ohne Aufmunterung, namentlich durch kräftigeren gesetzlichen Schutz des literarischen und artistischen Eigenthums, und durch die 1846 beschlossene Gründung einer k. k. Akademie der Wissenschaften zu Wien, welche zwei Jahre später vollständig in's Leben trat. Das Loos des gedrückten galizischen Landmannes wurde, in Beziehung auf Frohnen, Lasten und Rechtsstand wesentlich erleichtert. Kaiser Ferdinands Regierung sollte auch nicht ohne eine Gebietsvergrößerung für Oesterreich vorübergehen; indem, nach den Unruhen in Krakau 1846, das Gebiet dieses kleinen Freistaates, durch Beschluß der Schutzmächte, mit der österreichischen Monarchie vereiniget wurde.

Alle jene Verbesserungen und Vortheile für Oesterreich, welche Kaiser

XCVII

FERDINAND I
KAISER V ÖSTERREICH



FRANZ JOSEPH I
1830 KAISER V ÖSTERREICH



FRIEDRICH WILHELM IV
KÖNIG VON PREUSSEN



NICOLAUS I
KAISER VON RUSSLAND

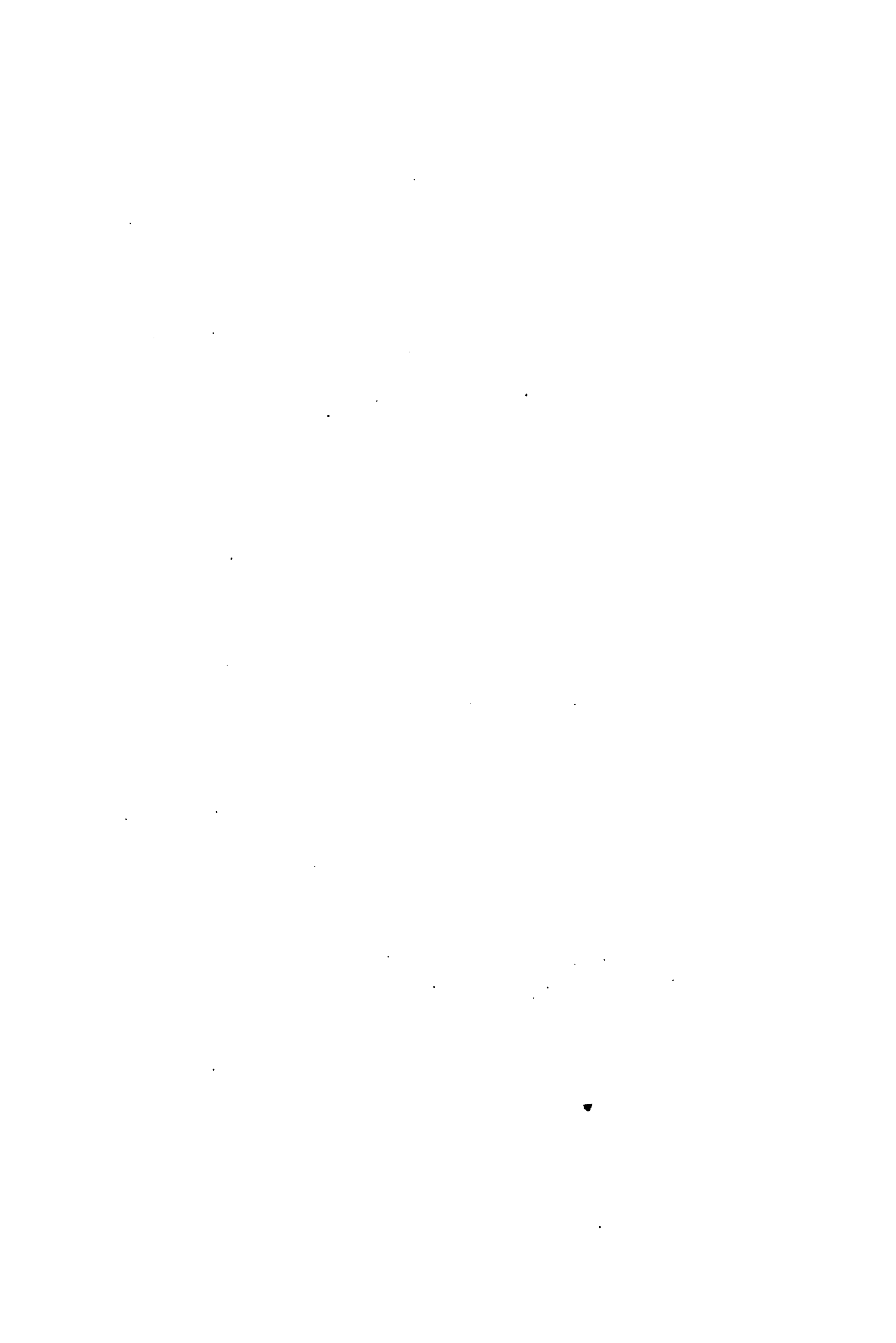


GRAF WRATISLAW



GRAF CLAM GALLA…





Ferdinand theils selbst anregte, theils, wie alles Gute, willig geschehen ließ, hielten den Sturm von 1848 nicht zurück. Hatte in Italien sich schon seit länger eine drohende Gährung gezeigt, so brachte die Einwirkung der französischen Februarrevolution und die von der allgemeinen Umsturzpartei geschickt benutzte Krisis auch die Hauptstadt Oesterreichs in Aufstand. Es erschienen die Wiener Märztage. Das arglose Gemüth des Kaisers verschmähte den Widerstand, den die bewährte Treue eines tapferen Heeres ihm so leicht gemacht haben würde; er hoffte die unerwartete Bewegung mit Zugeständnissen zu beschwichtigen. Er eilte, die Censur aufzuheben, ordnete die Bildung einer Volkswehr an, verhieß eine Konstitution und erfüllte dieses Versprechen durch die Verfassungsurkunde vom 25. April. Was aber konnte es fruchten, neue Schöpfungen einer Epoche anzuvertrauen, welche selbst noch keine Basis gefunden hatte? Alle jene Zugeständnisse, obgleich für den Augenblick mit Gier und scheinbarem Danke hingenommen, befriedigten den Heißhunger der Revolution nicht, und weckten nur neue ungestümere Forderungen. Der 15. Mai brach an, mit seiner berüchtigten Sturmpetition. Der Kaiser, in seiner eigenen Burg bedroht und Gewalt erleidend, gab die Zusage einer konstituirenden Versammlung, und reiste dann zu seiner persönlichen Sicherheit nach Innsbruck ab; während hinter ihm die Anarchie in Wien mit raschen Schritten ihrem Höhepunkte zueilte. Mittlerweile tobte, später durch Radetzky's siegreiches Schwert gebändigt, der Aufstandskrieg in Italien fort, erhob die Empörung immer unverlarvter ihr Haupt in Ungarn, so wie vorübergehend in der Hauptstadt Böhmens, und so reichte sich die Revolution die Hand durch mehrere Provinzen. Auf die dringenden Einladungen des unterdessen in Wien versammelten konstituirenden Reichstages kehrte der Kaiser im August in seine Residenz zurück. Aber bald brachen hier die schaurigen Oktobertage herein, und nöthigten den Monarchen abermals zur Flucht.

Wien wurde endlich durch Waffengewalt bezwungen, die Umsturzpartei daselbst verjagt und zerstreut. Bessere Tage schienen für Kaiser Ferdinand zu dämmern. Aber die Schrecknisse, deren Zeuge er gewesen, hatten sein sanftes Herz zu tief erschüttert; zu wenig fühlte sein stiller, schmerzlich aufgeregter Sinn sich zum Kampfe mit der empörten Zeit gerüstet. Jüngeren, kühneren Kräften mußte diese große Aufgabe vorbehalten werden, und so entsagte er am 2. Dezember

1848 freiwillig dem Kaiserthrone zu Gunsten seines Neffen, des Erzherzogs Franz Joseph, und zurück in's Privatleben trat der Monarch, welchem die Nachwelt nichts, als den allgemeinen Fehler schöner Herzen: — den einer zu großen Güte und eines zu freigebigen Gewährens, wird vorwerfen können.



regierender Kaiser von Oesterreich.

Geboren 1830.

Der Monarch, welcher mit Jünglingskraft und Mannessinn gegenwärtig die Geschicke Oesterreichs lenkt, ist der Sohn des Erzherzogs Franz Karl und der Erzherzogin Sophie, geborenen königlichen Prinzessin von Bayern. Eine treffliche Erziehung, Geist und Körper gleichmäßig berücksichtigend, bildete ihn für die große Aufgabe seiner Zukunft. Seine öffentliche Laufbahn begann er auf dem letzten ungarischen Reichstage, den er 1847 in der Nationalsprache und in so einnehmender Weise eröffnete, daß ihm tausendstimmiges Éljen entgegenscholl und selbst die heftigsten Oppositionsmänner sich von dem Zauber seiner Erscheinung und seiner Rede überwunden bekannten. Bald darauf forderte die wildbewegte Zeit ihm auch Beweise seines persönlichen Muthes ab, und er blieb sie nicht schuldig. An dem heißen Tage von St. Lucia (6. Mai 1848) setzte er sich unerschrocken allen Gefahren des Kampfes aus, und belebte durch sein Beispiel die Zuversicht der Truppen. Später dem Kaiserhofe nach Innsbruck folgend, gewann der junge Erzherzog gleichsehr durch Leutseligkeit, wie durch Entschlossenheit, sich die Liebe der biederen Gebirgsbewohner. Damals sah man ihn häufig in schlichter Tirolertracht, den Stutzen in der Hand, auf der herrlichen Schießstätte des Berges Isel, um dessen Besitz 1809 die Feinde so lange und vergebens gestritten, und so oft der stattliche junge Fürst in's Schwarze getroffen, was nicht selten geschah, küßten ihm die Tiroler Schützen und Bauern die Hand, und

hätten ihn gern vor Jubel in die Stadt getragen, hinunter die Höhen, von denen einst der Sandwirth Hofer seinen Einzug in das gerettete Innsbruck gehalten.

Böse Tage waren dazumal über das gesegnete Oesterreich hereingebrochen, die Drachensaat der Revolution in üppiger Ernte aufgegangen. Zwar hatte Radetzky's scharfes Schwert auf dem Festlande des österreichischen Italiens die Empörung besiegt; aber diese nahm dafür eine fast unangreifbare Stellung hinter dem Meeresbollwerke Venedigs ein, von wo aus sie zum neuen Feldzuge rüstete, dem das geschlagene, aber nicht bekehrte Piemont — für den Augenblick zu ohnmächtig für den Krieg, und doch gegen den Frieden störrisch sich sträubend — zu gelegener Zeit als abermaliger Bundesgenosse an die Seite zu treten hoffte. Am Sitze der Regierung trug die Revolution gierig ihre »Errungenschaften« zusammen, um sie zu Barrikaden aufzuthürmen; während in Ungarn der Lostrennungskampf mit ungescheuter Offenheit sich ordnete, und mit der zur momentanen Herrschaft gelangten Anarchistenpartei in Wien verbündet, endlich in und vor der Hauptstadt in den Oktobertagen seine Vorschlacht ausfocht.

Wien fiel, und der ganze Schwerpunkt des Rebellionskrieges warf sich nun auf Ungarn. Der Ernst der Zeit mahnte dringend, das Szepter in eine feste, jugendkräftige Hand zu legen. Und so geschah es auch im verhängnißvollsten Momente zum Heile Oesterreichs. — Franz Joseph wurde durch den Rücktritt Kaiser Ferdinand's I., und durch die gleichzeitige Entsagung seines erlauchten Vaters, am 2. Dezember 1848 auf den harterschütterten Kaiserthron berufen.

Der junge Kaiser, von einem edlen, offenen Glauben an das Bessere geleitet, vermochte sich nicht sogleich von der Ansicht zu trennen, daß in den Ideen, die das heißerregte Jahr 1848 in seinem Banner getragen, trotz vielfacher Verirrungen doch ein Keim des Ausführbaren und Lebensfähigen sich verberge, und hoffte, von ihnen, mit Ausscheidung des Ausschweifenden und Unpassenden, eine Grundlage für weitere Fortbildung herüberzuretten. Daher lösete er zwar den österreichischen Reichstag, in welchem eine große Fraktion noch immer hartnäckig mit den Traditionen der Revolution buhlte, auf, verlieh aber gleichzeitig (4. März 1849) eine Reichsverfassung, in welcher er freiwillig auf viele angestammte Rechte seiner Krone verzichtete, und die in ihrem Entwurfe als ein großmüthiger Versuch gelten konnte, ob die Wohlfahrt des

großen Vaterlandes mit einer Theilung der Staatsgewalt sich vereinigen lasse.

Mit besonnener Kraft nahm nun der Kaiser den doppelten Kampf auf, den ihm von Italien her der unruhige sardische Nachbar, von Ungarn aus die offene Empörung bot. Die Siege von Mortara und Novara bestraften in einem fünftägigen Feldzuge (März 1849) den neuen, übermüthigen Angriff der Piemontesen, führten in ihren weiteren Folgen die österreichischen Fahnen, Ruhe gebietend, auf den vulkanischen Boden Italiens, und schnitten dort zuletzt der Revolution jeden Anhaltspunkt ab, so daß, nach längerem, ohnmächtigem Zögern, endlich auch die stolze Meereskönigin Venedig ihrem höheren Gebieter wieder reuig zu Füßen sank.

Am 30. April 1849 übernahm der Kaiser die Ausübung des Oberbefehles über seine sämmtlichen Armeen, traf am 11. Mai unter dem Jubel der Soldaten in Preßburg ein, und besichtigte seine Heeresabtheilungen in ihren Lagern. Während des Angriffes auf Raab (28. Juni) befand sich der Kaiser, jeder Gefahr trotzend, immer bei seinen Kriegern im Feuer, und zog mit denselben, fast noch ehe der Kanonendonner verstummt war, über eine morsche Brücke in die eroberte Stadt ein, inmitten einer revolutionären Menschenmasse, welche noch kaum Zeit gefunden hatte, ihre dreifarbigen Fahnen, Kokarden und alle übrigen Zeichen der Rebellion zu verbergen.

Die Revolution in Ungarn wurde, nach heißen Kämpfen, ebenfalls bezwungen, und mit Stolz durfte Oesterreich von seinem Kaiser rühmen, daß Dieser den erkämpften Frieden nicht blos seinen tapferen und einsichtsvollen Feldherren dankte, nein, daß er durch die trefflichen Einrichtungen, die er mitten in der Unruhe des Kampfes mit schöpferischer Hand seinen Heeren verliehen, nicht minder als durch das Beispiel des eigenen hohen Muthes, womit er seinen Streitern im Schlachtgetümmel vorgeleuchtet, seinen unmittelbaren und persönlichen Antheil an den errungenen Siegen hatte.

Auch nach beendigten Kämpfen verlor der Kaiser, der in seiner Armee die zuverlässigste Stütze des Thrones und der Sicherheit des Staates erkannt hatte, die zweckmäßige Weiterbildung und Vervollkommnung des österreichischen Heerwesens nicht aus dem Auge, und seine Regierung muß auch in dieser Beziehung als die bedeutungsvollste Epoche betrachtet werden. Unter den überaus zahlreichen Verbesserungen, die in

dieser Hinsicht verfügt wurden, stehen oben an: die neue Eintheilung des Heeres, die zweckmäßige Umgestaltung der Artillerie und des Geniekorps, das neue Grundgesetz für die Militärgrenze, die Organisation der Militär-Bildungsanstalten, die Errichtung einer Reserve an der Stelle der bisherigen Landwehr, und Gründung eines neuen Depotsystems, die Befestigung und Armirung mehrerer wichtigen Plätze, endlich die außerordentliche Hebung der Flotte auf dem Meere, wie auf dem Gardasee und mehreren Flüssen.

Dieser, durch den Kaiser bewirkten Kräftigung seiner Wehranstalten verdankte Oesterreich jene imponirende Festigkeit, mit welcher es im Spätjahre 1850 den, bei Gelegenheit der kurhessischen Verfassungswirren sich kundgebenden Anmaßungen eines Nachbarstaates entgegentreten konnte; es genügte bei diesem Anlasse, auf das unerschöpfliche Füllhorn seiner Streitmittel zu zeigen, und ohne Krieg war alsbald der bereits schwer bedrohte Frieden befestigt.

Aber auch im inneren Staatsleben wurden durch den unermüdlichen Monarchen alle Pulse heilsamer Thätigkeit in einer Weise angeregt, welche überraschte und selbst dem, gegen Oesterreich selten gerechten Auslande Bewunderung abnöthigte. Der Kaiser zeigte, daß auch ohne Revolution — denn der Bruch mit dieser war unabänderlich entschieden — ein Staat durch eine Reihe organisch zusammenhängender, zeitgemäßer Umgestaltungen eben so wirksam, als gefahrlos hindurchgeführt werden könne. Durch die Beseitigung der alten Unterthänigkeits-Verhältnisse, durch die Entlastung des Grundes und Bodens auf eine Art, die den Befreiten unverkürzt in den Besitz seiner Vortheile brachte, und zugleich den früher Bevorrechteten nach Möglichkeit schonte und entschädigte, wurde den Ideen der Zeit Rechnung getragen. Rastlos sorgte die Regierung des Kaisers für zunehmende Volksbildung durch Vermehrung und Vervollkommnung der Schulen und Unterrichtsanstalten; dann für die eigentliche Wissenschaft durch Pflege und Gründung höherer Institute, zu welchen 1849 die geologische Reichsanstalt trat; in gleichem Maße aber auch für Handel und Industrie, indem in allen Theilen der Monarchie Handels- und Gewerbekammern entstanden, das großartige Netz der Eisenbahnen sich immer dichter und weiter spann, der Telegraph seine metallenen Fühlfäden nach allen Seiten hin ausstreckte, die innere Zollschranke sank. Die politische und gerichtliche Organisation der Kronländer erfuhr eingreifende Umänderungen, die man, wo es nöthig, auch

noch durch nachträgliche Besserungen in Einklang mit den Bedürfnissen brachte. Die Gliederung der einzelnen Theile des großen Ganzen geschah nach passenden und naturgemäßen Gruppen. Eine der wichtigsten Schöpfungen des Kaisers war die Errichtung eines Reichsrathes, der, aus den vielseitigsten höheren Staatsintelligenzen zusammengesetzt, die Bedürfnisse, Zustände und Lebensäußerungen des Reiches und seiner Völker nach allen Richtungen hin umfaßt und überwacht, und solchergestalt das Auge des Kaisers bildet.

War mittelst dieser und anderer zweckdienlicher Einrichtungen im Wesentlichen wahr geworden, was der Entwurf der Märzverfassung als leitendes Prinzip aufgestellt, so hatte sich doch im Laufe der letzten zwei Jahre allen Einsichtsvollen die unabweisbare Ueberzeugung aufgedrängt, daß diese Verfassung nach ihren äußeren Formen unmöglich, oder nur unter ernstlicher Gefahr für die nöthige Einheit der leitenden Regierungsgewalt, und somit zum höchsten Nachtheil für den Staat und seine Angehörigen, ins Leben treten könne. Eine große Pflicht gebot daher dem Kaiser, dasjenige, was einst dem Momente angemessen erschienen, nicht noch da festzuhalten, wo es, durch seitdem veränderte und theilweise entgegengesetzte Umstände, sich als unpraktisch, schädlich erweisen mußte. Schon am 20. August 1851 wurden die Minister keiner anderen politischen Autorität, als nur dem Kaiser und seiner Krone verantwortlich erklärt, und nach vorangegangenen eindringenden Untersuchungen der Märzverfassung im Minister- und im Reichsrathe, wobei jene Verfassungsurkunde weder in ihren Grundlagen den Verhältnissen des österreichischen Kaiserstaates angemessen, noch in dem Zusammenhange ihrer Bestimmungen ausführbar sich darstellte, erklärte der Kaiser am 31. Dezember des gedachten Jahres dieselbe außer Kraft und gesetzlicher Wirksamkeit, bestätigte aber ausdrücklich die Gleichheit aller Staatsangehörigen vor dem Gesetze, und die Abstellung jedes bäuerlichen Unterthänigkeits- oder Hörigkeits-Verbandes.

Die Märzverfassung war unter Umständen gegeben worden, die, in sich haltlos, nach innen und außen zerwühlend, weit davon entfernt gewesen, eine passende Grundlage zur Aufführung eines neuen staatlichen Baues darzubieten. Gern sah man sie daher jetzt, wo sowohl die Nothwendigkeit, als die Bedingungen ihrer Existenz wegfielen, beseitigt, sah die Regierungsgewalt ungetheilt in jene kaiserliche Hand zurückkehren, welche dem hart bedrängten, schon geschwächten Oesterreich mit dem

Siege den Frieden, die Ordnung und die alte Macht und Hoheit seines Namens wiedergegeben. Denn wo, wie bei Franz Joseph, den Thron ein hoher und reiner Wille einnimmt, darf ihn nichts beirren und hindern, zur unmittelbaren That zu werden; weil dem von seiner Bahn abgelenkten Lichtstrahle sich andere Farben andrängen, als die ihm ursprünglich sind, und er nur ungebrochen sich ganz so gibt, wie er ist.

Die große Idee einer österreichischen Einheit, durch drei Jahrhunderte vergeblich angestrebt, war nunmehr durch Franz Joseph zur Wahrheit geworden, und seinem bedeutungsvollen Wahlspruche: „Viribus unitis!" traten jetzt, zu einem unverbrüchlichen Bündnisse künftiger Eintracht, Oesterreichs gleichberechtigte Völker einmüthig bei, die vorher durch abweichende Verfassungsformen und Stammeseifersucht so langem, schmerzlichem Zwiespalte preisgegeben gewesen. Die Reise, welche der Kaiser im Sommer 1852 in sein Ungarn unternahm — der beispiellose Jubel, der ihn dort allenthalben empfing, bewies, daß es jetzt wirklich wieder ganz sein Ungarn war — trug die Versöhnung in dieses schöne, nun beruhigte Land, und besiegelte die Siege der kaiserlichen Waffen durch den noch glorreicheren Sieg der Liebe.

Friedrich Wilhelm IV.,

König von Preußen.

Geboren 1795.

Preußens jetziger König empfing bei der Jenaer Katastrophe die ersten lebhaftesten Eindrücke der Jugend. Sie kamen ihm unmittelbar durch seine Mutter, durch jene edle Frau, welcher das Unglück des Vaterlandes das Herz brach. Die Kirche und das stille Mausoleum in Charlottenburg waren die Erholungsorte des Prinzen. An seine Erziehung legten die Freiheitskriege die letzte Hand; mit den Siegern zog er in Paris ein. Auf die Kriegszüge folgte dann eine italienische Reise, zu welcher seine lebhafte Liebe zur Kunst ihn unwiderstehlich trieb. Später wurde er in den Staatsrath berufen. In jener Zeit machten seine

geistreichen, drastischen Aussprüche, mit denen er Mißbräuche und verrottete Gewohnheiten so bündig als treffend charakterisirte, die Runde durch die höheren Zirkel der Hauptstadt Preußens.

Der Tod seines Vaters, Königs Friedrich Wilhelm III., rief ihn 1840 auf den Thron. Gnadenakte bezeichneten diesen wichtigen Schritt, und erregten den Jubel des Volkes. Auf die hin und wieder ausgesprochenen Wünsche um Verleihung einer Konstitution, die er, nach seiner Ueberzeugung, für Preußen nicht an der Zeit fand, sagte er nur eine Fortbildung des Ständewesens zu. „In meiner Monarchie steht keiner der drei Stände über dem anderen, oder unter dem anderen. Sie stehen alle in gleich wichtigen Rechten und in gleich geltenden Ehren neben einander, ein jeder aber in seinen Schranken, ein jeder in seiner Ordnung. Das ist mögliche und vernünftige Gleichheit, das ist Freiheit," — so lauteten die Worte des Königs. Hingegen wurde für andere Gegenstände, namentlich für Regelung der kirchlichen Angelegenheiten, viel gethan, und mit besonderem Eifer behielt der König die Einheit Deutschlands als Ziel im Auge. Inzwischen that er auch, obgleich er sein Mißtrauen in die Zweckmäßigkeit eigentlicher konstitutioneller Verfassungen nie verhehlte, einen wichtigen Schritt in der Verfassungsangelegenheit, und zwar durch sein Patent vom 3. Februar 1847, welches die Stände zu einem vereinigten Landtage einberief, und Preußen also gewissermaßen in die Reihe der konstitutionellen Staaten einführte. Daß er dieß jedoch von festen Bedingungen und Beschränkungen abhängig machen wollte, sprach er mit gewohnter Offenheit in seiner berühmten Thronrede vom 11. April jenes Jahres aus: „Gott ist der Auftraggeber der Könige; zwischen unserem Herrgott im Himmel und das Land darf sich kein beschriebenes Blatt, gleichsam als eine zweite Vorsehung, eindrängen, um seinen Paragraphen zu regieren und durch sie die alte heilige Treue zu mit ersetzen." Der Revolutionssturm von 1848 verwehte seine Worte. Aber auch bei der Neugestaltung Preußens, welche der drängende Augenblick erzwang, ließ der König die Zügel der Regierung nicht fallen, und statt eine Verfassung sich aufdringen zu lassen, oktroyirte er, nach Aufhebung der preußischen Nationalversammlung, selbst eine Verfassung, welche, mit politischer Meisterschaft abgefaßt, die tobenden Parteien beruhigte.

Obgleich die Regierung des Königs dieß erst später förmlich aussprach, hatte sie doch schon damals entschieden mit der Revolution gebrochen. Als daher die sogenannte deutsche verfassunggebende Reichsver-

sammlung auf den Grund der von ihr beschlossenen Reichsverfassung die in derselben begründete erbliche Kaiserwürde am 28. März 1849 auf den König von Preußen übertrug, lehnte dieser, ungeachtet seines Sinnes für deutsche Einheit und trotz des Drängens einer großen Partei in seinem eigenen Lande, jene Wahl würdevoll ab. Die oktroyirte Verfassung für Preußen ließ er dann durch die Kammern einer Revision unterziehen, und beschwor sie erst nach Annahme mehrerer von ihm beantragten Aenderungen. Zugleich war der König stets bemüht, auch unter den schwierigsten Verhältnissen den Frieden nach Außen zu erhalten, und die Hoffnungen der ultranationalen Partei, welche zu Ende 1850 einen Kampf gegen Oesterreich zu entzünden trachtete, scheiterten zunächst an der Mäßigung und Friedensliebe des Monarchen.

Nikolaus I.,

Kaiser von Rußland.

Geboren 1796.

Rußlands jetziger Beherrscher, Nikolaus I. Pawlowitsch, ist der dritte Sohn des Kaisers Paul I. Unter den Lehrern, die seine treffliche Erziehung leiteten, befand sich auch der berühmte Linguist und Geschichtsforscher Friedrich v. Adelung. Nebst der neueren Literatur und den Staatswissenschaften studirte der junge Großfürst mit besonderem Eifer die Kriegswissenschaft, vornehmlich die Befestigungskunst, gleichsam als hätte ihm schon damals seine spätere hohe Aufgabe vorgeschwebt, das zu befestigen, was die Zeit zu lockern und zu trennen strebte. Zugleich suchte sein reges Gefühlsleben Nahrung und Aufschwung in der Musik, in welcher er es bis zum eigenen Schaffen und Komponiren brachte. Reisen in mehrere Länder Europa's und in die wichtigsten Provinzen seines künftigen Reiches vollendeten dann seine Bildung. Sein älterer Bruder, der Großfürst Konstantin, hatte schon früher, mit Genehmigung des Kaisers Alexander I., auf die Thronfolge insge-

heim verzichtet, und erklärte, nach Alexanders Tode am 1. Dezember
1825, den Großfürst Nikolaus auch öffentlich als den rechtmäßigen
Nachfolger auf dem Throne Rußlands. Dieser Regierungswechsel
gab die Losung zum Ausbruche einer weitverzweigten Verschwörung.
Die Aufrührer verweigerten, unter dem Vorwande, daß Konstantin
jetzt ihr Herr sei, dem neuen Kaiser den Gehorsam. Aber nur zu
schnell mußte die Rebellion erkennen, daß die Hand, die einma
das Szepter ergriffen, auch keiner Gefahr den Kampf versage. An d
Spitze seiner Garde den Empörerkugeln sich bloßstellend, bewältig
Kaiser Nikolaus in wenigen Stunden den Aufstand, der das Reich a
seinen Fugen zu reißen gedroht hatte.

Jetzt, da die Krone fest auf seinem Haupte ruhte, ging der K
ser mit dem ganzen thatkräftigen Feuer seines Wesens an die wei
Erfüllung seines schweren und erhabenen Berufes, und kein Augen
verstrich, der nicht dem Streben, Uebelstände zu beseitigen, besse
Verhältnisse anzuknüpfen, der Sorge um des Volkes Wohl und
Kräftigung des großen Reiches geweiht gewesen wäre. In der H
tung, wie im Staatshaushalte, wurden Einschränkungen bewerkst
strengere Aufsichtsmaßregeln gegen Verschleuderungen und Unter
angeordnet, die Arbeiten zur Verbesserung der Gesetzgebung ihrer
zugeführt. Die Militärkolonien erhielten eine neue, vortheilhafte
fassung, das Marinekorps eine neue Einrichtung, und die E
der Unterrichtsanstalten für das Seewesen wurden bedeutend
Nicht minder wurde die Volksbildung befördert, namentlich d
Gründung eines pädagogischen Zentralinstitutes in St. Petersb
durch die Verbesserung der Dorfschulen. In Odessa wurde ei
für die morgenländischen Sprachen, und zur Bildung von
die in der krimischen Halbinsel wohnenden Tataren eine bes
stalt zu Symferopol, in Moskau eine Schule für Seeleute,
tersburg eine neue Lehranstalt für Wundärzte gegründet, u
terschule zur Bildung einheimischer Künstler erhielt eine neu
Selbst der Krieg ward zu einem Diener der Wissenscha
sellschaft von Gelehrten begleitete 1826 das Heer, und
von Paskewitsch besiegten Länder Asiens in naturgesch
statistischer Hinsicht. Auch den Kaukasus durchstreiften
Anordnung, gelehrte Männer; Entdeckungsreisen und G
trugen den Geist der Forschung weithin über den G

Humboldt erfreute sich, als er das östliche Rußland bis Sibirien bereiste, der freigebigen Unterstützung des Kaisers. Neben den geistigen wurden auch die materiellen Interessen nicht versäumt. In Beziehung auf landwirthschaftliche Kultur wurde vorzüglich die Vervollkommnung der Schafzucht in den Ostseeprovinzen durch Begründung von Stammschäfereien begünstigt; die industrielle Thätigkeit durch ein wohldurchdachtes und konsequent durchgeführtes Zollsystem, durch belebende Aufmunterung und kräftige Unterstützung dahin einschlagender Unternehmungen befördert, so wie durch die Einführung von Gewerbeausstellungen angeregt, gleicherweise auch der zweite Faktor des Nationalwohlstandes, der Handel, von oben aus auf das Entschiedenste unterstützt. Ein Zeugniß dieser weisen und unermüdeten Sorgsamkeit des Kaisers liefert der staunenswerthe Fortschritt des russischen Gewerbfleißes in den letzten zehn bis zwölf Jahren.

Wie durch Kultur und Industrie nach innen, so machte Rußland in dieser Zeit auch Eroberungen nach außen. Ein siegreicher Krieg gegen Persien 1826 erwarb dem russischen Reiche die fruchtbaren Provinzen Eriwan und Nachitschewan. Dem Feldzuge gegen die Türkei 1828 wohnte der Kaiser persönlich bei, befeuerte durch seine Gegenwart den Muth des Heeres, und gewährte dann dem überwundenen Gegner einen großmüthigen Frieden, der den russischen Unterthanen die Handelsfreiheit im ganzen türkischen Reiche und die freie Schifffahrt für alle Nationen im schwarzen Meere verschaffte, Rußland durch ein türkisches Paschalik am Kaukasus vergrößerte. Das Jahr 1831 sah die Niederlage und Wiederunterwerfung des empörten Polens durch die siegreichen Waffen des kaiserlichen Heeres.

Das Jahr 1848 wog dem Kaiser Nikolaus eine neue, für das Schicksal des Welttheils entscheidende Aufgabe zu. Die Revolution, die durch die Abendländer dahinbrauste, schien gleich anfangs zu fürchten, daß ihre momentanen Siege zuletzt an jenem Felsencharakter scheitern könnten, der den Thron Rußlands einnahm. Daher ihr Zorn und Geifer, den sie unaufhörlich nach ihm ausschüttete. Unerschüttert und furchtlos blickte er ihr Treiben an. Als aber ihre Anschläge auch gegen die Marken des Czarenreiches zu spielen begannen; als der befreundete Thron Oesterreichs durch die europäische Umsturzpartei von Ungarn her wüthende Angriffe erfuhr: da säumte der Kaiser Nikolaus nicht länger, sein Schwert in die Wagschale der Ereignisse zu legen.

Würdevoll und entschieden die Einsprüche einiger fremder Mächte zurückweisend, vereinigte er seine Armee mit jener seines kaiserlichen Freundes Franz Joseph, und vor den verbündeten Kaiserheeren sank der Aufruhr verblutend in den Staub.

Wir haben es ausgesprochen: Kaiser Nikolaus ist ein Felsencharakter der Gegenwart, der, eben so sehr im Gefühle seiner thatsächlichen Macht, wie seiner inneren unerschütterlichen Willenskraft, gleichsam über dem Wandel der Dinge steht und, wo es gilt, selbst dem rastlosen Wechsel der Erscheinungen Stillstand gebietet. Jene ritterlich-begeisterte, eiserne Treue, die er den eigenen Grundsätzen bewahrt, erhebt ihn zu einem Kraftbewußtsein, dem sich Alles beugt und Nichts widersteht. Solchergestalt ist sein gesammtes Wirken und sein Regieren zwar immerdar fortschreitend, aber auch in jedem Momente fertig und vollständig, ein ehernes Bild aus einem einzigen Gusse. Ganz für sein Reich, und ganz für sein Volk geschaffen, unermüdlich beide förbernd und weiterbildend, der Impuls alles Guten, was in Rußland geschieht, der vernichtende Gegner alles Schädlichen, steht er da als Vater und Wohlthäter eines Jeden, der ihm Gehorsam zollt, als Bezwinger eines Jeden, der ihm Gehorsam weigert.

Graf Wratislaw.

Geboren 1786.

Eugen Graf von Wratislaw-Nettolitz stammt aus einem altadeligen, 1701 in den Reichsgrafenstand erhobenen czechischen Geschlechte, und wurde auf der Familienherrschaft Kost in Böhmen geboren. Im Jahre 1804 trat er als Unterlieutenant in ein österreichisches Uhlanenregiment, wohnte als Rittmeister unter Radetzky dem Feldzuge 1809 bei, und erhielt, in Anerkennung seiner im Feldzuge 1814 geleisteten Dienste, den russischen Wladimir-Orden. Im Mai 1830 zum Generalmajor befördert, kam er als Brigadier zur Armee nach Italien, wurde 1836 Feldmarschall-Lieutenant und als solcher bei dem Hofkriegsrathe zugetheilt.

Im Jahre 1840 wurde er zum ersten Generaladjutanten bei dem Kaiser Ferdinand ernannt, und erhielt die k. k. geheime Rathswürde. Im März 1848 zum Kommandanten des ersten Armeekorps in Italien, mit Belassung seiner Charge als erster Generaladjutant ernannt, verfügte er sich an den Ort seiner neuen Bestimmung, und übernahm das aus 30 Bataillonen, 22 Eskadronen, 80 Geschützen und einer Raketenbatterie bestehende Korps.

Welchen rühmlichen Antheil Graf Wratislaw an den denkwürdigen Feldzügen in Italien 1848 und 1849 hatte, davon geben die Bulletins des Feldmarschalls Radetzky Kunde. Unter den Führern, welche sich bei dem merkwürdigen Rückzuge der österreichischen Armee von Mailand nach Verona, und in den siegreichen Schlachten und Gefechten von St. Lucia, Curtatone, Vicenza und Custozza am meisten hervorthaten, glänzt der Name Wratislaw's in der ersten Reihe. Zu den vielen Auszeichnungen, die ihm für diese Verdienste um Thron und Vaterland zu Theil wurden, gehört auch die Verleihung des Maria-Theresienkreuzes von Seite des Kapitels dieses höchsten Militärordens in Oesterreich. Am 13. März 1849 wurde er zum General der Kavallerie ernannt, und führte als solcher sein Armeekorps in dem fünftägigen Feldzuge in Piemont während der Schlacht bei Novara zum Siege. Der Kaiser von Rußland belohnte ihn, als Anerkennung seiner persönlichen Tapferkeit, mit dem Militär-St.-Georgsorden.

Bei der neuen Organisation der k. k. Armee wurde Graf Wratislaw zum Kommandanten der ersten Armee ernannt.

Graf Clam-Gallas.

Geboren 1805.

Aus einem altadeligen Geschlechte Böhmens zu Prag geboren, trat Eduard Graf Clam-Gallas 1823 als Kadet in ein österreichisches Kürassier-Regiment, und rückte, nachdem er die verschiedenen Dienstgrade durchlaufen, 1839 zum Obersten im Kürassier-Regimente Nr 8 vor.

Im August 1846 zum Generalmajor ernannt, kam er als Brigadier nach Prag, und wurde zu Anfang des Jahres 1848 in gleicher Eigenschaft nach Italien versetzt, wo er eine Brigade beim 1. Armeekorps übernahm. Bei dem Märzaufstande in Mailand behauptete er die Porta Ticinese und den dortigen Rayon gegen die Angriffe der Insurgenten, bewachte alle Zugänge daselbst, und deckte in dieser Stellung den Abzug der Armee aus Mailand. Er nahm dann Theil an dem Kampfe von St. Lucia, erstürmte mit seinen braven Truppen Montanara, und focht mit hoher Tapferkeit und Auszeichnung bei Goito, Vicenza und Custozza. Der Verleihung des Maria-Theresienordens gewürdigt, verzichtete er auf die, mit diesem Orden verbundene, lebenslängliche Pension zu Gunsten der mit Tapferkeits-Medaillen Ausgezeichneten und Verwundeten jener Truppen, welche bei Custozza unter ihm gefochten.

Auch an dem fünftägigen Feldzuge gegen Sardinien im März 1849 nahm der Graf mit seiner Brigade bei dem 1. Armeekorps thätigen Antheil, wurde im April zum Feldmarschall-Lieutenant befördert, und im Juni zum Kommandanten des Siebenbürger Armeekorps ernannt, welches, zu Czernecz in der Walachei stehend, und hier den Beginn der Operationen des russischen Armeekorps unter General Lüders abwartend, die Bestimmung hatte, Kronstadt, die einzige Rückzugs- und Verbindungslinie mit der Basis des russischen Korps, zu decken. Es brach am 23. Juni aus dem Lager von Czernecz auf, und bezog eine Stellung bei Sepsi St. György und Marienburg, zur Deckung Kronstadts. Hier wurde Clam-Gallas am 20. Juli von dem Insurgentenführer Bem angegriffen, besiegte jedoch die Rebellen in den Treffen bei Sepsi St. György am 23. Juli, und bei Kaszon-Ujfalu am 1. August, zersprengte sie gänzlich, und drang am 3. August mit seinem Korps nach Csikszereda vor, um die Entwaffnung des Szeklerlandes ins Werk zu setzen. Der Kaiser von Rußland zeichnete ihn mit dem St. Annenorden 1. Klasse aus. Im Oktober 1849 erhielt der Graf das Kommando des 1. Armeekorps in Wien, und im Januar 1850 das 6. Chevauxlegers-Regiment. Schon früher ehrte ihn der Feldmarschall Radetzky, der auf dem Rideau vor Verona fünf Redouten erbauen ließ, dadurch, daß er einer der letzteren den Namen des tapferen Clam-Gallas beilegte.

Hammer-Purgstall.

Geboren 1774.

Der berühmte Orientalist und vielseitig schaffende Gelehrte und Dichter Joseph Freiherr von Hammer-Purgstall ist der Sohn des, wegen seiner Verdienste geadelten, 1818 verstorbenen k. k. Gubernialrathes Joseph v. Hammer, und kam in Gratz zur Welt. Seine Bildung erhielt er in Wien, zuerst im Barbarastifte, dann in der vom Fürsten Kaunitz gestifteten orientalischen Akademie. Nachdem er bereits an der Herausgabe von Meninsky's arabisch-persisch-türkischem Lexikon Theil genommen, ward er 1796 Sekretär des Freiherrn v. Jenisch, des Referenten der Sektion des Orients im Ministerium der auswärtigen Geschäfte, und war schon damals literarisch thätig. Im Jahre 1799 kam er als Sprachknabe zu dem gelehrten Internuntius Freiherrn v. Herbert, der ihn später mit einem Auftrage nach Egypten sendete, wo er die Ibismumien, den Hieroglyphenstein aus den Katakomben von Sakara und andere Seltenheiten, so wie mehrere arabische Handschriften für die kaiserliche Bibliothek erwarb. Als Dolmetsch und Sekretär machte er den Feldzug unter Hutchinson, Sidney Smith und Jussuf Pascha gegen Menou mit, ging 1801 über Malta und Gibraltar nach England, im folgenden Jahre als Legationssekretär nach Konstantinopel, 1806 als Konsularagent in die Moldau. Seit 1807 in Wien angestellt, wurde er 1811 zum wirklichen Rath und Hofdolmetsch bei der geheimen Hof- und Staatskanzlei, 1817 zum kaiserlichen Hofrath befördert, auch 1835 in den Freiherrnstand erhoben. Im Jahre 1815 erwarb er sich ein großes Verdienst um die Rettung eines guten Theils der 1809, während der Besetzung Wiens durch die Franzosen, von Denon nach Paris entführten Schätze der kaiserlichen Hofbibliothek und orientalischen Handschriften. Bei Errichtung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien 1847 wurde er einstimmig zum Präsidenten derselben erwählt.

Es ist hier nicht der Raum, die zahlreichen Werke des gelehrten Forschers und fruchtbaren Schriftstellers einzeln aufzuführen und zu erörtern.

Seine Hauptwerke, die ihm einen unvergänglichen Namen sichern, sind: seine berühmte „Geschichte des osmanischen Reiches" und seine »Geschichte der osmanischen Dichtkunst." Zu seinen neueren, nicht minder verdienstvollen Werken gehören: die »Geschichte der goldenen Horde in Kiptschak, d. i. der Mongolen in Rußland," die „Geschichte der Ilkhane, d. i. der Mongolen in Persien," und »Khlesl's, des Kardinals, Direktors des geheimen Kabinetes Kaisers Mathias, Leben." Nicht nur viele Monarchen Europas überhäuften den gefeierten Mann mit Orden; auch fremde Welttheile zollten ihm den Tribut der Ehre, und der Schah von Persien verlieh ihm 1834 den Orden der Sonne und des Löwen.

Hammer-Purgstall's Werke sind reiche Fundgruben für die Geschichte und geistigen Zustände des früheren und jetzigen Orients. Zugleich weiß er den Leser durch die Weise der Darstellung dort heimisch zu machen, denn seine Schreibart athmet den Ernst, die Fülle und Farbenpracht des Orients, und trägt gleichsam den Glanz und die Herrlichkeit jener Zonen in das Abendland herüber, das in seinen Werken sich belehrt und erhebt.

Melchior Khlesl.

Geboren 1553. Gestorben 1630.

Dieser durch seine Stellung, seine Schicksale und seine Eigenschaften gleich denkwürdige Mann war der Sohn eines protestantischen Bäckers zu Wien, und wurde in der Konfession seines Vaters erzogen. Ein Priester der Gesellschaft Jesu bewog ihn, zum Katholizismus überzutreten, worauf er sich zu Ingolstadt mit regstem Eifer auf das Studium der katholischen Theologie verlegte. Sein Talent ließ ihn schnell die höheren Kirchenwürden erlangen. Er ward kurz nach einander Dompropst bei St. Stephan, passauischer Offizial, kaiserlicher Rath, Hofprediger und seit 1588 Administrator des Bisthums zu Wiener-Neustadt, wo er am Palmsonntage seine berühmte Rede gegen den Genuß sub

XCVIII



Verlag von C. A. Hartleben in Pesth
Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg



utraque hielt, die eine so große Wirkung hatte, daß ein großer Theil der durch und durch protestantischen Stadt das Abendmahl wieder unter einerlei Gestalt empfing. Im Jahre 1614 erhielt er vom Papste Paul V., der ihn auch wegen seiner großen Beredsamkeit mit dem Titel eines apostolischen Predigers beehrte, die Bestätigung als wirklicher Bischof zu Wien und zu Neustadt, und 1616 den Kardinalshut. Er war auch Direktor des geheimen Rathes und erster Minister des Kaisers Mathias.

Die Zeit war eine der trübsten, nicht nur der deutschen Geschichte überhaupt, sondern Oesterreichs insbesondere, umwölkt vom Bruderzwist der Herrscher und von der Religionsparteiung der Völker, unter der Regierung Rudolfs II. und seines Bruders Mathias. So lange Khlesl passauischer Offizial war, lebte er, durch seine Uebergriffe von der geistlichen Gerichtsbarkeit in die weltliche, mit den Behörden der letzten in beständigem Streite; kaum aber befand er sich im Kabinete, so vertheidigte er die Rechte der Regierung mit eben so großem Eifer, als er sie früher angegriffen hatte. Nachdem er bei der Entthronung Rudolfs II. eines der wichtigsten Werkzeuge des Kaisers Mathias abgegeben hatte, behauptete er als Kabinetsdirektor des Letzteren einen so großen Einfluß, daß aus den sieben Jahren dieser seiner höchsten Macht jede wichtige Staatsaktion mit seinem Namen besiegelt ist. Zugleich war er, an der Spitze der von Rudolf in Oesterreich, von Karl in Steiermark begonnenen Restauration des Katholizismus, ein eifriger, aber nichts weniger als fanatischer Reformator, indem er zwar, in Verbindung mit dem Bischof von Passau, Erzherzog Leopold, den Gebrauch des Abendmahls unter einerlei Gestalt überall wieder einführte, aber bei Gelegenheit des damaligen Glaubenszwiespaltes jederzeit für Duldung und Nachgiebigkeit stimmte.

Diese Mäßigung ward jedoch einer der Hebel seines Sturzes; denn er zog sich dadurch die Feindschaft der strengkatholischen Partei, namentlich des Königs Ferdinand (nachmaligen Kaisers Ferdinand II.) zu, den er jüngst bei der ungarischen Krönung empfindlich beleidigt hatte. Bei dieser Gelegenheit wurde auf Khlesl von einem Landsknechte geschossen, der ihn nur um Haarbreite fehlte. Gefaßt sprach der Kardinal die männlichen Worte: „Das macht mich nicht lustiger, aber wohl mehr zum Tode bereit.“ Nachdem die böhmischen Unruhen mit dem Prager Fenstersturze begonnen hatten, schien es gefährlich, die Staatsgeschäfte in den Händen des Kardinals zu lassen, der, nichts weniger als Zelot,

durch seine Unterhandlungen mit den Empörern und das vertraute Verhältniß zum Grafen Thurn, schon zweideutig war und beständig zum Vergleiche rieth. König Ferdinand, Erzherzog Max und der spanische Botschafter Graf Ognate vereinigten sich daher, den Kardinal durch einen Gewaltstreich vom Kaiser zu entfernen. Am 20. Juli 1618 wurde Khlesl, ohne Wissen des kranken Kaisers, in der Burg zu Wien plötzlich verhaftet, auf das Schloß Ambras in Tirol geführt, hier gefangen gehalten, und erst nach zwei Jahren nach der Abtei Georgenberg übersetzt. Später erhielt er die Erlaubniß, nach Rom zu gehen, wo ihn der Papst Urban VIII. mit dem Kaiser Ferdinand II. aussöhnte. Am 25. Januar 1628 kam er in Wien an, wo er mit großen Ehren und unter dem Geläute aller Glocken empfangen wurde. Er starb zwei Jahre nach seiner Rückkehr am 18. September 1630, sieben und siebzig Jahre alt, zu Wiener-Neustadt. Hammer-Purgstall hat in neuester Zeit das Leben dieses merkwürdigen Kirchenfürsten beschrieben, dessen Bedeutung nicht sowohl in dem Besitze seltener, den Menschen zierender oder auszeichnender Gaben, als vielmehr darin zu suchen ist, daß er gewöhnliche Eigenschaften in seltenem Grade besaß.



Broglie.

Geboren 1785.

Achille Charles Léon Viktor Herzog von Broglie, einer der bekanntesten französischen Staatsmänner von der Koterie der Doktrinärs, ist der Sohn des 1794 während der Revolution hingerichteten Prinzen Claude Viktor von Broglie. Er erhielt eine treffliche Erziehung, und im Umgange mit Frau von Staël, deren Tochter er heiratete, ward die Neigung zu den freien Wissenschaften und schönen Künsten in ihm vorherrschend. Aber die große, geschichtliche Zeit seines Vaterlandes und das Beispiel seines Vaters spornten ihn an, den Hang friedlichen und beschaulichen Dahinlebens zu bekämpfen, und die tüchtige That sich zum Ziele zu setzen. Bereits unter der Kaiserregierung bekleidete er nachein-

ander die Stellen eines Staatsrathes, Auditeurs, eines Militär-Intendanten in Illyrien und in Valladolid, sodann die diplomatischen Posten eines Gesandtschaftsrathes in Wien, Prag und Warschau. Nachdem er 1814 Pair von Frankreich geworden, entwickelte er in der Kammer in klaren, würdigen Reden die gründlichsten Kenntnisse der verschiedensten Staatsverfassungen, die tiefste Einsicht in die Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft, und die durch den Stand der Kultur bedingte Gesetzgebung, die schnellste, eindringlichste Auffassung der vorliegenden Berathungsgegenstände, und vor Allem seine unanfechtbare, mit Freimuth sich geltend machende Rechtschaffenheit. In der Julirevolution ernannte man ihn zum Mitglied der provisorischen Regierung als einstweiligen Minister des Innern, und übergab ihm den 11. August definitiv das Portefeuille des Kultus und des öffentlichen Unterrichtes; auch führte er im Staatsrathe den Vorsitz. Nach Dupont's Eintritt ins Ministerium nahm jedoch Broglie seine Entlassung, und trat in die Pairskammer zurück. Indem er den Staat, wie dieser sein soll, mit dem, was derselbe sein kann, in Einklang zu bringen sucht, und dabei streng und methodisch zu Werke geht, gehört er, wie Alle, welche ein System ohne Rücksicht auf eine Partei verfolgen, zu den Doktrinärs. Er bestritt gleich anfangs als Pair die Nationalsouveränität, und vertheidigte die Erblichkeit der Pairswürde. Im Oktober 1832 war er wieder in das Ministerium getreten, und vertheidigte als Minister der auswärtigen Angelegenheiten kräftig die Interessen und Grundsätze Frankreichs, trat am 1. April 1834 von seinem Posten ab, übernahm aber im März 1835 mit dem Präsidium im Ministerkonseil nochmals das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, und erhielt in demselben Jahre das Großkreuz der Ehrenlegion. Im Februar 1836 legte er sein Portefeuille nieder, und lehnte dann die wiederholten Anträge für Bildung eines Ministeriums jederzeit ab. Nach der Revolution von 1848 blieb er als Anhänger der Orleans längere Zeit vom politischen Schauplatze entfernt. Erst im Mai 1849 gelangte er durch Wahl im Departement Eure in die Nationalversammlung, wo er einer der Führer der Rechten wurde, und 1851 namentlich die Angelegenheit der Verfassungsrevision eifrig betrieb. Hingegen verweigerte er, als Orleanist, im Mai 1852 dem Präsidenten der Republik, Ludwig Napoleon, den Eid, und nahm hiermit seine Entlassung aus den Generalräthen, deren Mitglied er bis dahin gewesen.

Nesselrode.

Geboren 1780.

Karl Robert Graf von Nesselrode, in welchem wir einen der ausgezeichnetsten Diplomaten der Gegenwart verehren, kam in Lissabon zur Welt, wo sein Vater damals den russischen Gesandtschaftsposten bekleidete. Frühzeitig auf der diplomatischen Laufbahn sich bewegend, befand er sich seit 1802 bei der Gesandtschaft in Berlin, dann in Stuttgart, 1805 und 1806 als Legationssekretär und Chargé d'Affaires im Haag, 1807 als Gesandtschaftsrath in Paris, und erwarb sich in diesen Stellungen nach und nach das höchste Vertrauen des Kaisers Alexander. In dem Kriege Rußlands gegen Frankreich schloß er am 19. März 1813 zur Ergänzung des Kalischer Vertrages, nebst dem Baron Stein, den Vertrag zu Breslau mit Hardenberg und Scharnhorst, und am 15. Juni 1813 zu Reichenbach in Schlesien den Subsidienvertrag mit dem brittischen Bevollmächtigten Lord Cathcart. Hierauf kam er mit dem Grafen Metternich über die wichtigsten Punkte des Bündnisses überein, welches am 9. September zu Teplitz zwischen Rußland und Oesterreich, nebst zwei ähnlichen Verträgen zwischen Oesterreich und Preußen vollzogen wurde. In dem Feldzuge von 1814 folgte er seinem Kaiser nach Frankreich, und unterzeichnete am 1. März die Quadrupelallianz zu Chaumont. In der Nacht vom 30. zum 31. März schloß er nebst den Grafen Orlow und Paar den Vertrag mit dem Marschall Marmont, wegen Uebergabe der Stadt Paris, ab. Von ihm sind alle damals von den verbündeten Mächten erlassenen Noten und Erklärungen, an deren Abfassung er den wichtigsten Antheil gehabt haben soll, so wie der Pariser Friede vom 30. Mai 1814 mitunterzeichnet. Auf dem Kongresse zu Wien, wo Rußland die Bildung des deutschen Bundes kräftig unterstützte, war er einer der Hauptbevollmächtigten; auch war er ein thätiges Mitglied des Ausschusses wegen Abschaffung des Negersklavenhandels. Er unterzeichnete ferner am 13. März 1815 die Achtserklärung der verbündeten Mächte gegen Napoleon, und am 25. März den erneuerten Vertrag der

zu Chaumont verbundenen Mächte. Als einer der thätigsten Diplomaten der heiligen Allianz begleitete er den Kaiser Alexander auf die Kongresse zu Aachen, Troppau, Laibach und Verona. Auch unter der Regierung des Kaisers Nikolaus zeigte er sich als bewährten Staatsmann, erwarb sich das Vertrauen dieses kraftvollen und scharfsinnigen Monarchen in demselben Grade. wie dessen Vorgänger es ihm geschenkt hatte, half die zu wiederholten Malen eintretenden Verwicklungen der europäischen Verhältnisse jederzeit glücklich und befriedigend lösen, und wußte in seiner Politik eine imponirende Energie mit einer versöhnenden Mäßigung zu vereinigen. Vorher schon wirklicher geheimer Rath, Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Vizekanzler des Reiches, wurde er 1845 zum wirklichen Reichskanzler ernannt, und seine erfahrene Staatsweisheit trug auch während der Revolutionsstürme der Jahre 1848 und 1849 ihre nicht nur für das Czarenreich, sondern für den Weltfrieden überhaupt gedeihlichen Früchte.



Benedek.

Geboren 1804.

Ludwig von Benedek kam in Oedenburg zur Welt, erhielt seine militärische Erziehung in der Neustädter Militärakademie und trat 1822 in die österreichische Armee. Im April 1846 finden wir ihn als Obersten des Infanterie-Regimentes Nr. 37 nieder. Kurz vorher hatte der Krakauer Aufstand ihm Gelegenheit gegeben, seinen militärischen Blick und seine persönliche Tapferkeit zu bewähren. Am 26. Februar schlug er die Insurgenten bei Gdow, erstürmte diesen Ort, drang gegen Wieliczka vor, welche Stadt er gleichfalls besetzte, und entsendete Truppen gegen Podgorze, um die längs der Weichsel retirirenden Insurgenten aufzureiben. In Folge dieser Anordnung konnte der letztgedachte Ort durch den General Collin mit Sturm genommen werden.

Im August 1847 zum Regimentskommandanten vom Infanterieregimente Graf Gyulai Nr. 33 ernannt, folgte Benedek seiner neuen

Bestimmung nach Italien. Nach dem Mailänder Märzaufstande 1848 rückte er mit der Brigade Wohlgemuth in Mantua ein, und übernahm den Befehl über eine Brigade. Am 6. April unternahm er eine Rekognoszirung gegen Marcaria, drang in den Ort ein, und trieb die Piemontesen über den Oglio. Nachdem für den 29. Mai die Brigade den Auftrag hatte, Curtatone zu nehmen, leitete Benedek hier den letzten Sturm in ganzer Ausdehnung ein, und führte mit militärisch-richtiger Einsicht, mit zweckmäßiger Verwendung der Geschütze, des Brückenmaterials und der Truppen, so wie mit persönlicher Tapferkeit und unermüdlicher Ausdauer, seine Aufgabe durch. Neue Auszeichnung erntete seine Brigade durch ihr heldenmüthiges Verhalten bei dem Vorrücken gegen Goito. Die tapfere Brust des Obersten schmückte jetzt das Theresienkreuz.

Bei dem abermaligen Kriege gegen Sardinien 1849 befehligte Benedek eine Brigade im 2. Armeekorps, und führte die mittlere Kolonne. Hier hatte er nicht nur wesentlichen Antheil an der Einnahme von Mortara, sondern leistete auch am 23. März bei Novara in der schwierigsten Lage durch seine Standhaftigkeit erhebliche Dienste und führte sein Regiment persönlich zum letzten Angriffe vor. Unter den Ausgezeichneten dieses Feldzuges genannt, rückte er zum Generalmajor vor, und übernahm eine Brigade bei dem 1. Reserve-Armeekorps der Donau-Armee. Er befehligte die Avantgarde-Brigade jenes Armeekorps mit Auszeichnung bei Raab und Oszöny, vertrieb den Feind am 3. August von Uj-Szegedin, nahm dann den thätigsten Antheil an dem Gefechte von Szöregh und Ó-Iváný, und wurde in diesen Kämpfen zweimal verwundet. Von seinen Wunden hergestellt, übernahm der tapfere General die Stelle eines Chefs der General-Quartiermeisterstabs-Abtheilung bei der 2. Armee in Italien.

Freiherr v. Sztankovics.

Geboren 1805.

Ludwig von Sztankovics kam in Galizien zur Welt. Der Sohn eines Offiziers, wählte auch er den Militärstand, und wurde 1820 bei dem Regimente Erzherzog Ferdinand-Husaren Kadet. Im Jahre 1842 Major bei Graf Leiningen-Infanterie, wurde er in diesem Regimente 1848 zum Oberstlieutenant befördert, und verrichtete im Dezember des gedachten Jahres seine erste Waffenthat, indem er dem ersten Entsatze der Festung Arad unter dem Kommando des Generalmajors Grafen Leiningen beiwohnte. Zu Anfang des Jahres 1849 wurde er mit der Leitung der Generalstabsgeschäfte bei den Banater Truppen vom Feldmarschalllieutenant Baron Rukawina betraut, und begleitete in dieser Eigenschaft den Feldmarschalllieutenant Gläser zum zweiten Entsatze Arads, bei welcher Gelegenheit er an den Gefechten vom 7., 8., 9. und 13. Februar Theil nahm. Hierauf wurde ihm durch Rukawina die taktische Leitung der Vertheidigung der Festung Temesvar übertragen, und als kurz nach dem Beginne der Belagerung der Kommandant der Garnisons-Artillerie, Major v. Scherb, erkrankte, später auch der Genie-Lokaldirektor Major von Simonitz tödtlich verwundet wurde, vereinigten sich alle Zweige der Vertheidigung im Sztankovics Händen. Ihm gebührt daher der größte Antheil des Ruhmes an der, in der österreichischen Kriegsgeschichte unvergeßlichen, von der Welt bewunderten Vertheidigung von Temesvar, das der Feind mit gewaltigen Streitkräften durch 107 Tage, und dennoch vergeblich belagerte. Ueberall, wo eine entscheidende Maßregel zu treffen war, bei Tag und Nacht, auf den gefährlichsten Punkten, im größten Bomben- und Kugelregen, vollzog Sztankovics die Anordnungen des Festungskommandanten, traf in Fällen, wo Gefahr am Verzuge stand, selbst an Ort und Stelle die nöthigen Vorkehrungen, leitete persönlich Ausfälle, und entfernte sich nicht früher, als bis der Erfolg seiner Verfügungen erreicht war. Für seine ausgezeichnete Dienstleistung erhielt er das Kom-

mandeurkreuz der eisernen Krone, so wie speziell für die Vertheidigung Temesvar's den Theresienorden, und wurde 1850 in den Freiherrnstand erhoben, in demselben Jahre auch zum Generalmajor befördert.

Graf J. Teleki.

Geboren 1790.

Der als Staatsdiener, Gelehrter und Förderer vieles Guten und Zweckmäßigen gleich ausgezeichnete Joseph Graf Teleki v. Szék erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung zu Klausenburg, studirte dann in seiner Vaterstadt Pesth die Rechtswissenschaft, erhielt 1808 die Würde eines k. k. wirkl. Kämmerers, und trat 1810 bei der ungarischen Statthalterei zu Ofen in den Staatsdienst, den er auf zwei Jahre verließ, um auf Reisen durch einen großen Theil Europa's sich weiter auszubilden. 1818 ward er Honorar-Statthalterei-Sekretär, 1821 Baron der königl. Gerichtstafel, 1827 Obergespan des Csanader, 1830 des Szabolcser Komitates, 1832 Hofrath und Referendar bei der ungarischen Hofkanzlei zu Wien, 1837 k. k. wirkl. geheimer Rath und Gouverneur von Siebenbürgen. Als in Folge der Ereignisse von 1848 das letzterwähnte Amt aufhörte, zog der Graf sich auf seine Güter in Ungarn zurück.

Bei seiner vielfältigen und eifrigen amtlichen Thätigkeit sammelte sich Graf Teleki zugleich unvergeßliche Verdienste um die ungarische Literatur. Zwei Preisschriften von ihm wurden durch das Marczibanyische Institut gekrönt. Ihm gebührt die Ehre, in der Angelegenheit der, damals so heftig angefochtenen neologischen Schule der Erste den Gegenstand mit eben so viel systematischer Gründlichkeit, als umfassendem Wissen und Leidenschaftlosigkeit allseitig erforscht, beleuchtet und zur Vereinigung der Parteien das weiseste Wort gesprochen zu haben. Die zweite Preisschrift über die Methode eines vollständigen ungarischen Wörterbuchs fand fünfzehn Jahre später die ungarische Akademie noch so erschöpfend und richtig, daß sie als Grundlage des durch letztere abzufassenden Nationalwerkes angenommen wurde. Später ging Teleki


GRAF JOSEF TELEKI
GRAF STEPHAN
CALDERON
RADOWITZ

zu vaterländischen Geschichtsstudien über, sammelte mit großen Kosten eine Masse von Quellen in Bezug auf die glanzvolle Epoche der Hunyaden, und schritt zur Abfassung eines eigenen umfangreichen Werkes über diesen Gegenstand. Eine Folge seines gründlichen, ausgebreiteten Wissens und der organisirenden Richtung seines Geistes war es, daß ihn der Erzherzog-Palatin und Protektor 1828 zum Präsidenten jener Deputation ernannte, welcher die Organisation der zu errichtenden ungarischen Akademie aufgetragen war; daß ihn die Gründer derselben zum Mitgliede des Direktoriums, dieses ihn 1830 zum Präsidenten der damals konstituirten Akademie erwählten. Als wahrhafter Patriot scheute der Graf auch übrigens kein Opfer für das allgemeine Beste. Das namhafteste ist die mit seiner Mutter und seinen Brüdern gemeinschaftliche Widmung der eben so gewählten, als umfassenden, über 30,000 Bände starken „Teleki'schen Bibliothek" der ungarischen Akademie zu Pesth, sammt einer Stiftung für einen Kustos, welcher 1834 von seiner Seite allein noch der Ankauf und die Uebertragung der Kresznerics'schen Bücher, Inkunabeln, Manuskripte, so wie auch der Münzen, sammt einer Fundation zur Vermehrung der letzteren, folgte.

Graf Széchényi.

Geboren 1792.

Stephan Graf von Széchényi, das edle Opfer des Patriotismus, entstammt einem uralten, durch verdienstvolles Wirken im Kriege wie im Frieden berühmten, ungarischen Geschlechte. An seinem Vater, dem Stifter des mit fürstlicher Freigebigkeit ausgestatteten ungarischen Nationalmuseums, hatte er ein schönes Vorbild der Vaterlandsliebe, und eiferte demselben mit seltener Aufopferung und Treue nach. Er trat frühzeitig in die Kriegerlaufbahn ein, machte die wichtigsten Feldzüge des europäischen Völkerkrieges mit, und benutzte dieselben, eben so wie seine späteren Reisen in die Türkei und nach Kleinasien, zur

Kenntnißnahme von den Staats- und Nationalverhältnissen der vorzüglichsten Staaten. Der Reichstag von 1825 — 1827 veranlaßte seinen Austritt aus dem Militärdienste; er war fest entschlossen, sich der Beförderung der geistigen und industriellen Interessen seines Vaterlandes zu widmen, in welchem es an Handel, Industrie, Literatur, fast an allen Zeichen fehlte, an denen das Wesen einer Nation erkannt wird. Seine Reden erweckten und begeisterten die Ungarn, seine Schriften verscheuchten den Nebel der Vorurtheile, und hatten den damals noch unerhörten Muth, den Spiegel der Nationalgebrechen schonungslos vorzuhalten. Er übernahm die Leitung der hydraulischen Arbeiten am eisernen Thore, und öffnete der Donaudampfschifffahrt den Weg zum Welthandel. Er brachte einen Verein zur Erbauung einer stehenden Brücke zwischen Ofen und Pesth zu Stande, und berieth sich, zur Ausführung dieses Planes, mit den ausgezeichnetsten Technikern Englands. Außerdem ermunterte er vorzüglich den Seidenbau, die Pferdezucht ꝛc. Zur Pflege der Nationalsprache und zur Ausbildung der Nationalliteratur half er, mit Ueberweisung eines Kapitals von 60,000 fl. C. M. aus eigenen Mitteln, die ungarische Akademie gründen, deren Vizepräsident er ward.

Seine geistreichen Reden wirkten im Sinne der Mäßigung und des wahren Gemeinwohles, und schon 1830 sagte er sich von jener heftigen und destruktiven Partei los, die durch Agitation der Massen und durch Umsturz der bestehenden Formen zum Ziele zu gelangen suchte. Vielmehr unterstützte er die Regierung in ihren versöhnenden und zweckdienlichen Maßregeln, und trat 1841 offen gegen den falschen Liberalismus auf, suchte vor den verfassungswidrigen Theorien und gefährlichen Tendenzen der demokratischen Agitatoren zu warnen, und hielt auch auf den folgenden Landtagen standhaft dieses Streben fest. So groß war die allgemeine Verehrung für ihn, daß selbst in der größten Hitze der Journalpolemik keiner seiner politischen Gegner die Rücksichten der Hochachtung gegen ihn vergaß.

Er allein hat unter den Staatsmännern Ungarns den praktischen Weg angezeigt und eingeschlagen, auf welchem Ungarns Wohl und Größe hätte erreicht werden können; er allein hat Dauerndes gegründet. Als die Wetterzeichen des verderbenbringenden Jahres 1848 sich ankündigten, erhob er allein seine warnende Cassandrastimme; sie wurde überhört oder mißverstanden. Széchényi aber wurde von dem unauf-

haltbaren Sturze des Vaterlandes, zu dessen Wiederaufbau er alle seine Kräfte, sein ganzes Leben aufgewendet hatte, so in innerster Seele erschüttert, daß sein edler, kräftiger Geist dem Wahnsinne zum Opfer fiel.

Ludovico Ariosto.

Geboren 1474. Gestorben 1533.

Italiens großer romantischer Epiker Ariosto, zu Reggio geboren, zeigte schon als Kind eine entschiedene Neigung zur Poesie. Um dem Wunsche seines Vaters nicht zu widersprechen, verlegte Ludovico sich auf die Rechtswissenschaft, widmete sich aber zugleich mit Vorliebe dem Spanischen und Französischen, und versuchte sich in Novellen und Entwürfen zu Komödien. Dem Publikum machte er sich zuerst durch lateinische Gedichte, dann durch zwei Lustspiele in Prosa bekannt. Durch seine lyrischen Gedichte, in italienischer und lateinischer Sprache, welche durch Eleganz und Leichtigkeit der Schreibart sich auszeichneten, gewann er die Gunst des Kardinals Hippolyt von Este, Bruders des Herzogs Alfons I. von Ferrara, und wurde 1503 an dessen Hofe angestellt. Hier vollendete Ariosto, mitten unter Zerstreuungen aller Art, binnen zehn bis eilf Jahren dasjenige Gedicht, welchem er seine Unsterblichkeit verdankt, das bewunderte Epos: »der rasende Roland.“ Zu der Wahl dieses Stoffes bewog ihn Bojardo's unvollendetes Epos: „der verliebte Roland,“ und er nahm den Faden da auf, wo Bojardo ihn hatte fallen lassen.

Er hatte das Gedicht seinem Gönner, dem Kardinal Hippolyt, zugeeignet; aber dieser theilte die Anerkennung nicht, welche sich bei den Zeitgenossen laut für das nationale Ehrenwerk aussprach. Als Ariosto ihm sein Buch überreichte, soll der Kardinal kalt gesagt haben: „Meister Ludovico, woher nehmt Ihr nur all' die Possen und Albernheiten?“ Allmälig trat Gleichgiltigkeit zwischen Beiden ein, daher verließ 1517 Ariosto das Haus des Kardinals, und begab sich zu

(Mantel= und Degenstücke), und „Saynetes“ (Divertissements, Lokal=possen) nennt, beschäftigt, so ging er jetzt zu geistlichen Dramen (Autos sacramentales) über. Außer jenen hundert sieben und zwanzig Tragödien, Lust= und Schauspielen hat man von ihm noch einige neunzig Autos sacramentales, über hundert Sayneles und gegen zweihundert kleine Vorspiele, welche Loas heißen. 1663 trat er als Priester in die Kongregation de St. Pedro zu Madrid, und wurde von derselben 1687 zum Capelan mayor ernannt. Er starb am 25. Mai desselben Jahres.

Selten gab es wohl einen glücklicheren dramatischen Dichter, als Calderon. Durch sieben und dreißig Jahre beherrschte er fast allein die spanische Bühne, über welche er, so zu sagen, ein Monopol ausübte. Er fand an seinem königlichen Beschützer einen Gönner und Verehrer, der es sogar so weit trieb, in den Dramen Calderon's die Bühne zu betreten, und überdieß ein Vergnügen daran fand, mit dem Dichter improvisirte Komödien aufzuführen.

Die spanische Vorzeit hat Calderon oft sehr wahr ergriffen; sonst aber hatte er eine zu entschiedene, man möchte sagen brennende Nationalität, um sich in eine andere zu versetzen; höchstens in das, was sich zur Sonne hinneigt, den Süden und den Orient, aber nicht in das klassische Alterthum, noch auch in das nördliche Europa. Solche Stoffe hat er daher ganz fantastisch genommen, wie ihm überhaupt die griechische Mythologie ein liebliches Märchen, und die römische Geschichte eine majestätische Hyperbel ist. Am meisten spricht sich Calderon's Gemüth in der Behandlung der religiösen Gegenstände aus. Die Liebe schildert er nur mit allgemeinen Zügen, er redet ihre dichterische Kunstsprache. Die Religion ist seine eigentliche Liebe, das Herz seines Herzens. Nur für sie erregt er die erschütterndsten, bis in die innerste Seele dringenden Rührungen. Bei bloß weltlichen Begebenheiten scheint er dieß vielmehr nicht gewollt zu haben.

J. M. v. Radowitz.

Geboren 1797.

Joseph Maria von Radowitz stammt aus einer ursprünglich ungarischen, im 18. Jahrhundert nach Deutschland übersiedelten, adeligen Familie, und wurde zu Blankenburg im Thüringischen geboren. Er studirte auf westphälischen und französischen Schulen die Kriegswissenschaft, war schon 1812 westphälischer Artillerieoffizier, erhielt den Orden der Ehrenlegion, befehligte in der Schlacht bei Leipzig eine westphälische Batterie, und wurde hier verwundet und gefangen. Im kurhessischen Dienste machte er dann in der Artillerie die Feldzüge gegen Frankreich mit. 1815 wurde er Lehrer der Mathematik und der Kriegswissenschaften zu Kassel, und trieb eifrig philosophische und historische Studien. Aus einem, ihn ehrenden Anlasse als Hauptmann im Generalstabe aus kurhessischen Diensten entlassen, trat er in preußische als Hauptmann im Generalstabe und Lehrer des Prinzen Albrecht. Von 1827 bis 1830 verfaßte er mehrere mathematische und andere Schriften, darunter den „Kriegsschauplatz in der Türkei," ward Mitglied der obersten Militär-Studienbehörde, Lehrer an der Kriegsschule und Mitglied der Artillerieprüfungs-Kommission, 1828 Major, 1830 Chef des Generalstabes der Artillerie. Von 1824 an, wo Radowitz einen Sommer mit dem Prinzen Albrecht in Sanssouci zubrachte, datirt seine innige Freundschaft mit dem jetzigen Könige von Preußen. 1836 wurde er zum preußischen Militärbevollmächtigten am Bundestage ernannt, und bei den politischen Verwickelungen 1840 erhielt er den Auftrag, gemeinschaftlich mit dem General der Infanterie, v. Grolmann, die Vorschläge Preußens zur Vertheidigung Deutschlands zunächst in Wien und dann an den größeren deutschen Höfen zu vertreten, und für den Fall des ausbrechenden Krieges die erforderlichen Uebereinkünfte zu schließen. 1842 wurde er, mit Beibehaltung seiner militärischen Stellung, zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister an den Höfen zu Karlsruhe, Darmstadt und Nassau ernannt,

1845 zum Generalmajor, später zum Generallieutenant befördert. Nachdem er im April 1848, in Folge des Berliner Aufstandes, seinen Abschied aus preußischem Zivil- und Militärdienste genommen hatte, wurde er in das Frankfurter deutsche Parlament gewählt, wo er für die konservativen Interessen einstand und durch seine Beredsamkeit, wie am rechten Orte durch sein Schweigen, gleich sehr zu wirken wußte. Zugleich leitete er von hier aus durch seine Korrespondenz die Berliner Angelegenheiten. Im Parlamente zu Erfurt machte er sich dann als Leiter der gothaischen Partei bemerkbar, verfocht die Union, und stimmte, zum Minister ernannt, für die preußischen Rüstungen, welche zu Ende 1850 gegen Oesterreichs Einspruch unternommen wurden. Als aber Manteuffel's Friedenspolitik die Oberhand gewann, trat Radowitz in's Privatleben zurück. Im Jahre 1852 folgte er seiner neuen Bestimmung als Chef der preußischen Militär-Bildungsanstalten.

Freiherr von Manteuffel.

Geboren 1805.

Otto Theodor Freiherr von Manteuffel stammt aus einem alten, im Kassubenlande angesessenen Geschlechte, und kam zu Lübben in der Niederlausitz zur Welt. In Halle studirte er die Rechte und die Kameralwissenschaften, und erlangte zugleich große Fertigkeit in den ritterlichen Künsten des Reitens, Fechtens und Schwimmens. Nachdem er in Berlin die juristischen Prüfungen mit Erfolg bestanden, wurde er 1829 beim königl. Kammergerichte beschäftigt, erhielt 1831 die Verwaltung eines Landrathamtes im Sternberger Kreise, wo er mit großer Thätigkeit, Energie und Selbstaufopferung die angeordneten Sperrmaßregeln gegen die Einschleppung der Cholera leitete, und wurde 1833 definitiv zum Landrathe des Luckauer Kreises ernannt. Sofort zum ritterschaftlichen Abgeordneten für den Provinziallandtag der Mark Brandenburg und des Markgrafthums Niederlausitz erwählt,

C



1813 FREIHERR JOS EÖTVÖS
1803 BULWER
G W F HEGEL
VON RAUMER
1781
PIUS IX
KARL ALBERT
1849
Verlag von C A Hartleben in Pesth
Stahlstich v Carl Mayer's Kunst Anstalt in Nürnberg

erschien er seitdem auf allen Landtagen, verwaltete aber dabei sein Amt stets mit dem rühmlichsten Eifer. Zum Lohne dafür erhielt er den Johanniterorden, und später erfolgte seine Ernennung zum Oberregierungsrathe und Dirigenten der Abtheilung des Innern in der königlichen Regierung zu Königsberg. 1843 ging er als Vizepräsident der Regierung nach Stettin, verließ diese Stelle aber schon im nächsten Jahre, weil der Prinz von Preußen, der damals den Vorsitz im Staatsministerium führte, ihn um sich zu haben wünschte. Er übernahm den Vortrag über alle Gegenstände, welche aus den verschiedenen Ministerien an das Staatsministerium gelangten, und gewann hierdurch einen tiefen Einblick in die gesammte preußische Verwaltung. 1845 übernahm er die zweite Abtheilung im Ministerium des Innern, und im folgenden Jahre beide Abtheilungen. Im vereinigten Landtage stellte er sich zu der altpreußischen konservativen Partei, und im November 1848 ward er Minister des Innern. Seine Thätigkeit seit dieser Zeit gehört der preußischen Geschichte an; sie wurde von dem Monarchen mit einer seltenen Auszeichnung belohnt: mit der Erlaubniß, allen Klassen seiner Ehrenzeichen Krone und Szepter hinzuzufügen. Er hat sich als der entschiedenste Verfechter der Ordnung und Gesetzlichkeit bewährt, und seine Friedenspolitik hat Deutschland, ja Europa vor einem Kriege bewahrt, so wie die Hoffnungen der Umsturzpartei niedergeschlagen, wodurch er, der Ministerpräsident, freilich einer heftigen Opposition nicht entgehen konnte. Als zu Ende 1850 der Krieg zwischen Oesterreich und Preußen auszubrechen drohte, bot er noch im letzten Augenblicke die Hand zur Verständigung, die dann zu Olmütz und Dresden zu Stande kam, und vertheidigte hierauf seine Politik in der theilweise kriegerisch gesinnten Kammer mit einer Offenheit und Entschiedenheit, die für seinen moralischen Muth das ehrendste Zeugniß abgelegt hat.

Eötvös.

Geboren 1813.

Das äußere Leben dieses berühmten Vertreters des neueren ungarischen Romans läßt sich in wenige Züge zusammenfassen. Baron Joseph Eötvös wurde den 3. September 1813 in Ofen geboren, erhielt im älterlichen Hause eine vortreffliche Erziehung, und machte 1825—1831 seine philosophischen und juristischen Studien an der Pesther Universität. Nachdem er 1833 Advokat geworden, trat er in die amtliche Laufbahn, welche er aber bald wieder verließ, um sich ausschließlich der Literatur zu widmen. Während der Jahre 1836 und 1837 brachte er siebzehn Monate auf Reisen zu. Die drei Landtage, an welchen er dann Theil nahm, waren jene der Jahre 1839, 1843 und 1848. Hier und in den Komitatskongregationen erntete er, die Gaben der Poesie und der politischen Beredsamkeit vereinigend, häufige Erfolge. Im April 1848 wurde er zum Kultusminister Ungarns ernannt, legte aber schon im September desselben Jahres seine Stelle nieder, und verließ das Land, wohin er erst zurückkehrte, nachdem der Sturm der Revolution dort ausgetobt hatte.

Mit der ihm von Gott verliehenen Kraft diente er vorzugsweise dem leidenden Theile der Menschheit. Obwohl ihm die Juden unangenehm sind, nahm er doch das Wort für ihre Emanzipation, und brachte mehr als ein Jahr mit den trockensten Studien über Gefängnißwesen zu, um die Aufmerksamkeit des Landes auf diesen Gegenstand zu leiten. Er schlug in seinen Werken: „Reform“ und „Falu' jegyzöje,“ seine Popularität in die Schanze, um Jenen zu dienen, die zur Zeit, als er für sie auftrat, nicht nur keinen Lohn für seine Worte zu geben hatten, sondern zum größeren Theile nicht einmal wußten, daß Jemand für sie das Wort erhoben hatte, — und dieß ist unstreitig das größte Verdienst seiner literarischen Wirksamkeit.

Sein Roman: „der Karthäuser“ (Pesth, 1838—1841), gab ihm eigentlich nur die Form, um die Ueberschwemmung von Aphorismen,

Bildern und Gleichnissen, die des Verfassers Gedanken- und Gefühlsreichthum in seinem Kopfe wie in seinem Schreibpulte angehäuft hatte, anzubringen und zu einem Ganzen zu ordnen. Durch das ganze Buch zieht sich übrigens ein Hauptgedanke, der im letzten Kapitel auch ausgesprochen wird: daß uns der Egoismus in jeder Form — auch der edelsten: der Ruhmsucht — unglücklich mache, und nur dasjenige, was wir für Andere thun, wirkliche Zufriedenheit gewähren könne. Sein „Falu' jegyzöje" (der Dorfnotär; Pesth 1844 — 1846; deutsch von Mailath, 2. Auflage, Pesth 1851) und „Magyarország 1514ben" (Ungarn im Jahre 1514; Pesth 1847—1848; deutsch von Dux, Pesth und Leipzig 1850), sind in gewisser Beziehung Tendenzromane, und namentlich wollte er in dem erstgedachten, der eine seltene Berühmtheit erlangt hat, den damaligen traurigen Zustand der nicht privilegirten Klassen in Ungarn klar machen. — In seinem Werke: »die herrschenden Ideen des neunzehnten Jahrhunderts und ihr Einfluß auf den Staat« (Pesth und Wien 1851), werden die leitenden Ideen der Neuzeit von dem übersichtlichen Standpunkte der Geschichte und Staatsphilosophie aus, einer scharfen Kritik unterworfen. Außerdem erschien von ihm in deutscher Sprache: »die Gleichberechtigung der Nationalitäten« (2. Aufl., Wien 1851).



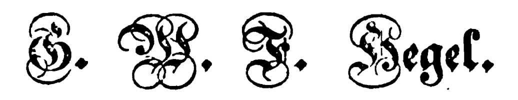
Bulwer.

Geboren 1803.

Der berühmte englische Romanschriftsteller Edward Lytton Bulwer kam zu Heydon-Hall in der Grafschaft Norfolk zur Welt, und verdankte, nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters, den ersten wissenschaftlichen Grund zunächst seiner hochgebildeten Mutter. Aus dem mütterlichen Hause zog er auf die Universität Cambridge, wo ein Gedicht von ihm über die Skulptur, den Preis gewann. Dort befleißigte er sich auch der durch Goethe ihm besonders lieb gewordenen deutschen Sprache und Literatur, welcher er größere Achtung, als vielleicht

irgend ein Engländer, bezeigt hat, und unternahm während der Ferienzeiten Reisen durch England und Schottland. Späterhin sah er auch Frankreich, Deutschland und Italien, reiche Fundgruben seiner Erfahrung und ungemeinen Weltbildung. Trotz der vielfachen politisch-parlamentarischen Tendenzen in seinen Romanen hatte er dennoch als Parlamentsmitglied und Redner nur geringen Erfolg. Bei der Krönung der Königin Viktoria wurde er zum Baronet erhoben, und überhaupt ging er auch an politischen Ehren nicht leer aus.

Als Romanschriftsteller ist er in allen Zungen verdolmetscht, von allen Völkern gelesen, der fruchtbare und gefeierte Verfasser von „Pelham," „der Verstoßene," „Devereux," „Paul Clifford," „Eugen Aram," „England und die Engländer," „die letzten Tage von Pompeji," „Athen's Aufschwung und Verfall," „Cola Rienzi," „die Pilger am Rhein," „Leila, oder die Belagerung von Granada," „Ernst Maltravers," „Alice, oder die Geheimnisse," „Zanoni," „der letzte Baron," u. a. m. Bulwer schrieb Tendenzromane, was den wesentlichen Unterschied zwischen ihm und seinen britischen Nebenbuhlern der Gegenwart, so wie der Vergangenheit, ausmacht. Er ist romantischer Porträteur, und malt aus Liebhaberei und mit glücklicherem Erfolge Charaktere, während ihm andere Färbungen und Schattirungen minder gelingen mögen. Heroen zu schaffen und darzustellen, reicht seine Kraft nicht aus, wohl aber Gladiatoren und feste, starke Männer. Seine weiblichen Charaktere jedoch sind im Allgemeinen unübertrefflich; der Schleier der Anmuth umwallt sie. Zeitweise hat er sich auch auf das Drama verlegt, wie seine „Herzogin von Lavalliere," „das Mädchen von Lyon," „Geld," „Richelieu," „der Seekapitän oder die Erbschaft" zeigen; aber keineswegs mit besonderem Berufe, daher er auch von seinen dramatischen Nebenausflügen immer wieder zu seinem höheren Ziele: dem Romane, zurückgekehrt ist.



G. W. F. Hegel.

Geboren 1770. Gestorben 1831.

Der große Lehrer der neuesten Philosophenschule, der sein System vorzugsweise als Philosophie des Geistes etablirte, war zu Stuttgart geboren, widmete sich in dem theologischen Stifte zu Tübingen den theologischen und philosophischen Studien, und trat zuerst 1801 mit einer Doktordissertation: „De orbilis planetarum," in Jena auf, wo er sich als Privatdozent habilitirte und noch in demselben Jahre die „Differenz des Fichte'schen und Schelling'schen Systems" herausgab. Sowohl in dieser Schrift, wie auch in seinem Aufsatze: „Glauben und Wissen, oder die Reflexionsphilosophie der Subjektivität in der Vollständigkeit ihrer Formen, als Kant'sche, Jakobi'sche und Fichte'sche Philosophie," verräth er noch die Formen und die Terminologie des Schelling'schen Denkers. — Seit 1805 war Hegel außerordentlicher Professor in Jena, und privatisirte seit 1806 in Bayern, mit der Redaktion einer politischen Zeitschrift beschäftigt. Im Jahre 1808 ward er Rektor des Gymnasiums zu Nürnberg, erhielt jedoch 1815 wieder eine Professur der Philosophie in Heidelberg, und folgte endlich 1818 dem Rufe nach Berlin, wo seit 1814 mit Fichte's Tode der philosophische Hauptlehrstuhl unbesetzt geblieben war.

Während dieser zweiten Periode seines äußeren und inneren Lebens (1806 — 1818) rang sich sein unerschütterlich forschender, fast riesenmäßig arbeitender Geist, der Welt verborgen, durch alle Gebiete des Wissens hindurch, um das, was in den Schelling'schen idealen Grundzügen als Möglichkeit einer universalen Wissenschaft der Philosophie sichtbar genug vorhanden war, zur Wirklichkeit zu gestalten. Zugleich erfaßte Hegel sein eigenstes Wesen erst jetzt, indem er Schelling's fliegende Revolutionsideen, die den bisherigen Bestand des philosophischen Wissens gänzlich umkehrten, zu fesseln, aufzuhalten und wissenschaftlich zu systemisiren den Versuch machte. Aus diesem Ringen wurde dann ein völliges Lossagen von Schelling's Methode. Im Jahre

1807 erschien Hegel's „System der Wissenschaft.“ In dem ersten Theile seines Systems: Phänomenologie des Geistes genannt, liegt das Werden des Hegel'schen Denkens zur Wissenschaft am Tage. Er sagt darin, daß vor ihm der Begriff des Absoluten ausgesprochen, aber noch nicht als Begriff gefaßt sei. Er läugnete die intellektuelle Anschauung des Absoluten als Organ der Wahrheit; diese ist vielmehr nach ihm Produkt des Bewußtseins, nicht bloß jedoch im Einzelnen, der sich mit dem Allgemeinen zusammenschließt, sondern im Reiche des Daseins überhaupt, so daß die Natur als das bloße An-sich-sein das Falsche ist, das erst im Bewußtsein ihrer selbst, d. h. im Geiste, seine Wahrheit als das ihm selbst Entgegengesetzte finde. Hegel's „Wissenschaft der Logik“ folgte 1812—1816, und es läßt sich von ihr sagen, daß der spekulative Gedanke in aller seiner Irrung und Zurückorientirung zur Idee der Wahrheit, nie so konsequent verfolgt worden sei, als in diesem Werke.

Seit 1818 lehrte Hegel in Berlin, wo der Kreis seiner Zuhörer sich fortwährend erweiterte, und wo auch seine „Grundlinien der Philosophie des Rechts“ erschienen. Am 14. November 1831 entriß ihn die Cholera einem Wirken, das für den geistig-wissenschaftlichen Kampf in Deutschland von unabsehbarem Einflusse geblieben ist.



F. von Raumer.

Geboren 1781.

Friedrich von Raumer ist ein Name, der nicht nur in Preußen und Deutschland, sondern auch in England und Frankreich mit höchster Achtung genannt wird, und in manche wichtige Beziehungen der Gegenwart bedeutungsvoll hineinragt. Zu Wörlitz bei Dessau geboren, studirte Raumer in Halle und Göttingen die Rechte und die Kameralwissenschaft, ward 1801 Referendar bei der kurmärkischen Kammer, im folgenden Jahre Assessor, stand 1806 — 1808 einem Departement der Domainenkammer zu Wusterhausen bei Berlin vor, erhielt 1809

bei der Regierung in Potsdam eine Rathsstelle, und kam 1810 in die Abtheilung für die Staatsschulden im Ministerium. Ein Jahr später ging sein höchster Wunsch in Erfüllung, indem er eine Professur in Breslau erhielt. Mit königlicher Unterstützung unternahm er dann 1816 eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Italien, und wurde 1819 als Professor der Staatswissenschaft nach Berlin berufen, wo er jedoch vorzugsweise nur geschichtliche Vorträge hält. Auch war er längere Zeit Mitglied des Ober-Zensurkollegiums, bis er 1831 freiwillig seine Entlassung nahm, was in jener Zeit nicht geringes Aufsehen erregte.

Als Gelehrter, der sich durch seine »Geschichte der Hohenstaufen« die Krone eines unvergänglichen Ruhmes aufgesetzt hat, macht er es sich insofern gewissermaßen bequem, als er, Lebensgenuß und Forschungseifer in Einklang zu bringen bemüht, seit 1830 fast jeden Sommer reiset, dabei Länder und Völker in ihrem gegenwärtigen Zustande mit nicht minderer Aufmerksamkeit in's Auge faßt, als Archive und Bibliotheken, die vor seinem Rufe allerwärts sich öffnen, und seine Beobachtungen dort, wie seine Forschungen hier, im Fluge der Reise und im Getümmel des Gasthauslebens niederschreibt und, also niedergeschrieben, auch meist der Druckerei überliefert. Seine außerordentliche Gabe, das Erschaute und Erlebte, das Erfahrene und Erforschte, im Augenblicke bei sich zu verarbeiten und als ein Eigenthümliches in angenehmer Gestaltung wiederzugeben, kommt ihm dabei trefflich zu Statten, so wie seine ungemeine Gewandtheit, aus verstaubten Papierbergen das Brauchbare in Tagen herauszufinden, wozu Andere mit zweifelhaftem Erfolge Monate brauchen. Auf seine Briefe: „England im Jahre 1835“ folgten „die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart“ und „König Friedrich II. und seine Zeit.“ Eine Frucht seiner zweiten Reise nach England (1836) war das Werk: „Europa am Ende des siebenjährigen bis zum Ende des amerikanischen Krieges,“ zu welchem das geheime Archiv London's ihm die Materialien lieferte. Gleichzeitig schritt seine verdienstvolle »Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrhunderts vorwärts.“ Auch eine abermalige Reise nach Italien (1839) trug ihre Früchte in der Schrift: „Italien, Beiträge zur Kenntniß dieses Landes,“ welche interessante Aufschlüsse gibt. Später erschienen seine „Beiträge zur neueren Geschichte aus dem britischen Museum und Reichsarchive,“ und „England im Jahre 1841.“ Amerika besuchte er im Jahre 1848 und, ungeachtet seines vorgeschrittenen Alters, zum

zweiten Male im Jahre 1850. Die Resultate seiner ersten Reise dorthin gab er in dem Werke: „Die Vereinigten Staaten von Nordamerika.“

Pius IX.,

römischer Papst.

Geboren 1792.

Dieser, durch seinen Charakter, wie durch seine Schicksale merkwürdige, jetztregierende Papst heißt eigentlich Giovanni Maria Graf von Mastai-Ferretti, und kam zu Sinigaglia im Kirchenstaate zur Welt. Im großen Kollegium zu Volterra studirte er Philosophie und Jurisprudenz, und da er seiner schwächlichen Gesundheit wegen bei der päpstlichen Noblegarde, in welche er eintreten wollte, nicht aufgenommen wurde, so widmete er sich, auf Anrathen Pius VII., dem geistlichen Stande. Er trat zuerst als Priester canonico di S. Maria di via lata in Rom ein, ging 1823 in Aufträgen des heil. Stuhles nach Chile, wurde nach seiner Rückkehr 1825 zum Direktor des unter dem Namen Tata Giovanni bekannten Hospitiums dell' Ascenta in Rom, später zum Präsidenten des apostolischen Hospitiums S. Michele an der Tiber ernannt, 1827 aber, seiner vorzüglichen Verdienste wegen, von Leo XII. zum Erzbischof von Spoleto erhoben, und 1833 als Bischof nach Imola versetzt, eine Stelle, welche die nächste Anwartschaft auf die Kardinalswürde verleiht. Auf diesem Platze machte er durch sein erfolgreiches Wirken für kirchliche und Schulangelegenheiten, so wie für wohlthätige Zwecke, sich unvergeßlich. 1836 befand er sich als päpstlicher Nuntius in Neapel, als dort die Cholera ausbrach, und wurde durch seine aufopfernden und energischen Hilfeleistungen der rettende Engel dieser Stadt. Papst Gregor XVI. ernannte 1839 den hochverdienten Priester zum Kardinal. Nach dem Tode des gedachten Papstes wurde Mastai-Ferretti im Konklave am 16. Juni 1846 auf den päpstlichen Stuhl gewählt, und bestieg denselben unter dem Namen Pius IX.

Zahlreiche und zweckmäßige Reformen bezeichneten den Regierungsantritt des neuen Papstes, der sich unermüdlich in Beseitigung alter Uebelstände zeigte. So bildete er unter Andern einen neuen stabilen Staatsrath, veranlaßte eine große Sparsamkeit im Hofhaushalte, entfernte das bisherige strenge Zeremoniel, ertheilte eine Amnestie für begangene politische Vergehen, ordnete wichtige Verbesserungen im Verwaltungswesen an, und gründete 1847 eine Staatskonsulta, indem aus sämmtlichen Provinzen des Kirchenstaates achtbare Männer einberufen werden sollten, welche nicht bloß ihren Rath über bessere Ordnung der Gemeinderäthe und andere Materialien zu ertheilen, sondern auch bei der Verwaltung mitzuwirken hätten. Der Jubel der Römer war unbeschreiblich, und beispiellos ihre Begeisterung für den neuen Papst, der, wie sie sagten, die Religion mit der Freiheit zu vermählen wisse. Aber bald wußte sich die Umsturzpartei dieser, anfangs edlen Begeisterung des Volkes zu bemächtigen, und letzteres zu immer ungestümeren Forderungen, ja zuletzt zur offenen Empörung hinzureißen, die mit dem allgemeinen Aufstande der Länder Italiens Hand in Hand ging. Am 15. November 1848 wurde der päpstliche Minister, Graf Rossi, meuchlings ermordet, und am folgenden Tage brach, durch die Volksklubs geleitet, der Aufstand in Rom aus. Nachdem man den quirinalischen Palast mit Kanonen beschossen hatte, wurde dem Papste ein neues Ministerium aufgezwungen. Dieser verließ am 24. heimlich Rom, floh nach Gaëta und erklärte in einem Proteste alle, seit der gewaltsamen Auflösung des Ministeriums Rossi gefaßten Beschlüsse für null und nichtig. Unterdessen setzten sich österreichische, französische, spanische und neapolitanische Streitkräfte in Bewegung, um die Revolution im Kirchenstaate zu unterdrücken, und den heiligen Vater wieder in den Besitz seiner Macht zu bringen. Am 3. Juli 1849 zogen französische Truppen in das bezwungene Rom ein; aber erst am 4. April 1850 verließ der Papst seinen letzten Aufenthalt Portici, und hielt am 12. seinen Einzug in Rom, um daselbst die Zügel der Regierung auf's Neue zu übernehmen.

Karl Albert,

König von Sardinien.

Geboren 1798. Gestorben 1849.

Karl Albert Amadeus war der Sohn des Prinzen Karl Emanuel von Savoyen-Carignan, welchen er schon als Kind verlor. Auf seine Stammgüter in Piemont zurückgezogen, verfolgte er frühzeitig ehrgeizige Pläne, und wurde die Seele der Verschwörung, welche 1821 Piemont aufwiegeln sollte. Sobald der Aufstand durch den Abfall des Heeres sich gekräftigt hatte, übernahm er offen die Leitung, ließ sich von dem Könige zu dessen Alterego ernennen, proklamirte die spanische Kortesverfassung von 1812, beschwor sie, und regierte in Gemeinschaft mit einer provisorischen Junta ganz im revolutionären Style. Als aber die Lage der Sache sich bedrohlich gestaltete, floh er, ohne die Junta zu benachrichtigen, aus Turin nach Novara, und von da in das österreichische Hauptquartier. Seine Flucht war der Todesstreich für den Aufstand. Am Hofe in Ungnade, von seinen früheren Gesinnungsgenossen des Verraths beschuldigt, suchte er einen Beweis seiner Gesinnungstreue zu geben, indem er 1823 unter Angoulême den Feldzug nach Spanien mitmachte, und bei dem entscheidenden Sturme auf den Trocadero sich in die Reihen der Grenadiere stellte. Zwar durfte er nun wieder in Turin erscheinen, aber bald entledigte man sich seiner, und schickte ihn als Statthalter nach der Insel Sardinien. Der Tod des Königs Karl Felix berief ihn 1831 auf den Thron. Er regierte hier keineswegs im liberalen Sinne, und bändigte mit unerbittlicher Strenge die gegen ihn angesponnenen Verschwörungen mehrerer Parteien. Als die politische Aufregung sich gelegt hatte, erfolgten manche Reformen, welche vorzüglich die Wehrhaftmachung des Heeres zum Zwecke hatten.

Die Gährung in der Lombardie und die daraus für die österreichische Regierung hervorgehenden Schwierigkeiten wurden von Karl Albert mit gierigen Augen betrachtet. Er trat jetzt unumwunden an die Spitze der Lega italiana als „Italiens Schwert;“ den Widerwillen gegen die Re-

volution überwand bei ihm die Kriegslust und der Erherersinn. Kaum war im März 1848 der Aufstand der Lombardie ausgebrochen, da übernahm der König selbst den Oberbefehl über das in dieses Land einrückende Heer. Aber nach anfänglichen Scheinerfolgen wurde er durch Radetzky in schnell hinter einander folgenden Siegen aus der Lombardie zurückgeworfen, und nicht ohne Gefahr, von dem durch ihn getäuschten Volke umgebracht zu werden, floh er aus Mailand in seine Staaten zurück. Allein die thörichten Hoffnungen der Kriegspartei, die er selbst heraufbeschworen, waren durch diese Niederlage nicht erschöpft, und zwangen ihn, im folgenden Jahre wider seinen Willen noch einmal Oesterreich zum Kampfe herauszufordern. Dieser zweite kurze Feldzug endigte mit des Königs völliger Niederlage bei Mortara und Novara. Karl Alberts Muth war durch diesen letzten Schlag gebrochen. Sogleich nach der unglücklichen Schlacht bei Novara entsagte er dem Throne zu Gunsten seines ältesten Sohnes, und starb bald darauf, von Reue und Beschämung verzehrt, den 28. Juli 1849 zu Oporto in Portugal.

Redaktion von Dr. Hermann Meynert.

Inhalts-Verzeichniß

des fünften Bandes.

Seite

Allgemeines

Inhalts-Verzeichniß

der in den fünf Bänden

des neuen Plutarch enthaltenen Namen.

Die römische Zahl zeigt den betreffenden Band, die arabische die Seitenzahl an.

A.

B.

C.

D.

H.

J.





